Digitized by Google

Ex Libris

OTTONIS COMITIS
IN
STOLBERG – STOLBERG

Ex Libris

OTTONIS COMITIS
IN
STOLBERG – STOLBERG

B
12
448

2483

Bib.
Saal
Kasten IV
Fach K
Nr. 10

6-7

Digitized by Google

B
12
448

2483

Bib.
Saal IV
Kasten K
Fach 10
Nr. 1

6-7

Digitized by Google

Digitized by Google

Moritz von Kotzebue's,

Ruſſiſch-kaiſerlichen Hauptmanns im Generalſtabe, Ritters des Wladimir-, wie auch des Perſiſchen Sonnen- und Löwen-Ordens,

Reiſe nach Perſien

mit

der Ruſſiſch-kaiſerlichen Geſandtſchaft

im Jahre 1817.

Mit neun ausgemahlten und ſchwarzen Kupfern.

Wien 1825.
Bey Kaulfuß und Krammer, Buchhändlern.

Digitized by Google

MUSEUM

DER

NEUESTEN UND INTERESSANTESTEN

REISEBESCHREIBUNGEN

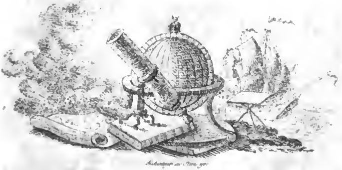
FÜR GEBILDETE LESER.

VOLLSTÄNDIG

NACH DEN ORIGINALAUSGABEN

MIT KARTEN UND KUPFERN

VI. BAND



Wien 1825.
Bey Kaulfuß und Krammer, Buchhändlern.

Digitized by Google

G
161
.M98
v.6-7

Digitized by Google

693617-020

Dem

Herrn Geſandten,

General en Chef

Jermoloff,

Haupt-Commandeur in Gruſien

und

Ritter vieler hohen Orden,

mit dankbarer Verehrung gewidmet

von

dem Verfaſſer.

Digitized by Google

Vorrede.

Der Verfaſſer dieſes Reiſe-Journals iſt derſelbe junge Mann, der dem Publikum vor einigen Jahren durch die Beſchreibung ſeiner Kriegsgefangenſchaft in Frankreich bekannt geworden iſt. Er hält ſich jetzt, nach ſeiner Rückkehr aus Perſien, in Gruſien auf, wo ihm Meſſungen der Provinz übertragen worden ſind.

Dem Unterzeichneten ſandte er vor kurzem ſeine Handſchrift, mit der Bitte, ſie zum Drucke zu befördern, jedoch zugleich das Publikum darauf aufmerkſam zu machen, daß er keineswegs die Anmaßung habe, nach Vorgängern, wie Chardin und Malcolm, eine Beſchreibung von Perſien zu liefern, ſondern daß er, mit Erlaubniß des Herrn Geſandten, bloß ſeine Beobachtungen mittheile; auch daß man ihm, der von Jugend auf Seemann und Soldat, bald auf dem Meere bald im Felde geweſen, den ungekünſtel-

ten, vielleicht etwas rauhen Styl verzeihen müſſe. Hingegen ſchmeichelt er ſich, daß man ſeine, in der That mit lebhaftem Geiſte gemachten Beobachtungen nicht unintereſſant finden werde, zumahl da nur die ſtrengſte Wahrheitsliebe ihm die Feder geführt habe.

Daß iſt Alles, was der Unterzeichnete im Nahmen des Verfaſſers dem Publikum zu ſagen hatte.

Weimar, im April 1818.

August von Kotzebue.

Digitized by Google

1.

Es gibt Menſchen, die vom Schickſale beſtimmt zu ſeyn ſcheinen, ſich ewig in der Welt herum zu tummeln. Wer möchte ſie aber glücklich nennen, da ſie, immer in neue Verhältniſſe verſetzt, gern oder ungern in das Böſe wie in das Gute ſich finden müſſen, und endlich unmerklich ein Allerweltsgepräge annehmen, welches zwar ganz gut für die große Welt, aber nicht für den ſtillen häuslichen Zirkel paßt, — und haben ſie dann nicht Alles verloren?

Zu ſolchen Spielbällen des Glückes mich zu zählen, war bisher mein Los. Schon in meinem ſechszehnten Jahre trug mich ein Schiff um die Welt. Im achtzehnten war ich mitten im Kriegsgetümmel, und bey Friedland zerſchmetterten Kartätſchen mir den Arm. Im vier und zwanzigſten focht ich abermahls unter dem tapfern Grafen Wittgenſtein für mein Vaterland, hatte das Unglück gefangen zu werden, wurde nach Frankreich transportirt, durch die Sieger befreyt, und kehrte mit ihnen zurück, um bald auf's neue gegen Frankreich in's Feld zu ziehen. Als auch dieſer Kriegsſturm ausgetobt hatte, wurde die Diviſion, bey welcher ich ſtand, in die Gegend von Charkow verlegt, um der Ruhe zu genießen. Hier befand ich mich im May 1816 bey meinem biedern Commandeur, dem General-Adjutanten Baron Korff. Die Güter ſeines Schwiegervaters lagen in der Nähe. Seine liebenswürdige Gemahlinn hatte Jahre lang den Gatten nicht geſehen; es wurden Feſte veranſtaltet, man jubelte Wochenlang, bis endlich Alles, der rauſchenden Freude überdrüßig, ſich in den ſtillen Zirkel häuslicher Freuden zurückzog. Der kalte Winter entfloh unbemerkt, die Natur lebte wieder auf, als mein General zum Corps-Commandeur ernannt wurde, und ich vom General-Quartiermeiſter Harting Ordre erhielt, mich ſchleunigſt nach Petersburg zu begeben.

Mit gerührtem Herzen gedenke ich der Trennung von meinem General und von ſeiner Familie. Außerdem verließ ich noch meinen Jugendfreund, den Oberſten Howen, als glücklichen Bräutigam, und konnte deſſen Hochzeit nicht einmahl mehr beywohnen. Nicht in der beſten Laune, wie man ſich denken kann, warf ich mich auf einen Ruſſiſchen Poſtwagen und fuhr davon.

Ein kothiger Weg und ewiger Wald nebſt groben Poſtmeiſtern waren meine treuen Gefährten. In Smolensk, das vom letzten Kriege ſehr gelitten hat, gab der Poſtmeiſter geradezu ohne doppelte Bezahlung keine Pferde, und im gegenüber liegenden Wirthshauſe wurde man, ſo zu ſagen, lebendig geſchunden. Ein Haufen Podoroſchna's (Poſtpäſſe auf Pferde), die in der Ecke eines Fenſters lagen, bewieſen mir deutlich, daß der Herr Poſtmeiſter nicht ſpaßte, ſondern daß weit größere Herren als ich, ſchon Tage lang warteten. Ich meynte, die Herren hätten mehr Luſt und Mittel, als ich, das gegenüber liegende Wirthshaus zu bereichern, — ſchrie viel, bezahlte doppelt, und wünſchte der wackern Geſellſchaft viel Vergnügen. Den ſchmutzigen Weg wurde ich bald los; aber nun erſchien eine weit ärgere Qual, die weltberühmte Knüppel-Brücke, die von Weliki-Luki beynahe bis Petersburg führt. Wer ſeine Knochen noch braucht, dem rathe ich, dieſen Weg zu meiden. Bald erblickte ich das ſchöne Gatſchina und ſtieg noch den nähmlichen Abend im Hôtel de Reval in Petersburg ab. Sehr neugierig, meine eigentliche Beſtimmung zu erfahren, warf ich mich den andern Morgen in Galla, und begab mich in's Haus des Generalſtabes, um mich bey meinem Chef, dem General-Adjutanten Fürſten Wolkonsky, zu melden.

Der Fürſt erſcheint gewöhnlich erſt um 2 Uhr. Die Zeit bis dahin benutzte ich, um einige alte Kameraden aufzuſuchen, von denen ich zu meinem Erſtaunen erfuhr, daß ich beſtimmt ſey, mit einer Geſandtſchaft nach Perſien zu gehen. Der Fürſt beſtätigte bald darauf, was ich vernommen hatte, und ſetzte hinzu, daß er Willens wäre, mich zu dem Herrn wirklichen Staatsrath und Aſtronomen Schubert zu ſchicken, um in der Aſtronomie Unterricht zu erhalten, und mich bis zur Abreiſe, die erſt in zwey Monathen eintreten ſollte, ſo viel als möglich zu dieſem Fach vorzubereiten. Den Kopf voller Aſtronomie und Perſien, ging ich in's Gymnaſium, um meine Brüder Auguſt und Paul aufzuſuchen, die ich ſeit fünf Jahren nicht geſehen. Sie waren während der Feyertage zum Staatsrathe Würſt, einem Freunde meines Vaters, eingeladen, und ich fand ſie erſt einige Tage ſpäter in einem häuslichen Zirkel, der während meines Aufenthaltes in Petersburg, meine Lieblings-, und ich kann hinzuſetzen, meine einzige Zerſtreuung war. Die vielen Berechnungen machten mich oft mürriſch, ich taugte nicht für frohe Zirkel; dort war ich immer willkommen. Bald erfuhr ich, daß auch ein Kamerad von mir, Paul von Rennenkampff, nicht nur zu der Geſandtſchaft nach Perſien, ſondern auch zum Unterrichtnehmen bey Schubert beſtimmt ſey. Wir beſchloſſen, zuſammen zu wohnen, und ich zog zu ihm nach Waſſili-

Oſtroff. Der ehrwürdige, berühmte Staatsrath Schubert hatte nicht nur alle mögliche Geduld mit uns im Unterrichte, ſondern wußte ſo gut, lange und langweilige Berechnungen mit einem lehrreichen, angenehmen Geſpräche zu verknüpfen, daß wir nie ohne Bewunderung ſein Haus verließen, und ganze Nächte wachten, um dieſem ehrwürdigen Manne eine Wiederhohlung zu erſparen. Dieſer Unterricht verſchaffte uns das Glück, auch Montags zu dem lehrreichen Zirkel zu gehören, der ſich in ſeiner braven Familie verſammelt.

Im Monathe Auguſt hatten wir unſern Unterricht bey Staatsrath Schubert beynahe gänzlich beendiget, und wurden dem Geſandten, General-Lieutenant Jermoloff, vorgeſtellt, demſelben, der im Jahre 1807 Wunder mit der Artillerie that, und an dem Siege bey Culm, der damahls das Schickſal von Europa entſchied, einen ſo wichtigen Antheil hatte. Sein Empfang war wirklich mehr der eines Freundes, als eines Vorgeſetzten, und wir müſſen alle zu ſeinem Ruhme ſagen, daß er ſich nie geändert hat. Ich und mein Freund verließen ihn beyde ganz begeiſtert, und eilten, unſere Freude unſerm ehrwürdigen Lehrer mitzutheilen, der ſo gütig war, ſich für uns zu intereſſiren. Bald darauf erfuhren wir, daß der Geſandte Petersburg verlaſſe, und der ganzen Ambaſſade frey ſtelle, zu reiſen wie ſie wolle, wenn ſie ſich nur im November beſtimmt in Tiflis einfinde. Oberſt von Iwanoff, der als Chef vom Generalſtabe nach Gruſien beſtimmt war, und auch zur Geſandtſchaft gehörte, wirkte beym Fürſten Wolkonsky eine Kaleſche für die aſtronomiſchen Uhren und Inſtrumente aus; mit dieſem war ich auch beſtimmt zu reiſen, und wir verließen den 17. Auguſt die ſchöne Stadt Petersburg. Rennenkampff fuhr erſt zu ſeinen Ältern nach Liefland, und traf in Moskau wieder mit uns zuſammen.

Als wir den Abend im Dunkeln die Stadt verließen, ſo hatte ſich ein Jeder traurig in die Ecke des Wagens gedrückt, und ich dachte über die ſonderbare Lage des Schickſals nach, das mich ſchon ſo lange herum geworfen, und mich ſo unvermuthet, mit aſtronomiſchen Uhren bepackt, nach Perſien ſendete; ein Land, welches mir ſonſt ſchon heiß machte, wenn ich nur die gelben Figuren ſeiner Bewohner in Bilderbüchern gemahlt ſah. Von Scorpionen und Taranteln wurde ſchon in Petersburg ſo viel geſprochen, daß mir's jetzt ſchon überall krabbelte, wenn ich nur daran dachte. Peſt und dergleichen Kleinigkeiten wurden unter die gewöhnlichen Übel gerechnet. Ich muß geſtehen, daß ich das liebe Europa doch ungern verließ; denn was hat man am Ende davon, wenn's heißt: ja, der iſt auch in Perſien geweſen!

Ich quälte mich mit allerley Vorſtellungen der Zukunft; mein Reiſegefährte war weit klüger; er ſchlief. Im Schlafe iſt man ganz mit der Welt zufrieden, ich ahmte ihm nach. Als wir erwachten, mochten wohl ſchon einige Stationen hinter uns geblieben ſeyn; denn es fing an Tag zu werden, und bey der nächſten meldete ſich der Plaggeiſt aller Reiſenden, der Hunger. Hier ſahen wir wohl, daß wir nicht als Mutterſöhnchen Petersburg verlaſſen hatten, ohne gefüllten Speiſekorb und Flaſchen! Zwar hatten gute Freunde für etwas Trank geſorgt, Eſſen aber bekam man nur ſchlecht und verdammt theuer. Nach manchen überſtandenen Beſchwerden langten wir den ſechsten Tag in Moskau an. Der Kaiſer war vor einigen Tagen angekommen; dieſes vermehrte das Gewühl dieſer großen Stadt um vieles.

Obgleich in Rußland geboren, und in mehreren Provinzen Rußlands gereiſet, hatte ich doch bis jetzt keine Gelegenheit gehabt, Moskau zu ſehen. Trotz dem furchtbaren Brande ſteht die Stadt noch ganz in ihrer Größe da, und man ſieht nur hin und wieder noch Palläſte, welche Spuren des Brandes tragen. Letztere findet man gewiß nirgends ſo zahlreich und ſchön. Es iſt zwar Alles ſehr unordentlich durcheinander geworfen, neben Palläſten ſtehen Hütten, neben ſchönen Brücken kommen Fußſteige, wo man den Hals brechen kann; aber ich muß geſtehen, es herrſcht im Ganzen etwas Großes neben einer liebenswürdigen Unordnung. Der Kaiſer hat den Einwohnern verſprochen, künftiges Jahr in Moskau zuzubringen, da wird Alles plötzlich in Thätigkeit gerathen, und dann hoffe ich auch, daß die große Säule aus eroberten Kanonen endlich aufgeführt wird, nach der ich mich leider vergebens umſah.

Den 27. verließen wir Moskau, und langten mit dem Kaiſer zugleich in dem freundlichen Städtchen Tula an. Dieſe Stadt, die ihrer ſchönen Stahl-Fabriken wegen berühmt iſt, hat mir auch, ihrer angenehmen Lage und hübſchen Häuſer wegen recht ſehr gefallen. Sehr niedliche in Stahl polirte Sachen kann man dort für ein Spottgeld kaufen. Nach einigen Tagen verließen wir Tula, und reiſeten über Woroneſch nach der Reſidenz des Koſakenlandes, Nowotſcherkask. Schon hinter Woroneſch fängt die Gegend an nackt und öde zu werden. Die Poſten ſind ſo erbärmlich, daß man einen ganzen Tag von Station zu Station geſchleppt wird. Wenn man ſich in Woroneſch nicht verſorgt, ſo kann man unterwegs geradezu Hungers ſterben. Auf dem ganzen Wege bemerkte ich, daß die Poſtillione einzig von Waſſer-Melonen lebten, die in dieſem Lande vortrefflich ſind. Die Poſthäuſer beſtehen aus kleinen erbärmlichen Hütten. Die Herren Koſaken treiben keinen Ackerbau, ſondern leben weit lieber

Digitized by Google

und bequemer von Viehzucht, Fiſcherey und Handel. Das mag wohl der Grund ſeyn, daß kein grünes Feld, kein Baum, kein einziger Anbau das müde Auge ergetzt. Man blickt in unabſehbare Wüſteneyen, und ſieht außer den Windungen des Weges nichts.

Die Stadt Nowotſcherkask, Reſidenz des Koſaken-Hetmann Platoff, fängt an, ſich recht ſtattlich anzubauen; beym kleinſten Regen aber ſchwimmt man im Kothe. Die Reinlichkeit in den Häuſern iſt beynahe übertrieben, und eigentlich bloß eine Folge des religiöſen Gebrauches einer Secte, Roskolniks genannt, zu der die meiſten Koſaken gehören. Hat ein Ruſſe bey ihnen gewohnt, ſo werden alle Geſchirre, das Zimmer, kurz, Alles was man betaſtet hat, geſcheuert, geräuchert und als unſauber vom Prieſter auf's neue eingeweiht. Hat man gar Tabak geraucht, ſo muß dieſe ganze Procedur mehrere Mahl vorgenommen werden, und ein Gottesfürchtiger baut wohl gar ſein Haus um. In jedem Hauſe findet man ein Schränkchen mit einer Glasthür, hinter der ſilberne Löffel von verſchiedenen Größen und Arten, Pokale aus allen Weltgegenden, die noch treulich ihre Familien-Wapen tragen, Meſſer und Gabeln groß und klein und mehr dergleichen noch; die guten Koſaken haben ſich brav geſchlagen, und ſo mag man ihnen dieſe Liebhaberey zu Antiquitäten ſchon gönnen. Der Don'ſche Wein verdient wahrlich Lob. Er iſt leicht, hat einen ſehr angenehmen, ſüßlichen Geſchmack und ſprudelt wie Champagner. Die Pferde der Reſidenz-Poſt ſchleppten uns nicht ſchneller aus der Stadt heraus, als wir hineingekommen waren, und auf der erſten Anhöhe hinter der Stadt mußten wir einige Stunden peitſchen und ziehen, ehe wir hinauf kamen. In zwey Tagen erreichten wir die Gränze bey der Quarantaine, Wanutſchei-Jerlik genannt. Ihr Anblick verſpricht einſt bey der Rückreiſe keine erfreuliche Zukunft, indem man ſich dort einige Wochen wird müſſen beräuchern laſſen.

Von hieraus beſtehen die Dörfer aus anſäßigen Ruſſen, welches man auch gleich an den guten Pferden merkt. Hier fängt die Gränze des Kaukaſiſchen Gouvernements an. Bald erblickten wir die Stadt Stawrapol. Was uns aber unwillkührlich ein frohes Ha! entriß, waren Bäume, die wir ſchon lange nicht mehr geſehen hatten. Aus dem Poſthauſe erblickt man den majeſtätiſchen Elbarus aus den Wolken hervorragen. Der Aſtronom, Herr von Wiſchnefsky, hat ihn gemeſſen, und ihn 16,700 Pariſer Fuß hoch gefunden, alſo ungefähr $4\frac{1}{2}$ Werſt.

Aus Stawrapol darf man ſchon nicht mehr ohne Bedeckung reiſen; man erhält mehrere Koſaken, die von Station zu Station gewechſelt werden. Bis Georgefsk fährt man in einer Entfernung von

ungefähr ſechzig Werſte längs dem Fluſſe Kuba, der ſich an den Kaukaſusgebirgen hinzieht. Jenſeits dieſes Fluſſes leben die liebenswürdigen Tſcherkeſſen, Kabardins u. ſ. w., die beſtändige Räubereyen begehen. Von Peſt und Hunger geplagt, ſuchen ſie öfters die Freundſchaft der Ruſſen, geben Geißeln als Beweis ihres guten Willens, in Eintracht zu leben; allein Alles das hilft nichts; bey der erſten Gelegenheit ſtehlen ſie Leute und Sachen, und plündern, wo ſie können. Sie leben überhaupt von Viehzucht, Fiſcherey und Jagd im weiteſten Sinne des Wortes. Ackerbau treiben ſie wenig und nicht gern, überlaſſen überhaupt alle ſchweren häuslichen Arbeiten den Weibern; der Mann ſchämt ſich zu arbeiten; je mehr er aber geplündert und todt geſchlagen hat, in deſto größerm Anſehen ſteht er unter den Seinigen. Um dieſe liebeswürdigen Cureſten gänzlich lieb zu gewinnen, muß man wiſſen, daß ſie auch unter ſich beſtändig morden. Ihre heiligſte Pflicht iſt Blutrache, die darf Keiner verabſäumen, und da nun unglücklicher Weiſe einſt bey Entſtehung dieſes Volkes ein Mord vorgefallen iſt, ſo rächt ſich die ganze Nachkommenſchaft Eins an dem Andern bis in Ewigkeit. Die Familien kennen ſich zwar ſehr genau, welche gegen einander Blutrache ausführen, es geſchieht aber nie anders, als heimtückiſch, im Walde, auf dem Felde, oder ſonſt irgend wo, wenn keine Zeugen dabey ſind. Daher laufen ſie oft ſehr viele Jahre lang, bis es ſo einem Rächenden gelingt, ſein Opfer fallen zu ſehen. Von dem Augenblicke an aber kehrt er mit großem Triumphe in ſein Haus zurück, und nun iſt die Reihe an der andern Familie, Rache zu ſuchen. Stirbt der Thäter, ſo weiß ſein nächſter Verwandter, daß die Rache jetzt an ihm ausgeübt wird. Dieſes erſtreckt ſich auch auf die Ruſſen. Wenn nähmlich in einem Scharmützel ein Bergbewohner erſchoſſen wird, ſo ruht ſein nächſter Verwandter nicht eher, bis er einen Ruſſiſchen Kopf hat, gelingt es unterdeſſen Andern ſeiner Kameraden, gerade den nähmlichen Ruſſen zu fangen, ſo kauft der Rächer ihn für theures Geld, und mordet ihn dann langſam nach Herzensluſt. So ein niedliches Volk iſt nun auch unter der Zahl der Menſchen! Gedankt ſey's der Vorſehung und den Türken, die ihnen öfters Peſt zuſchicken, wodurch dieſes Unkraut doch einiger Maßen ausgerottet wird, ſonſt wäre gar kein Auskommen mit dieſem Volke. Wenn die Ruſſiſche Regierung ſo ſchlecht ſeyn wollte, wie die Türkiſche, ſo könnte ſie mit einer Zuſendung der Peſt der ganzen Otternbrut ein Ende machen; ſie beſtraft ſie aber bloß durch Expeditionen von Truppen, die in's Gebirge dringen, ihre Häuſer zerſtören, das Vieh wegtreiben und ſo dergleichen. Dann ſind ſie zu feig, um ihre Häuſer zu vertheidigen, und laufen in die Gebirge, bitten um Gnade, geben Geißeln, verſprechen Alles

und halten nichts. Die Muhammedaniſche Regierung verbiethet ihnen, irgend eine Maßregel zu ergreifen, um ſich gegen die Peſt zu ſichern; denn ſie ſehen es als eine Sendung vom Himmel an, und ſterben mit vieler Reſignation. Es exiſtirt noch ein ſolches ſauberes Völkchen, das die Cabardiner, Tſcherkeſſen und überhaupt alle Bergvölker an Tugenden übertrifft: es ſind die Tſchetſchenzen, die einen unzudringlichen Theil der Kaukaſusgebirge bewohnen, und gerade unſere Militär-Straße beunruhigen. Sie waren ſonſt Vaſallen der Cabardiner, jetzt ein freyes Volk, das ſeine ehemahligen Herren weit an Räubertugenden übertrifft.

Der jetzige Befehlshaber an der Kaukaſiſchen Linie, General Delpozo, ein Greis von ſiebzig-Jahren, hatte vor einigen Jahren das Unglück, von den Tſchetſchenzen gefangen zu werden. Ketten an Hände und Füße und des Nachts auch um den Hals, iſt die erſte Bewillkommung. Je reicher ſie jemand glauben, deſto mehr martern ſie ihn, geben ihm Mittel, an die Ruſſiſche Regierung zu ſchreiben, und glauben dadurch eher und mehr Geld zu bekommen. Gemeine Ruſſen, die in ihre Gefangenſchaft gerathen, ſind weit glücklicher; denn dieſe laſſen ſie frey herum gehen und zwingen ſie bloß zu Arbeiten. Trotz der Mißhandlungen, welche ſie ſich gegen den General Delpozo erlaubten, ſchätzten ſie doch ſein Alter und ſeinen Rang, indem ſie bey großen Streitigkeiten ihn zum Schiedsrichter wählten, und ſeinen Ausſpruch ohne Weigern befolgten. Als nach mehrern unglückſeligen Monathen der General endlich ausgelöſet wurde, ſo ſagten ſie ihm: „Papinka (Väterchen), verzeihe uns, daß wir dich gemißhandelt haben;“ — ließen ſich aber noch eine hübſche Summe für's Abnehmen der Ketten bezahlen! Sie haben bey dieſer Gefangennehmung nicht viel gewonnen, indem ein Ausfall auf ihr Vieh gemacht wurde, das ſie unvorſichtiger Weiſe zu weit in's Thal zur Weide getrieben; die ganze Herde fiel in Ruſſiſche Hände und wurde öffentlich verkauft, für das nähmliche Geld aber der General losgekauft. Weit unglücklicher war der Major Swezoff; er mußte anderthalb Jahre ſitzen, und wurde erſt jetzt durch beſondere Thätigkeit des Hauptbefehlshabers befreyt. Wirklich gehört es zum unſterblichen Ruhme des Generals Jermoloff, daß er in ſo kurzer Zeit Maßregeln ergriffen hat, die dieſes unbändige Volk, wenn nicht zum Gehorſam, doch ſo weit brachten, daß es Geißeln ſtellen wollte, und wenigſtens verſprach, ſich ruhig zu verhalten. Die Militär-Straße iſt auch ſeitdem weit ſicherer.

Auf der Station Sewernoe, die ungefähr den halben Weg von Stawrapol bis Georgefsk ausmacht, erblickt man zum erſten Mahl die majeſtätiſche Kette der Kaukaſiſchen Gebirge. Dieſe furchtbaren

Maſſen, die bis in die Wolken in einer unglaublichen Unordnung aufgethürmt ſind, und deren Schneeſpitzen die verſchiedenſten Farben ſpielen, geben einen impoſanten, ſchauderhaften Anblick. Der Elborus und Caſebeck zeigen ſich an beyden Enden dieſer Kette wie ein Paar mächtige Beſchützer. Ich habe den Pik von Teneriffa geſehen, der ſeiner gänzlichen Iſolirung und ſeines Zuckerhutes halber einen ſchönen Anblick gewährt, aber er iſt keineswegs mit dieſen beyden zu vergleichen. Die Bergbewohner kennen eine Stelle, nach ihrer Muthmaßung auf der Hälfte der Höhe, die man nicht überſchreiten darf, indem ein grauſamer Wind den Wanderer ſogleich tödtet; ſelbſt Vögel fallen herunter, ſobald ſie ſich über dieſe Sphäre wagen. Die Geiſter der Verſtorbenen ſoll man ganz deutlich ſtöhnen hören! In allem Ernſte aber mag es auf dieſer furchtbaren Höhe, die von Meilen großen Granitſchluchten umringt iſt, wohl einen Zugwind geben, dem kein Menſch widerſtehen kann.

Den 20. September langten wir in Georgefsk an, wo ich die Bekanntſchaft des General Delpozo machte. Nach einigen Tagen kam auch der Geſandte an, und überraſchte die zu ſeinem Empfange verſammelten Authoritäten plötzlich, indem er auf einem einfachen Poſtwagen ganz allein vorfuhr, und auf die ungeduldigen Fragen der wartenden Herren, wie weit der General Jermoloff noch wäre, mit einem Sprunge: „hier iſt er!" antwortete.

2.

Nicht ſelten graſſirt die Peſt in Georgefsk, beſonders im Hoſpitale, welches der General Delpozo trotz dem täglich beſichtiget, indem er erſt ſeine Hände mit Eſſig wäſcht, und ſich wohl in Acht nimmt, mit dem Kleide irgendwo anzuſtoßen. Mit dem Anſtecken ſoll es eine ſonderbare Sache ſeyn. Einige, die Peſtkranke angefaßt haben, ſollen nicht angeſteckt worden ſeyn, Andere haben dieſes Unglück gehabt, ohne ſich irgend einer Unvorſichtigkeit bewußt zu ſeyn. Es ſoll eine beſondere Diſpoſition des Menſchen ſeyn, in der er mehr oder weniger, vielleicht gar nicht empfänglich für das Gift iſt. Im Frühjahre und Herbſte iſt die Anſteckung am gefährlichſten. Ihre Wirkung äußert ſich erſt durch Schmerzen in den Seiten, dann heftiges Kopfweh, darauf große Geſchwüre, gewöhnlich unter den Armen; die Augen werden wild, Schaum kommt aus dem Munde und man ſtirbt. Gutartig iſt die Peſt, wenn rothe Flecken ſich noch am Lebenden zeigen, gewöhnlich treten ſie erſt nach dem Tode hervor. Es gibt häufige Beyſpiele, daß die Geſchwüre platzen, dann iſt man gerettet. Die Peſt kommt wie ſie geht, kein Menſch weiß wohin und

woher. Viel Knoblauch eſſen, ſoll auch vor Anſteckung bewahren. Ich hörte von Einigen meiner Kameraden, die das Unglück gehabt haben, in Gruſten mehrere Mahl dieſem Spectakel beyzuwohnen, davon ſprechen, und ſchauderte. Alle Communicationen werden geſperrt. Ein Jeder iſt in ſeinem Hauſe ein Gefangener. Auf den Straßen ſieht man niemand außer Verbrechern, die, in Pechmäntel gekleidet, mit langen Zangen, dieſen und jenen an der Peſt Geſtorbenen vorbey ſchleppen, um ihn weit hinter der Stadt in die allgemeine Grube zu werfen. Man fragt ängſtlich aus den Fenſtern nach ſeinen Bekannten und Freunden. Der, heißt es, liegt ſchon in der Grube, der iſt geſtern krank geworden — u. ſ. w. Ein jeder denkt, morgen iſt die Reihe an dir. Man ſtelle ſich aber das Fürchterliche vor, wenn in einem und dem nähmlichen Hauſe Einer aus der Familie Anfälle bekommt, und man darf ihm nicht helfen, ſondern muß ganz gelaſſen den qualvollſten Tod mit anſehen, und dann die Pechmäntel aus dem Fenſter rufen, die auch nicht immer Zeit haben, und nicht ſelten Tage lang den Körper liegen laſſen, bis ſie ſich erbarmen, und mit langen Zangen den Todten zum Fenſter hinaus ziehen, ſo wie auch alle Kleidungsſtücke, die der Kranke angehabt oder berührt hat. Darauf folgen nun gewöhnlich Mehrere aus dem Hauſe, indem es unmöglich iſt, ſich immer ſo zu bewahren, daß man nicht irgend etwas berührt. Auch iſt der Kranke oft anſteckend, ehe man noch die wahren Symptome der Peſt entdeckt, und nun hat der Letzte das Vergnügen, allein zu bleiben und ohne alle Hülfe den Tod kommen zu ſehen. Wie es mit den Lebensmitteln dieſe Zeit über ausſieht, kann man ſich wohl denken. Iſt endlich die größte Gefahr vorbey, ſind die Meiſten ſchon todt, und die etwa verdächtigen Kranken im Hoſpitale in Sicherheit gebracht, ſo öffnen ſich nach und nach die Häuſer, und man ſieht lebendige Geſpenſter heraus ſchleichen, die ſich gegenſeitig Glück zum Leben wünſchen, aber immer noch mit der größen Vorſicht, ohne ſich die Hand zu reichen. Auf den Straßen herrſcht eine unbegränzte Höflichkeit; denn Keiner mag den Andern im Vorbeygehen auch nur berühren. Väter haben ihre Kinder verloren, Gatten ihre Weiber, Andere ſind allein aus einer zahlreichen Familie in dem großen leeren Hauſe noch geblieben, wo ſie Alles an das Verlorne erinnert. Man hört nach hieſiger Sitte in Häuſern laut nach Verſtorbenen heulen, und Alles läuft in Verzweiflung in die Kirche, bittet und bethet. Während dieſer furchtbaren Peſtzeit vergraben Viele ihre Sachen, in der Meynung, daß dieſe noch nicht angeſteckt ſeyen; bleiben ſie am Leben, ſo hohlen ſie ſie einige Monathe nachher wieder hervor, und ehe man ſich's verſieht, iſt die Peſt wieder da. Man behauptet, daß das Peſtgift nach vielen Jahren mit vergrabenen Sachen wieder zum

Digitized by Google

Vorſcheine gebracht werde. Das ſicherſte Mittel, verdächtige Kleider zu reinigen, iſt, ſie ſo lange als möglich der Luft und Sonne auszuſetzen. Die Stadt Georgeſsk ſoll in einer ſehr ungeſunden Gegend liegen; ich war froh, daß wir ſie am 28. September verließen, und bin ihr ordentlich gram geworden, indem eine Landsmänninn von mir, eine ſehr ſchöne Reval'ſche Dame, in kurzer Zeit dort gänzlich ihre Geſundheit einbüßte. — Die warmen Bäder, die ſich in der Nachbarſchaft befinden, ſind die heilendſten, die man bis jetzt in Europa kennt. Der jetzige Hauptbefehlshaber ſorgt auch dafür, daß bequeme Häuſer für die Reiſenden aufgebaut werden, indem ſie bis jetzt ziemlich unbequem in Kibitken haben wohnen müſſen.

Der Weg von Georgeſsk bis Mosdok führt längs dem Fluße Terek, der den ganzen Kaukaſus beſtreicht, und unweit Kislar in das Kaſpiſche Meer fällt. Dieſe Strecke wird von Cabardinern unſicher gemacht, die ſich zwar unſere Freunde nennen, aber doch der Begierde zu plündern nicht widerſtehen können. Der Geſandte langte auch bald in Mosdok an, wo wir einige Tage verweilten, um Vorbereitungen zum Marſche über die Kaukaſiſchen Gebirge zu machen. Den 2. October war alles zur Abreiſe bereit, wir verſammelten uns bey der Überfahrt am Terek-Fluß, wo ein Frühſtück bereit war. Nachdem die Packpferde und Equipagen übergeſetzt waren, ſtiegen wir Alle auf dem Prahm, und wünſchten mit gepreßtem Herzen Europa ein Lebewohl! Auf jeder Seite ſtand eine Compagnie Jäger nebſt Koſaken und einer Kanone, die uns convoiren ſollten; die Trommel ſchlug den Feldmarſch und der Zug begann in langſamen Schritten. Unſere Geſellſchaft war ſehr zahlreich; die Entfernung von Europa, zuſammen überſtandene Leiden, und noch mehr der Umgang unſers Chefs, knüpfte zwiſchen uns ein trauliches Band, und ich rufe meine Reiſegefährten als Zeugen auf, ob wir nicht auf dieſem furchtbaren Wege, von Mosdok nach Tiflis, die froheſten Tage verlebt haben. Von Mosdok bis Wladikaukaſus hat man drey Tagmärſche, und es ſind die gefährlichſten in Hinſicht der Räuberehen der Tſchetſchenzen. Man paſſiert zwey Bergrücken, einen vor der Konſtantinoffskoy-Redoute, den andern gleich darauf. Der erſte beſonders formirt einen bequemen Engpaß für Räubereyen, ungefähr fünfzehn Werſte von Mosdok entfernt. Iſt man dieſe vorüber, ſo kann man ſich Glück wünſchen, da die Tſchetſchenzen nie in freyem Felde angreifen. Ein unglücklicher Officier, der eine Stunde nach uns aus Mosdok ausgeritten, in der Hoffnung, uns auf einem guten Pferde bald einzuhohlen, wurde unter Weges ermordet. Ein Beweis, wie die Spitzbuben überall lauern, obgleich man ſie nicht ſieht.

Andere Bergbewohner, des Herumirrens müde, haben ſich un-

ter dem Schutze unſerer Redouten angebaut, wie man ſie auch jetzt ſchon in großer Anzahl in Konſtantinoffskoy und Eliſawetinskaja antrifft.

Die Feſtung Wladikaukaſus iſt der Schlüſſel der Kaukaſiſchen Gebirge; General Delpozo hat ſich beſonders um deren Anbauung und Verſchönerung verdient gemacht, und es iſt ihm wirklich gelungen, einen niedlichen Wohnort daraus zu machen. Der Terek-Fluß, an dem die Feſtung liegt, iſt ſehr reißend, dem ungeachtet hat man Mittel gefunden, eine Brücke darüber zu werfen, die freylich bey großem Waſſer oft weggeſpült wird. Bis jetzt hatten wir noch nichts Fürchterliches vom Kaukaſiſchen Gebirge geſehen; der General Delpozo, der uns von Georgefsk aus begleitete, verſicherte, daß der Marſch aus Wladikaukaſus bis Dariella unſere Erwartung überſteigen würde. Wir verließen Wladikaukaſus den 5. October, und es fiel der erſte Schnee; die Kälte mag ungefähr 5 Grad Reaumur geweſen ſeyn. Die erſten ſechs Werſte gingen noch an; man fuhr längs dem Terek, der mit furchtbarem Brauſen uns entgegen rollte. Hier blieben die Equipagen ſtehen; ich fand es ſehr natürlich; denn es ſtand ein unabſehbarer Granitberg vor uns, in dem man eine Öffnung bemerkte, aus welcher der Terek heraus ſchäumte. Zu meinem Erſtaunen ſchritt man bald wieder vorwärts, und ich ſah den erſten Wagen verſchwinden; die andern folgten alle in Gottes Nahmen; jetzt kam auch die Reihe an den meinigen. Ums Himmels Willen! ein ganz enger Weg, linker Hand ein Abgrund in den Terek, vor deſſen Geräuſch man keine Sylbe hören kann, und rechts eine Granitwand, die öfters über den Kopf herab hängt. Berge thürmen ſich auf Berge, bald müſſen fünfzig Soldaten den Wagen hinauf ziehen, bald rollt er über Kopf und Hals ſelbſt den Berg hinunter, die Granitfelſen ſchließen immer näher zuſammen, man befindet ſich in einem dunkeln Keſſel, der nie von der Sonne beſchienen worden; die Feuchtigkeit iſt unausſtehlich; das Wiederhallen der Worte der Fuhrleute tönt grimmig, wie aus dem Grabe; das Raſſeln der Wagen brummt ſchauderhaft in dem Keſſel fort. Endlich möchte man fragen: wo wollen die unſinnigen Menſchen noch weiter hin? Denn es ſteht ein großer Granitberg gerade vor uns. Aber der Weg ſchlängelt ſich in eine Schlucht, man gewinnt wieder etwas Raum, und das Auge wird beſtändig durch ſcheinbare Unmöglichkeiten getäuſcht. Vom Himmel ſieht man nur einen ſchmalen blauen Streif, der die Richtung des Weges andeutet. O Wunder! es öffnet ſich eine kleine Ausſicht, und man erblickt auf der Spitze eines Felſens die kleine Feſtung Larey, die unſere müden Leute ablöſet. Neben der Feſtung iſt ein unbedeutendes Dörſchen in die Erde gegraben, wo ein Fürſt, Dewlet

genannt, reſidiret, der ſonſt die Reiſenden öffentlich plünderte, jetzt es im geheimen thut. Er bath um die Ehre, daß der Geſandte ſein Maulwurfsloch beſehe, und tractirte ihn fürſtlich mit — ſtinkendem Schaffleiſche. Der Weg ſchlängelte ſich immer wunderbarer längs dem Terek; unbegreiflich, wie Menſchenhände ihn haben bahnen können. Trotz der geringen Entfernung zwiſchen Wladikaukaſus und Dariella, langten wir in dieſem letzten Orte erſt Abends ſpät ermüdet und hungrig an. Welch ein Anblick am andern Morgen. Mit Mühe konnte man erkennen, wo man eigentlich hergekommen war, und die Verlängerung des Weges nach vornhin ſchien unmöglich. Die ganze Redoute beſteht aus zwey Häuſern, die ſo erbärmlich gegen den umliegenden Granitkeſſel abſtechen, daß ſie, in einer geringen Entfernung ſchon, wie kleine Puncte nur ausſehen. Die Brücke iſt wundervoll über den Terek gebaut. Die Sonne ſcheint hier nur 1½ Stunde des Tages, wenn es hoch Mittag iſt. Die Garniſon wird ſo oft als möglich gewechſelt; denn ſie iſt wie lebendig begraben. Alle dieſe ſchreckenden Gegenſtände ſchwächten weder den Muth noch die frohe Laune unſerer Reiſegeſellſchaft, wir nahmen Alles, wie es kam, und verließen zu Pferd das traurige Dariella.

Der Weg krümmt ſich wunderbar in die Felſen hinein, und fünf Werſte von Dariella ſieht man einen furchtbaren Schlund ſich gleichſam in die Wolken hinauf winden. Er vereinigt ſich mit mehrern ähnlichen, und wird gegen die Spitze des Berges zu dem Auge unſichtbar. Dieſer Schlund iſt's, der regelmäßig alle ſieben Jahre eine große Revolution im Kaukaſus hervor bringt *). Man denke ſich das Getöſe in den Gebirgen, wenn plötzlich von der Spitze des Caſebeks, der an Höhe dem Elborus nicht viel nachgibt, ſich ein Stück von dem ewigen Eiſe durch ſeine Schwere abtrennt, und mehrere Werſte ſteil herunter rollt, Felſenſtücke mit ſich nimmt, zum ungeheuern Ball ſich aufwälzt, der nun in Begleitung alles desjenigen, was ihm nicht hat widerſtehen können, endlich in dieſe Schlucht, vor der ich ſtehe, hinunter ſtürzt, und den Terek-Fluß plötzlich hemmt, ſo daß die Garniſon von Dariella ihn Minuten lang ganz trocken ſieht, und die Fiſche auf dem trockenen Boden herum ſpringen. Plötzlich ſchwellt der Terek hinter der Schlucht zu einem See, oder vielmehr, er füllt einen Granitkeſſel aus, und bricht dann mit einem furchtbaren Getöſe an der ſchwächſten Stelle durch, nimmt öfters eine ganze andere Richtung, und ſchleppt Alles mit ſich, was ihm im

*) Als wir 1817 aus Perſien zurück kamen, geſchah dieſe Revolution im September, gerade nach den ſieben Jahren, wie man es uns vorher geſagt hatte.

Digitized by Google

Wege ſteht. Dieſer Schneeball ſchmilzt hernach Jahrelang, und die Granitſtücke bleiben noch, bewachſen, ſo wie deren eines ſchon vorhanden iſt, mit Tannen, je nachdem ſie groß ſind und über das Waſſer hervor ragen; und geben dem Fluſſe ein herrliches Anſehen. Wir bewunderten Alle eine Zeitlang dieſe bezauberte Stelle, und ſtaunten beynahe noch mehr, als bald darauf ſich ein altes Kloſtergebäude unſern Blicken zeigte, das auf eine ungeheure Felſenhöhe wie ein Wunder hingezaubert iſt. Jetzt kann man gar nicht mehr begreifen, wie man dort hinauf gekommen iſt. Gegen Mittag langten wir bey dem General Caſebek an, einem Bergbewohner, der früher Rußland ſehr große Dienſte geleiſtet hat, jetzt noch die Bauern in Zucht hält, und für die Sicherheit des Weges haftet. Er empfing uns mit einem Aſiatiſchen Mittagsmahle, wozu recht viel Reißbrey und Schaffleiſch gehört. Gewöhnlich übernachten die Reiſenden bey Caſebek, wir aber ſetzten nach Tiſch unſere Reiſe bis Kobi fort, wo wir ziemlich ſpät anlangten. Unterweges ſahen wir mehrere Dörfer, wenn man ſie ſo nennen will, und unter andern abermahls ein Wunder. In einem hohen Granitberge erkennt man kaum eine kleine Öffnung. Dort, hieß es, wohnt ein Eremit! Wir ſahen auch wirklich bald darauf eine Figur heraus kriechen, und mit Lebensgefahr eine Reiſe in die Unterwelt unternehmen. Sie kam glücklich hinunter, und ging bis zu einem Kreuze, das am Wege ſteht, wo der Eremit ſein Almoſen abwartet. Es ſoll ihm in vielen Jahren gelungen ſeyn, ſich ein geräumiges Zimmerchen in dem Granit auszuhauen, wo er ſich ſeiner Andacht, man kann mit Recht ſagen, ungeſtört widmet. Kobi iſt auch eine kleine Redoute, wo unlängſt erſt drey kleine Häuſer aufgeführt worden. Wir fanden wohl Feuer, um uns zu wärmen, aber ſonſt auch gar nichts. Unſere Equipagen, und beſonders die Küche, waren noch weit zurück; unterdeſſen hatten wir vom Mittag an abermahls einige zwanzig Werſte zu Pferde gemacht, und der Hunger ſich allgemein eingefunden. So froh und einig wir auch immer waren, ſo wirkte dieſer Umſtand doch heute gewaltig auf unſere Laune, obgleich unſer braver General ſich alle mögliche Mühe gab, die Gemüther zu erheitern. Man ſchlich traurig in verſchiedenen Zimmern herum, es war bald Mitternacht, und Keiner wollte ſchlafen, als plötzlich Stimmen draußen erſchallten: die Küche iſt angekommen! und unſer Koch Nikita! — Obgleich nun erſt in der Küche Feuer gemacht werden mußte, und es lange dauern konnte, ehe etwas fertig wurde, ſo kehrte doch bey Allen die frohe Laune wieder ein, und mit Hülfe des Oberſten Wiljamiroff componirte die ſämmtliche Geſellſchaft ein Danklied, an den Koch gerichtet, das nicht nur ſehr witzig gerieth, ſondern auch den Um-

ſtänden nach ſehr angemeſſen war. Ohne dem General ein Wort zu ſagen, ſtudierten wir in einem entfernten Zimmer das Lied uns ein, und nach dem Abendeſſen, zu welchem Nikita, ſein Glück nicht ahnend, ganz vortreffliche Kotelets gemacht hatte, ließ man ihn kommen, und ſang ihm in Gegenwart des überraſchten Generals, der herzlich lachte, das Lied vor. Anfangs ſchien er nichts zu begreifen, als aber beym Refrain ſein Nahme laut wiederhohlt wurde, lächelte er freundlich und bückte ſich jedes Mahl. — Die arme Frau des Verfaſſers der Lettres sur le Caucase et la Georgie, die ich perſönlich die Ehre habe zu kennen, hat keinen ſo frohen Augenblick in Kobi erlebt, wo ſie acht Tage dulden mußte. Es wird ihr vielleicht nicht ganz gleichgültig ſeyn, daß General Delpozo wünſcht, ſie möchte erfahren, daß jetzt in Kobi drey Häuſer aufgebaut ſind, und daß ſie wenigſtens in Zukunft an Quartier keine Noth leiden könne, wie damahls.

3.

Den 7. October verließen wir Kobi, und trennten uns vom General Delpozo, der uns bis hierher begleitet hatte. Es war ein ſchöner Tag, und wir gingen wohlgemuth dem furchtbaren Raſchawo-Berge entgegen. Die Sonne hatte den Schnee etwas weggeſchmolzen, der Weg war ſchlüpfrig geworden, Abgründe hatte man immer zur Seite. Die beſtändigen Anhöhen machten, daß die Equipagen nur langſam und mit Hülfe der Menſchenhände hinauf gezogen werden konnten. Bald zeigten ſich unabſehbare Ausſichten in die Gebirge, bald wurde der Horizont wieder deſchränkt. Zwiſchen Mosdok und Tiflis iſt der gefährlichſte und ſchwerſte Marſch; wer ihn glücklich überſteht, dem iſt zu gratuliren. Nachdem wir eine lange Zeit geſtiegen waren, erblickten wir das Kreuz auf der Kreſtowaja-Gora, das dem Erlöſer und Erretter geweiht iſt, aber meiner Meynung nach nicht ganz auf dem rechten Puncte ſteht; denn gerade bey dieſem Kreuze fängt der allerſchwerſte, ſteilſte Weg an, geht zwey Werſte lang herunter, und erhebt ſich dann wieder auf den Gud-Gora, der nichts nachgibt. Über dieſen ſchrecklichen Anblick vergißt man die ſchönen Ausſichten, welche ſich auf der Kreſtowaja-Gora darbiethen, und iſt wirklich froh, das Kreuz zu finden, um fernern Schutz zu erflehen. Da auf unſerer Reiſe der General allem einen Anſtrich des Frohen zu geben wußte, ſo waren wir auch hier wohlgemuth, und das Schickſal gab uns eine ſchöne Gelegenheit zur Zerſtreuung. Am heutigen Tage iſt die berühmte Schlacht bey Leipzig vorgefallen. Wahrlich, ſie verdient, beſonders gefeyert zu werden, und

daſs thaten wir auch. Wir krochen, trotz dem Schnee, der uns bis an den Unterleib ging, Alle hinauf zum Kreuze auf der Spitze des Berges, ſchleppten Bouteillen mit Wein hinauf, und tranken mit einem dreymahligen Hurrah! im ſauſenden Winde, der uns umgeworfen hätte, wenn wir nicht ſo tief im Schnee geſtanden wären, unſers Kaiſers Alexanders Geſundheit, — dann den braven Truppen, und darauf unſeres geliebten Generals. Die Ausſicht da oben fanden wir vortrefflich, mußten aber bald die poſſierlichſten Stellungen annehmen, um den Berg hinunter zu rutſchen, welches nur mit vieler Mühe glücklich gelang. Nachdem wir am Fuße der Gud-Gora etwas ausgeruhet, begann in Gottes Nahmen das Emporklimmen. Der Weg iſt nicht breiter als ein zweyſpänniger Wagen kaum einnimmt. Am Abhange des Berges iſt er eingehauen, und hat zur Rechten einen unabſehbaren Abgrund und zur Linken furchtbare Maſſen, die beſtändig ſich loszureißen drohen. Der ganze Rücken iſt mit Schutt und kleinen Steinen ſo beſäet, daß es ausſieht, als hätte der Satan Paar oder Unpaar geſpielt. Hier iſt eigentlich die Stelle der berühmten Lavinen, die, auf den Weg herab rollend, alles mit ſich fortreißen. Sie ereignen ſich aber bloß im Winter und Frühjahre, wenn die Sonne zu wirken anfängt, ſo daß man am Tage nicht wagen darf, dieſe Stelle zu paſſieren, ſondern die Nächte dazu wählt. Wir haben bloß das Fürchterliche der Möglichkeit kennen gelernt. Als die Spitze der Gud-Gora erreicht war, hatten wir nur noch vier Werſte bis zur Station Ruſchaour; der Weg iſt zwar auch nicht von den angenehmſten, allein im Vergleiche des überſtandenen ſchlägt man hier ſchon Kreuze, und wünſchet ſich Glück zum Leben. Nachdem wir in Ruſchaour übernachtet, gingen wir getroſt dem letzten Hinderniſſe entgegen; es iſt der Berg dieſes Nahmens, den man hinunter ſteigen muß. Er iſt ſehr ſteil, übrigens ziemlich ſicher, obgleich mehrere unglückliche Opfer in ſeinen Abgrund geſtürzt ſind. Anfangs gewährt er dem Auge nichts als ein weites Feld in blauen Nebel gehüllt, je tiefer man aber hinunter kommt, deſto deutlicher werden die Gegenſtände; der kalte Winter verläßt den Reiſenden, ſtatt nackten Felſen ſieht man grüne Anhöhen und Bäume, Vögel ſingen, und dem Auge öffnet ſich das ſchönſte Thal der Welt, benetzt von dem herrlichen Aragua-Fluſſe; man ſieht bearbeitete Felder, Dörfer und Ruinen von Schlöſſern. Arbeitſame Landleute gehen ruhig ihrem Berufe nach, man glaubt plötzlich in ein Paradies hinabgeſtiegen zu ſeyn, und bedauert die armen Bewohner der Hölle; die Natur ſcheint für alles Überſtandene entſchädigen zu wollen; man braucht keine Bedeckung mehr, kann ganz allein ſicher reiſen, man iſt in Gruſien. Sehr paſſend ſteht am Fuße dieſes Berges, als dem

Puncte, wo alle Widerwärtigkeiten aufhören, ein einfaches Denkmahl für den Oberſten Daniloff, der den ungeheuern Kaukaſus-Schlund zu einem practikablen Wege umarbeitete. Man muß ſelbſt ſehen, um dieſe Arbeit ganz zu ſchätzen. — Die Aragua fließt ſchon in entgegengeſetzter Richtung mit dem Terek, wir hatten alſo den höchſten Punct des Kaukaſus verlaſſen, und fuhren jetzt in dieſem wundervollen Thale auf einem ebenen guten Wege, der ſich durch grüne Gebüſche wendete, frohlockend nach Paſſanaour. Der Weg am andern Tage über Ananour nach Duchet war zwar in Hinſicht der immer neuen Ausſichten auch höchſt intereſſant, allein mit dem Thale des Aragua-Fluſſes gar nicht zu vergleichen; dort könnte ein geſchickter Mahler herrliche Ideen ſammeln. In Duchet wohnten wir Alle im ehemahligen Pallaſte des Czaaren Heraklino. Es iſt ein ziemlich geräumiges Gebäude, mit einer hohen Mauer umzogen, hat aber nach unſeren Europäiſchen Begriffen auch nicht die geringſte Ähnlichkeit von einem Pallaſte. Das Haus beſteht zwar aus zwey Stockwerken, iſt aber ſehr niedrig, mit einer hölzernen Gallerie umgeben, und die kleinen erbärmlichen Zimmer ſehen ganz wie Nonnenzellen aus. Vielleicht haben ſonſt noch Gebäude den Hof verziert, jetzt hat auch dieſer ein ärmliches Ausſehen. Hier ſtieß ich zum erſten Mahl auf Gruſiniſche Bauart; es iſt eben nicht viel Erbauliches daran; die Häuſer ſind in der Erde ohne Dach, ſo daß man nicht eher ſieht, man befinde ſich in einer Stadt oder in einem Dorfe, bis man, ſo zu ſagen, mit der Naſe daran ſtoßt.

Den 10. October gingen wir über Mſchet nach Tiflis. Der Tag war ſehr ſchön, und wir ſtiegen in Mſchet ab, als einem Orte, der ehemahls die Reſidenz der Czaren geweſen, was aber jetzt kaum glaublich iſt. Hier vereiniget ſich die Aragua mit der Kura (ehemahls Cyrus genannt) die ſich dann, Tiflis vorbey, in's Kaſpiſche Meer ergießt. Weder der Platz noch die Ruinen zeigen Mſchets ehemahlige Größe. Wenn das wahr wäre, daß dieſe Stadt von einem Nachfolger Noah's, der dieſen Nahmen trug, erbaut wurde, ſo iſt ſie ohne Zweifel die älteſte der Welt. Jetzt wohnen nur noch einige hundert arme Familien dort. Eine ſchöne Kirche erhebt ſich in den Mauern, die ehemahls das Schloß der Czaren gebildet haben ſollen. Das Merkwürdige dieſer Kirche iſt, daß ſie viele Jahrhunderte ſchon ſteht, und doch am ganzen Gebäude kein Stück Eiſen ſich befindet. Faſt alle Kirchen in Gruſien ſind in der Art gebaut (aus puren grauen Steinen) und ſelbſt die Dächer ſind ſo geſchickt mit einer Maſſe verbunden, daß ſie ewigen Zeiten trotzen. Im Hintergrunde der Schloßmauer zeigt ſich eine kleine Capelle; hier hatte die heilige Ninon, die im vierten Jahrhunderte die chriſtliche Religion in Gruſien ein-

führte, für das Heil ihrer Nation gebethet. Sie ſoll ein wundervolles Mädchen geweſen ſeyn, und durch ihr liebevolles Betragen alle Herzen gewonnen zu haben. Den Czar Mirian bewog ſie, zuerſt die chriſtliche Religion anzunehmen, ihm folgten ſeine Unterthanen. Ein einfaches hölzernes Kreuz in der Hand, mit ihrem eigenen Haar zuſammen gebunden, machte ſie Proſelyten.

Der Geſandte ritt ganz allein bey Mſchet über die Kura, um längs dem linken Ufer unbemerkt nach Tiflis zu kommen, und den damahligen Hauptbefehlshaber, General Rtiſchtſcheff, zu überraſchen; wir aber ſetzten den großen Weg fort, und gingen eine Werſt von Mſchet über eine Brücke der Kura, die, wie man ſagt, noch von Pompejus erbaut ſeyn ſoll. Es iſt ſonderbar, daß der Menſch immer etwas Beſonderes zu finden glaubt, wenn von hohem Alterthume die Rede iſt. Ich wette, wenn dieſe Brücke nicht den Ruf vom Pompejus gehabt hätte, wir wären hinüber gelaufen, ohne ſie zu bemerken; nun aber glaubte ein Jeder etwas Beſonderes zu entdecken. Dieſe Steine, hieß es, tragen ganz das Gepräge der damahligen Zeit, man fand den Bogen ſehr dreiſt und leicht hinüber geworfen; heut zu Tage, meynte man, verſtehe man ſo etwas nicht mehr. Ein Anderer fand zwey kleine Thürmchen, die viele Ähnlichkeit mit unſerm Eſthländiſchen Kappkäſe haben, ſehr hübſch und zweckmäßig; kurz, Alles war hübſch und beſonders ſehr intereſſant. Ich ſah mich lange um, damit ich doch auch etwas Merkwürdiges fände, und ſiehe da, ich fand es, — einen Ruſſiſchen Grenadier, der an der Pompejus-Brücke Schildwache ſtand. Wenigſtens wäre das gewiß für den Pompejus die größte Merkwürdigkeit geweſen.

Wir fuhren längs dem rechten Ufer der Kura, und langten im Dunkeln ſchon in Tiflis an. Der Gouverneur, General Stahl, hatte die Aufmerkſamkeit gehabt, ſein Haus dem Geſandten einzuräumen, und da es groß genug war, ſo hatte auch ich das Glück, darin zu wohnen. Man kann wohl ſagen „Glück;“ denn in Tiflis ſieht es mit den Quartieren ziemlich übel aus. Wie groß war aber meine Freude, als auch nachher, wie der Geſandte nach der Abreiſe des Generals Rtiſchtſcheff das Haus des Haupt-Commandeurs bezog, der General Stahl die Güte hatte, mir ein Zimmer in ſeinem Hauſe zu überlaſſen, welches in dieſem Lande wirklich eine Gefälligkeit iſt, die ewigen Dank verdient. Ich genoß nun den täglichen Umgang meines biederen Wirthes, und konnte nichts von den Plagen mehrerer meiner Kameraden ſagen, bey denen es bald zu kalt war, bald überall durchregnete.

4.

Aufenthalt in Tiflis.

Da ich bloß meine Gefühle bey dem, was mir begegnet und auf mich wirkt, ausdrücken will, ſo wäre es lächerlich, wenn ich mich auf eine Beſchreibung von Gruſien einlaſſen wollte; um ſo mehr, da ihrer ſo viele und recht gute vorhanden ſind. Einem jeden iſt bekannt, daß es unter dem vierzigſten Grad der nördlichen Breite und zwiſchen dem ſchwarzen und Kaſpiſchen Meere liegt. Seine mächtigen Nachbarn, die Türken und Perſer, haben dieſes arme Ländchen mit deſto größerer Wuth mehrere Mahl verheert, da ganz Georgien ſich zur chriſtlichen Religion bekennt. Dieſer Umſtand zeigte ſeinen Beherrſchern deutlich, daß ſie nie auf Ruhe zu hoffen hätten, ſondern daß ſie immer ein Spiel der beyden benachbarten Reiche bleiben müßten. Von den Türken wurden ſie geplündert, wenn ſie es mit den Perſern hielten, und von dieſen, ſo lange ſie mit jenen verbunden waren; ihre Selbſtſtändigkeit oder eine Neutralität zu behaupten, waren ſie zu ſchwach. Armuth und Verzweiflung nahm mit jedem Tage zu; konnten ſie etwas Klügeres thun, als ſich der Ruſſiſchen Bothmäßigkeit unterwerfen? Sie thaten es, und haben es auch nie bereuet. Trotz Krieg, Mißwachs, Peſt, innerer Unruhen, die von einigen habſüchtigen Fürſten angezettelt wurden, iſt das Land jetzt reicher als je! Das Eigenthum iſt geſchützt; die Abgaben ſind milder und rechtlich vertheilt; der Fürſt ſteht eben ſo unter den Geſetzen wie ſein Bauer; — das Volk ſegnet Alexandern! — Zu den Zeiten der Czaren war jeder Fürſt und Edelmann unbeſchränkter Herr, plünderte und mordete ſeine Bauern, ohne irgend jemand Rechenſchaft abzulegen; jetzt iſt allen dem ein Ziel geſetzt. Unter den Fürſten des Landes mag es wohl Viele geben, die mit Entzücken der ſchönen Raubzeiten noch gedenken, und der jetzigen Verfaſſung nicht hold ſind. Sonſt durfte man ſelbſt in Tiflis nicht außer der Stadt ſpazieren gehen, wenn man nicht den Lesginern in die Hände fallen wollte; jetzt ſind nur wenige Stellen in ganz Gruſien, wo man noch Bedeckung nöthig hat. Da die Wege unſicher waren, ſo konnte auch kein Handel blühen, um ſo mehr, da der Czar ſelbſt ſeine Kaufleute ohne Barmherzigkeit plünderte; jetzt ſind hier ſehr bedeutende Kaufmannshäuſer, die großen Handel mit Perſien und Aſtrakan treiben. Die Wege in ganz Gruſien waren ungangbar, und Tiflis ſelbſt lag im Kothe. Dem General Jermoloff dankt es ſeinen jetzigen verbeſſerten Zuſtand. Er hat in dieſer kurzen

Zeit Häuſer gebaut, Straßen gepflaſtert und Plätze errichtet, um der Luft mehreren Durchzug durch die engen, ſtinkenden Straßen zu gewähren; kurz, wer Tiflis vor einem Jahre verlaſſen hat, kennt es jetzt nicht wieder. Als die Einwohner am Ende ſelbſt einſahen, daß es weit angenehmer iſt, in Häuſern als in Kothlöchern zu wohnen, als die Fenſter nach den Straßen den armen eingekerkerten Weibern manche Zerſtreuung verſchafften, ſo ergriff ſie plötzlich eine ſolche Bauwuth, daß man keinen Arbeiter mehr in Tiflis fand. Das ehemahlige Haus des Haupt-Commandeurs, das eine lächerliche Vermiſchung von Europäiſcher und Aſiatiſcher Architectur darſtellte, iſt jetzt herunter geriſſen, und auf deſſen Stelle ſteht ein Gebäude im neueſten Geſchmacke mit einer ſchönen Colonade. Erſt ſperrten die Einwohner über letztere das Maul auf, dann ergriff ſie eine wahre Colonaden-Luſt. Wenn das einige Jahre ſo fort geht, ſo wird Tiflis eine ſchöne Stadt. Die warmen Bäder ſind hier außerordentlich; würden noch Anſtalten zu den erforderlichen Bequemlichkeiten gemacht, ſo könnte man, wie die hieſigen Einwohner den Sonnabend, jeden Tag dort zubringen. Sie nehmen Pfeifen, Käſe und Wein nebſt Guitarren in die Badſtube mit, und ſind dieſen Tag außerordentlich glücklich. In andern Badſtuben, die für Weiber beſtimmt ſind, geſchieht beynahe das nähmliche; nur ſind die Frauen noch weit mehr mit ſich beſchäftiget, indem ſie hier ihre Haare und Augenbraunen mit ſchwarzer Tinctur und die Nägel roth färben. Das Geſicht wird ordentlich mit Weiß und Schwarz ausſtaffiert, dann ſehen ſie gerade aus wie unſere Weihnachts-Puppen. Die Weiber gehen mit ſchwarzen Schleyern herum und bedecken ſich beynahe gänzlich, die gemahlten Augenbraunen ſind das Einzige, was ſie gern ſehen laſſen. Wenn ſonſt ein Weib oder mehrere von weitem einen Ruſſen kommen ſahen, und der engen Straßen wegen nicht ausweichen konnten, ſo ſtellten ſie ſich alle mit den Geſichtern nach der Wand gekehrt, und warteten in dieſer höflichen Stellung bis der gefährliche Mann vorbey war; luſtige Officiere haben ihnen bald dieſe üble Gewohnheit abgewöhnt, indem ſie ihnen zuvorkamen, das Schnupftuch vor das Geſicht hielten, ſich eben ſo an die Wand ſtellten, und nun beyde Theile oft Minuten lang ſo ſtanden, lachten, und nicht wußten, wer zuerſt gehen ſollte, bis am Ende beyde das Ding überdrüßig wurden, und ſich gegenſeitig eine glückliche Reiſe wünſchten. Jetzt riskirt man im Gegentheile von einer Weiber-Colonne übermannt zu werden. Das einzige Vergnügen, welches die Männer ihren Weibern erlauben, iſt, Sonntags und Feyertags auf dem platten Dache friſche Luft zu ſchöpfen; kommen mehrere zuſammen, ſo tanzen ſie laut zu einem Tambourette. Die Bewegungen der Hän-

de ſind gar nicht übel, die der Füße ſieht man vor den langen Kleidern gar nicht; es kann auch nichts rares ſeyn; denn, Gott verzeihe mir's, ſie können ja kaum gehen. Der Gang einer Gruſiſchen Dame iſt wirklich eines der häßlichſten Dinge, die man ſehen kann. Es gab noch eine Beluſtigung, an der die Frauen als Zuſchauerinnen Theil nehmen durften. An großen Feyertagen zieht beynahe die ganze Stadt vor's Thor, bildet dort zwey Parteyen, welche verſchiedene Stellungen einnehmen, und das Ganze beſteht darin, ſich gegenſeitig zu zwingen, die Poſition zu verlaſſen. Es iſt ſehr natürlich, daß ſo eine Eroberung nicht ohne Prügeley und Steinregen ablaufen kann; außerdem hauen ſie ſich noch mit hölzernen Säbeln tüchtig herum. Die kleinen Kinder, die ſich zwar nicht in's Dicke wagen, ſchleudern doch von hinten Steine in die Oppoſitions-Partey, und bekommen auch welche wieder, ſo daß am Ende Viele lahm geſchlagen, Andere mit großen Beulen, Manche gar nicht mehr nach Hauſe kommen. So weit ſich auch die Zärtlichkeit der Mütter erſtreckt, ſo iſt es hier ein Ehrenpunct, worin alle Einwohner überein gekommen ſind, ſelbſt im Todesfalle nicht zu klagen. Da nun wirklich kein ſolches Spiel geendet ward, ohne daß Einer auch Zwey dabey das Leben verloren, ſo fand der General Jermoloff es etwas zu derb, und erlaubte die Fortſetzung dieſer Spiele bloß unter der Bedingung, daß Keiner ſich unterſtehen ſollte, Steine zu werfen, ſondern einzig und allein mit hölzernen Säbeln agiren dürften, die zwar ganz ordentliche Beulen verurſachen, aber doch nie jemand tödten können. Man verſprach es, konnte aber nicht Wort halten; denn wenn eine Partie, die ſich auf dem Puncte ſieht, von ihrer Stelle verdrängt zu werden, ſo wendet in der Hitze alle Mittel an, um den Platz zu behaupten. Was iſt da natürlicher, als nach Steinen zu greifen. Da kein Mittel half, ſo wurde das ganze Spiel verbothen, und ich bin überzeugt, daß manche Mutter im Stillen den Himmel ſegnet. Dieſes Spiel hieß Tamaſcha; die vornehmſten Fürſten miſchten ſich nicht ſelten hinein.

Da der General ihnen dieſes Mordvergnügen raubte, ſo ſann er auf ein anderes edleres, das im Anfange mit vielem Murren verknüpft war. Es befand ſich nähmlich in der Mitte der Stadt ein alter Kirchhof, der ſeiner alten Leichenſteine wegen zwar ſehr ehrwürdig war, allein viel Platz einnahm, und von allen Seiten von den ſchmutzigſten Gaſſen der Stadt umringt war. Der General befahl, die Mauer nieder zu reißen, die Leichenſteine den Familien zurück zu geben, um die Stelle zu ebnen. Die umliegenden Häuſer bekamen ſchöne Façaden, und der Platz würde jetzt keiner Europäiſchen Stadt Schande machen. Die Verſchönerung verbindet auch

zugleich den Nutzen der reinern Luft. Der Platz wurde eines Abends mit Muſik und Feuerwerk eingeweiht, woran alle Weiber der Stadt in den umliegenden Häuſern Theil nahmen. Da der Haupt-Commandeur Willens iſt, ähnliche Luſtbarkeiten einige Mahl in der Woche zu wiederhohlen, ſo zweifle ich gar nicht, daß die Einwohner, die ohnehin eine Vorliebe für Muſik haben, ihre Tamaſcha bald vergeſſen werden. Die Art überhaupt, mit welcher der General Jermoloff ſich aller Zweige hier annimmt, läßt gewiß hoffen, daß Gruſien in einigen Jahren nicht mehr kenntlich ſeyn wird. Die Umſtände verhinderten bis jetzt freylich Vieles; aber es iſt herzlich wenig bisher für das Land gethan worden. Der Kaiſer gibt Alles, was man verlangt, und jeder Haupt-Commandeur iſt beynahe unumſchränkter Herr.

Das Klima iſt hier außerordentlich warm, beynahe immerwährender Sonnenſchein. Im Sommer ſoll die Hitze unerträglich ſeyn, dann braucht man nur auf die Höhen zu ziehen, wo es angenehm kühl iſt. Selbſt in der Stadt wehen beſtändige Nordwinde, welche die brennende Luft abkühlen; allein ſie ſind ſehr gefährlich wegen Verkältungen. Den Einwohnern ſchaden ſie nichts, weil dieſe ſich von Jugend auf an den ewigen Zug gewöhnten; denn die Häuſer ſind von allen Seiten mit Fenſtern und Thüren verſehen, die immerwährenden Zugwind verurſachen. Dieſen ganzen Winter lag nur drey Wochen Schnee, und die Kälte ſtieg nie über 8 Grad Reaumur. Im Februar grünt das Gras von neuem, und die Mandelbäume blühen; im März iſt gewöhnlich Regen, nachher fängt die Hitze an, und dann Adieu dem grünen Graſe; alles wird gelb und vertrocknet. Mit dem gelben Graſe melden ſich auch die lieben Scorpionen, Taranteln und Falangen. Zwar ſind deren Biſſe ſelten tödtlich, man kann ſagen, nie, wenn gleich nach dem Biſſe die Stelle mit Öhl eingerieben wird; aber es iſt eine äußerſt fatale Empfindung, ſie auch nur auf der Wand herum kriechen zu ſehen, oder wenn gar im Bette ſo etwas in der Nacht niſtelt; kurz, ſie gehören zu den Plagen des hieſigen Klima's, und machen das grüne Gras unſicher, in dem man ſich bey uns ſo gern herumwälzt. Die hieſigen Gärten ſind ganz irregulär, und beſtehen aus Weinſtöcken. Der Wein iſt leicht und gut, hat viel Ähnliches von einem guten Franzöſiſchen Vin du pago; nur Schade, daß die Einwohner ſich nicht auf's Fäſſermachen legen wollen, ſondern es weit bequemer finden, einem Schweine die Haut über die Ohren zu ziehen, das Inwendige mit Naphta auszuſchmieren, und ſo den Wein zu conſerviren und zu transportiren. Dieſe Naphta gibt dem Weine einen ſo widerlichen Geſchmack, daß man ihn anfangs gar nicht trinken kann, und ſich ſehr lange gewöhnen muß, ehe der Geſchmack für dieſen Geruch abgeſtumpft iſt. Nachher fühlt man es gar nicht

mehr. In der Provinz Rachetiem, wo der beſte Wein wächſt, conſerviren ihn die Einwohner in großen Töpfen; wenn man ihn dort an Ort und Stelle trinkt, ſo ſoll er prächtig ſchmecken; ſie verſchicken ihn aber auch in Schweinshäuten, Burduks genannt. Früchte ſind hier ſehr häufig und gut; Weintrauben findet man faſt von einer Ernte bis zur andern. Einen großen Einfluß auf die hieſige Agricultur, und überhaupt auf die wahre Landwirthſchaft wird beſtimmt die Würtemberg'ſche Colonie haben, die der Haupt-Commandeur verſchrieben hat, und die bereits angekommen iſt. Es werden ihnen Häuſer unweit Tiflis gebaut; ſie bekommen Vieh, Ausſaat, Hülfe an Geld; kurz, Alles was ſie brauchen, und ich werde bald die Freude haben, einen Deutſchen Bauer auf dem Tifliſchen Markte ſchöne Butter, Käſe, vielleicht auch Bier herum tragen zu ſehen. Dieſe guten Leute ſagen, in Deutſchland wäre Hungersnoth; in der Offenbarung Johannis ſtünde: ſie müßten auswandern; ſie wären doch auch Reichsglieder, und könnten ſo ein Herzeleid nicht ertragen. Gleichviel, ſie ſind brave, ehrliche Leute, ihre Aufführung iſt wirklich muſterhaft, ſie erkennen mit dankbarem Herzen, was die Regierung für ſie thut, und haben ſich feſt vorgenommen, durch Fleiß und Gehorſam ſich deſſen würdig zu machen. Ich bin überzeugt, daß dieſe Colonie auch auf die Moralität der Gruſier einſt Einfluß haben wird. Es wäre ſehr nöthig.

Das Land iſt hier außerordentlich fett; man braucht nur etwas zu eggen und die Saat hineinzuwerfen, ſo hat man das dreyßigſte Korn, wohl auch mehr. Das iſt aber auch die Urſache, daß die Landleute hier etwas faul ſind. Da die Dörfer nichts anders als Maulwurfslöcher ſind, ſo iſt der Soldat mit dem Quartiere übel daran, hat es aber übrigens bey ſeinem Wirthe recht gut. Niemand dachte bis jetzt daran, in Gruſien Caſernen zu bauen; der jetzige Haupt-Commandeur hat dieſem Mangel mit Ernſt abgeholfen, und dieſe Gebäude ſo anzulegen geſucht, daß ſie an geſunden Stellen ſtehen, und zugleich einſt auch Waſſermühlen abgeben können, während früher allein das Mahlen des Kornes für die Truppen der Krone große Summen jährlich koſtete. Der General hat freylich damit anfangen müſſen, erſt Beile, Schaufeln, Hammer u. ſ. w. aus Aſtrakan zu verſchreiben; denn hier hat er gar nichts vorgefunden. Obgleich dieſes Land meiſtens gute Jahre hat, und alſo Korn im Überfluß, ſo mußte dennoch der Proviant ſonſt meiſtens mit ungeheuern Schwierigkeiten und Koſten für die Krone aus jener Stadt herbeygeſchleppt werden; das hört jetzt auch auf, es wird hier an Ort und Stelle eingekauft, und ein ſehr geringer Theil vielleicht nur hertransportirt. Im November bereiſete der Haupt-Commandeur die

Gränzen und den Aufenthalt der verſchiedenen Chans, welche an Rußland Tribut zahlen. Bey Letzteren iſt es Sitte, große Geſchenke zu machen, die man, ohne ſie ſchwer zu beleidigen, unmöglich ausſchlagen kann. Der General erfand ein herrliches Mittel, dieſe Gaben auf eine Art anzunehmen, welche keinen Theil beleidigen konnte. Er bath nur, ihm keine andern Geſchenke zu machen, als Schafe, worin der Hauptreichthum dieſer Chans beſteht, und ſchenkte dieſe Thiere ſogleich den Regimentern. Dieſe kamen dadurch in den Stand, eigene Viehzucht zu halten; denn die Weiden gehören hier der ganzen Welt, und das ganze Jahr durch findet das Vieh Gras. Die Chans wetteiferten am Ende mit Geſchenken an Schafen, ſo daß die ganze Anzahl ſich auf mehr als 6000 belief, die unter die Regimenter vertheilt wurden, und ſchon dieſes Jahr ißt der Soldat faſt täglich Fleiſch, ohne daß die Anzahl der Herde ſich vermindert; denn die Schafe vermehren ſich hier ſehr ſtark. Die Felle haben die Soldaten noch in den Kauf.

Die Jagden ſind in dieſem Lande außerordentlich ergiebig. Man findet ſehr viele Haſen, Hirſche, Steinböcke u. ſ. w., Faſanen in Menge; unter den Raubthieren eine Art Schakals, die man auch hier Tſchekalka nennt. Sie hat Ähnlichkeit mit einem Wolfe, iſt aber kleiner und ſieht weit grimmiger aus; das Geheul des Thieres dringt durch alle Glieder, überdieß iſt es ſehr dreiſt, ſchleicht ſich des Nachts ſehr geſchickt in's Lager und ſtiehlt den Soldaten die Stiefeln; iſt es recht hungrig, ſo geht es auf die Kirchhöfe und gräbt friſche Leichen aus. Hyänen gibt es in Menge; nur ſehr ſelten hört man etwas von Tiegern, obgleich wir kürzlich noch einen ſehr ſonderbaren Zufall hatten. Die Soldaten gehen hier öfters auf die Jagd, welches die Regiments-Commandeurs um deſto lieber erlauben, da ſie ſich dabey im Schießen üben. Es traf ſich, daß zwey unlängſt aus Rußland gekommene Rekruten auch von dieſer Luſt ergriffen wurden. Nachdem ſie allerley zuſammengeſchoſſen hatten, ſahen ſie plötzlich ein gewandtes Thier mit großen Sätzen auf ſich losſpringen, dem erſten Soldaten verſagte die Flinte, der andere hatte die Gegenwart des Geiſtes, das Thier ganz nahe kommen zu laſſen, und traf es ſo glücklich in die Stirn, daß es ſich augenblicklich todt hinſtreckte. Unbekannt mit der Gefahr, der ſie entgangen waren, freuten ſich die Soldaten über die ſchönen Farben des Felles, und ſchleppten nach Hauſe einen — Tieger von ungeheurer Größe. Ich ſelbſt ſah ſo ein ſchönes Fell noch nie; der gute Rekrut aber wunderte ſich nicht wenig, eine Heldenthat vollbracht zu haben. Es kann nichts anders als ein hungriger verlaufener Tieger aus der Gegend von Bagdad geweſen ſeyn.

Vor einiger Zeit ſah ich hier eine kleine Caravane durchziehen, die dem Eifer des Muhammetismus Ehre macht. Unter den vielen kleinen Völkerſchaften des Kaukaſus, die beynahe alle verſchiedene Sprachen ſprechen, und die Stamm-Ältern der Europäiſchen Nationen ſeyn ſollen, befindet ſich eine, Nagaizen genannt, aus deren Mitte ſich faſt jährlich bis fünfzig Mann entſchließen, eine Reiſe zum Grabe Muhammeds nach Mekka in die Afrikaniſchen Wüſteneyen zu machen. In der Geographie gänzlich unbewandert, läßt ſich wohl denken, wie viel Umwege ſie machen, ehe ſie hinkommen; demungeachtet treffen ſie gewöhnlich in hundert und fünfzig Tagen dort ein. Solche Leute nehmen ihr ganzes Hab und Gut mit ſich, und machen ſich ein himmliſches Vergnügen daraus, es den Prieſtern dort zu laſſen; die Belohnung dafür iſt ein weißes Tuch, das ein jeder am Grabe Geweſene um den Kopf trägt; dieſes wird unter ihnen ſehr geſchätzt, und er heißt dann Adgi. Ich war neugierig, mit Einem von ſolchen Leuten zu ſprechen; er wußte aber gar nicht, welchen Weg er genommen, noch weniger war ihm, ſeiner Meynung nach, etwas Merkwürdiges aufgeſtoßen; Alles, was ich erfahren konnte, war, daß die Hitze dort ſo groß ſey, daß, um ein Stück Fleiſch zu braten, man es bloß auf einen Stein zu legen braucht.

Nach und nach verſammelten ſich hier in Tiflis alle zu der Perſiſchen Geſandſchaft gehörigen Beamten, und man brachte die Zeit recht angenehm zu. Am neuen Jahre wurde der Geſandte von mehreren Herren der Geſandtſchaft durch ein kleines ſehr gut dargeſtelltes Luſtſpiel angenehm überraſcht. Manche Gruſier, die ſo etwas in ihrem Leben nicht geſehen hatten, lachten anfangs ſehr viel, gähnten dann und ſchliefen endlich ein. Um aus Tiflis ganz die große Welt zu machen, wurde einige Tage darauf von den nähmlichen Herren ein ſchönes Concert gegeben, und man wird ſich nicht wenig wundern, zu erfahren, daß ſich ein ſchöner Petersburger Flügel dabey befand, der die Reiſe über den Kaukaſus glücklich überſtanden hatte.

Um die Perſiſche Regierung von unſerer Ankunft zu benachrichtigen, wurden der Collegien-Rath Maſarowitſch und Herr von Ricard voraus nach Teheran abgefertiget. Unſere Reiſe verzog ſich aber noch wegen Unpäßlichkeit des Geſandten bis zum 17. Aprill 1817, an welchem Tage wir Tiflis verließen.

Es wird den Ältern und Verwandten der Herren, die ſich in der Ruſſiſch kaiſerlichen Geſandtſchaft nach Perſien befunden haben, gewiß nicht unangenehm ſeyn, hier ein nahmentliches Regiſter derer vorzufinden, die Theil an dieſer Ambaſſade hatten. Sodann beſtimmt mich ein zweyter Grund, die Liſte dem Drucke zu übergeben. Die Hamburger Zeitungen verſicherten nähmlich vor einiger Zeit, daß das Gefolge

Digitized by Google

des Generals Jermoloff meiſtens aus Franzöſiſchen Officieren beſtehe, und hatten ſogar die Dreiſtigkeit ſo weit getrieben, Letztere nahmentlich anzuführen. Ich aber kann im Nahmen der Geſandtſchaft verſichern, und die Liſte belegt es, daß nicht einmahl unſer Koch ein Franzoſe war.

5.

Liſte der Geſandtſchaft.

General-Lieutenant Jermoloff, bevollmächtigter außerordentlicher Geſandter, Ritter des St. Alexander-Newsky-Ordens erſter Claſſe, St. Annen-Ordens erſter Claſſe; des Badenſchen Militär-Verdienſt-Ordens erſter Claſſe, rothen Adler-Ordens erſter Claſſe, Sonnen- und Löwen-Ordens erſter Claſſe, St. Georgien- und Wladimir-Ordens zweyter Claſſe, kaiſ. Öſterr. Marien-Thereſien-Ordens dritter Claſſe.

Wirklicher Staatsrath Negri, } Conseillers d'ambassade.
Wirkl. Staatsrath Sokoloff, }
Oberſt Jermoloff, Marſchall der Geſandtſchaft.
Collegien-Rath Kudabaſcheff, Secretär der Geſandtſchaft.
Collegien-Rath Richlefsky, Commiſſär der Geſandtſchaft.
Collegien-Rath Maſarowitſch, vom diplomatiſchen Fache.
Major Krauſe, Geſandtſchafts-Caſſier.
Hofrath Müller, Arzt der Geſandtſchaft.
Herr von Riccard, }
Herr von Borosdna, } vom diplomatiſchen Fache.
Herr von Jarzoff, }
Baron Korff, }

Stabs-Capitäne: Fürſt Bekowitſch, Fürſt Bebutuff, und die Lieutenants Popoff und Graf Samoiloff, Adjutanten des Geſandten.

Zur Suite des Geſandten gehörten, vom General-Stabe: Oberſt Iwanoff, Stabs-Capitäne Murawieff und Kotzebue, die Lieutenants Rennenkampf, Babarikin und Scherbinin, und die Fähnrichs Wojeikoff und Latſchinoff.

Lieutenant der Infanterie Fedoroff, Polizeymeiſter der Geſandtſchaft. Akademiſt Maſchkoff, Mahler der Geſandtſchaft. Lieutenants Stabouſch und Matwejeff, Feldjäger. Ein Kabardiniſcher Fürſt mit acht Mann Gefolge. Herr Aufmord, Apotheker der Geſandtſchaft.

Ein Beichtvater.

Lieutenants Naſaroff, Schemirka, Madatoff, Meſcherikoff und

Leonidſeff, Dolmetſcher der Geſandtſchaft; Collegien-Secretär Pariſchsky, Capellmeiſter; Titular-Rath Letaſchinskoy, ein Beamter des Hof-Cabinetts. Zwölf Geſandtſchafts-Bediente, fünf Köche, 24 Grenadiers, 25 reguläre Koſaken und 20 irreguläre; 30 Muſikanten und die nöthige Bedienung der Geſandtſchafts-Herren. Das Ganze belief ſich ungefähr auf 300 Perſonen.

6.

Abreiſe nach Perſien.

Nachdem die Geſandtſchaft ein glänzendes Abſchiedsmahl beym General-Major Fürſt Kutuſoff eingenommen hatte, begab ſich Alles nach der Kirche, um den Segen zu einer glücklichen Reiſe zu empfangen, worauf wir in Begleitung der ganzen Stadt unter Glockengeläute am 17. April Nachmittags Tiflis verließen. Hofrath Müller, der viele Jahre in Gruſien ausgeharret, manchen guten Freund in ſeiner Gegenwart an der Peſt verloren hat, und ſelbſt nur durch ein Wunder noch lebt, ſchlug mir vor, einen kürzern Weg zu nehmen, der zwar über einen ſehr ſchwierigen Berg führt, wo man aber bis Kodi fünfzehn Werſte gewinnt. Der brave Doctor Pribel, und der ehrliche, biedere Apotheker Williams begleiteten uns. Wir wurden für die Mühe des Steigens herrlich belohnt; denn wir genoſſen die herrlichſte Ausſicht auf die Kette des Kaukaſus und das Silberband des Kura-Fluſſes. Am Abend langten wir in unſerm erſten Nachtlager Kodi an, wohin uns die Generale Stahl und Kutoſoff nebſt mehreren Gruſiniſchen Fürſten begleitet hatten. Der Anfang unſerer Reiſe war eben nicht ſehr einladend, die Küche kam ſpät, und wir ſchliefen unter freyem Himmel. Man ſieht von hieraus die Ruinen von Saganlug, über welche der eigentliche Weg aus Tiflis hierher führt. Sie werden jetzt von Taranteln und Scorpionen bewohnt, und beſtehen, gleich unſerm heutigen Nachtlager, nur aus einigen ärmlichen Erdhütten, deren Beſitzer der Fürſt Arbelianoff iſt. Die Kaiſerinn Katharina hat die Gnade gehabt, einem jeden hieſigen Edelmann den Fürſtentitel beyzulegen, ſo daß es hier beynahe mehr Fürſten als Bauern gibt. Hätte die Kaiſerinn das gewußt, und ihnen bloß den Titel gelaſſen, welchen die National-Sprache ihnen beylegt; ſo würde Rußland auch einmahl einige tauſend Fürſten weniger haben.

Den 18. April 1817. Außer dem Geſandten, der eine kleine Droſchke mitgenommen hatte, um ſeines bleſſirten Fußes wegen abwechſelnd zu reiten und zu fahren, durfte niemand eine Equipage

mitnehmen, denn man wußte nicht genau, ob die Perſiſchen Wege es erlaubten. Als wir uns nachher von der Möglichkeit überzeugten, war es ſchon zu ſpät. Der heutige Marſch ging nach Emir-Aivasli, das am Hram-Fluſſe liegt. Eine drückende Hitze und eine Menge Inſecten bewillkommneten uns mit dem Morgen. Auf halbem Wege paſſierten wir den Fluß Alget, über den eine ſteinerne Brücke von hohem Alter geworfen iſt. Die Einwohner wiſſen weder wann, noch von wem ſie erbaut worden; wahrſcheinlich von den Römern, die ſo ausgebreitete Eroberungen machten. Vor uns liegen die Bartſchaliniſchen Gebirge, hin und wieder mit Schnee bedeckt; rechts ein ziemlich anſehnliches Schloß, Kolagivi genannt, wo im Sommer die Luft ſo ungeſund ſeyn ſoll, daß weder Menſchen noch Vieh am Leben bleiben. Der Übergang über den Hram iſt eben nicht einladend; der reißende Strom geht den Pferden bis an den Bauch, und man mußte eine Menge Leute längs dem Fahrwaſſer aufſtellen, weil ein Schritt ſeitwärts von dieſem Wege leicht das Leben koſten konnte. Wir kamen, Gott ſey Dank, Alle glücklich hinüber, und erreichten unſer Lager, das aus Tartariſchen Kibitken aufgeſchlagen war. Dieſes ſind geflochtene Körbe, welche einen halben Globus bilden, vorn eine kleine Öffnung haben, und von oben gegen die Witterung durch Matten geſchützt ſind. Obgleich neben uns ein Dorf liegt, ſo wählt doch jeder tauſend Mahl lieber ſo eine Kibitke zum Nachtlager, als ein ſchmutziges, abſcheuliches, Tartariſches Haus. Zu Mittag aßen wir Alle, ländlich hingelagert, unter dem Schatten eines Baumes, als ein ſpeculativer Tartar mit einem ſonderbaren Affen angeſtiegen kam, der ganz gewöhnliche Kunſtſtücke machte, mir aber ſeiner langen grauen Haare und ſeines kahlen rothen Geſäßes wegen, von ſeltener Art zu ſeyn ſchien.

Den 19. Der Civil-Gouverneur von Gruſien, General Stahl und General Kutuſoff, welche uns nebſt mehreren Gruſiniſchen Fürſten bis hierher begleitet hatten, traten ihren Rückweg nach Tiflis an. Mehrere Dörfer und Ruinen alter Schlöſſer verſchönerten die herrlichen Ausſichten des heutigen Marſches. Der Weg ſtreift hin und wieder durch angenehmes Gebüſch, und führt uns auf eine Fläche von Wald begränzt, auf der die Gruſiniſche Armee zur Sommerszeit im Lager ſteht, um der brennenden Hitze in Tiflis zu entgehen. Auch wir lagerten uns an einer rauſchenden Quelle im dichten Schatten, um die Mittagshitze abzuwarten; unterdeſſen wurde die Küche aufgeſchlagen, und wir hielten bald ein herrliches Mittagsmahl. Von hieraus wurde der Weg noch romantiſcher; ein anderer ſchlängelte ſich links in die ſchattigen Gebirge zu den Kupferminen; wir folgten dem geraden bis zur Brücke Achkörpi, die am

Digitized by Google

Fuße des Berges Achſebejuk liegt, wo unſere Kibitken aufgeſchlagen waren. Hohe Bäume, die ein ſchauderhaftes Dunkel verbreiteten, vermehrten das Echo unſerer Stimmen, das in dieſem großen Keſſel beſtändig wiederhallte.

Den 20. War ich geſtern ſchon von Ausſichten begeiſtert, ſo biethet mir heute die Natur das Höchſte ihrer Zaubereyen. Gleich vom Lager aus ſchlängelt ſich der Weg allmählich den großen Berg Achſebejuk hinauf; anfangs kann man im dicken Walde nur vor ſich ſehen, nach und nach wird er lichter, und man befindet ſich auf breitem, gutem Wege am Rande eines mahleriſchen Abgrundes, der ſich weit hinaus in viele Thäler verliert. Eine Zeit lang geht es ſo fort, man befindet ſich in einer ſchönen, von der Natur geformten Allee, die auf der Spitze einer Anhöhe aufhört, von wo aus wir die Tifliſchen Gebirge, den Kaukaſus und alle bisher gehabten Nachtlager deutlich ſehen konnten. Viele Flüſſe krümmen ſich in verſchiedenen Richtungen und verlieren ſich in dem unendlichen Blau. Der Geſandte ſagte ſehr richtig: wir ſehen viel, und doch iſt es nichts, im Verhältniſſe des Ganzen, das von Einem Menſchen beherrſcht wird! Die Idee iſt wahrlich groß, und die Thatſache wird nach Jahrhunderten vielleicht Manchem unwahrſcheinlich vorkommen. Wir nahmen Abſchied vom Kaukaſus, der Scheidewand unſers Vaterlandes, und verließen mit ſchweren Herzen dieſen göttlichen Ort. Der Weg wendete ſich längs einem wunderſchönen Bergrücken durch das Gebüſch; endlich hatten wir die höchſte Spitze erſtiegen, der Wald wurde lichter, verlor ſich endlich ganz, und vor uns ſtanden plötzlich zwey Granitberge, die nur einen ſchmalen Durchgang erlauben, in dem ein furchtbar ewiger Wind herrſcht. Nach dieſer Satans-Pforte hat der Berg eigentlich ſeinen Nahmen erhalten; denn Achſebejuk bedeutet in der Tartariſchen Sprache: großes Maul. Dieſes darf man aber dort ja nicht machen, ſonſt bekommt man es voll Wind. Menſchen und Pferde taumeln durch dieſe Pforte. Einen ſtärkern Sturm habe ich bloß auf der Japaniſchen See erlebt, wo wir einen Orkan hatten, der von oben nach unten hängende Stricke in der Mitte durchriß. — Nachdem wir dieſe Pforte paſſiert hatten, führt der Weg ſogleich den Berg ſehr ſteil herunter in's Thal. Die Gegend iſt nackt, ſehr kalt, und wir haben hier ein ſehr ſchlechtes Nachtlager.

Den 21. Der Weg führte in ein ſchönes ausgebreitetes Thal bis zum Fluſſe Kamenaja. Welch ein fürchterlicher Anblick! Die Ufer haben vierzig Faden perpendiculäre Höhe und beſtehen aus dunkelbraunem Granit. Die Abfahrt zur Brücke iſt ſteil und mit Steinen von ungeheurer Größe beſäet, ſo daß alle Sachen auf den Händen herunter getragen werden mußten; eine Arbeit, die uns über vier

Stunden hier aufhielt. Der Weg iſt in Granit durch Pulver geſprengt, und mit vieler Mühe in dieſen ſchlechten Zuſtand gebracht worden; eine Verbeſſerung würde mit ungeheuren Koſten verbunden ſeyn. Ein ſehr treffendes Seitenſtück zu dieſen Ufern, die der Ewigkeit zu trotzen ſcheinen, iſt die unweit entlegene Ruine der ehemahligen Hauptſtadt von Klein-Armenien, Lori, die ſonſt 6000 Häuſer zählte, Könige barg, und eine ſiebenjährige Belagerung ausgehalten haben ſoll. Jetzt ſind noch dreyßig Häuſer übrig. Man trifft überhaupt ſehr häufig Überbleibſel ehemahliger Größe des Armeniſchen Reiches an; jetzt iſt dieſes Volk in der ganzen Welt zerſtreut; hier hat es ſich mit den Gruſiern vereiniget, die es gottlos prellet. Die Lage des Landes und die verſchiedenen Richtungen der Berge machen, daß man in Gruſien an Einem Tage die vier Jahreszeiten genießen kann. Wir übernachteten heute im Winter, reiſeten den Tag über im Sommer, und ſind jetzt am Fuße des Berges Beſabdal im Frühjahre angelangt.

Den 22. Ein angenehmer Weg führt den Beſabdal hinauf, unten ließen wir blühende Bäume, ſingende Vögel, grünes Gras; ſo wie man ſich der Spitze nähert, ſieht man die Natur ſtufenweiſe abſterben, die Bäume werden nackt, das Gras gelb, man geht ſtellenweiſe durch Schnee, und ein kalter Wind ſauſet durch alle Glieder. Gottlob! die Spitze iſt erreicht, man läßt ſich fröhlich einen fürchterlichen Steg Werſte lang herunter, der durch ein rauſchendes Flüßchen ſich windet, und wirft nach einer guten Stunde den Pelz wieder weg; denn das Frühjahr iſt da, Blumen duften entgegen; der Fluß Bambak mit ſeiner Brücke zeigt ſich, und in der Ferne ſieht man die Kirche des Städtchens Karakliſſa, das von hohen mit Tannen bewachſenen Bergen umgeben iſt. Die Stadt hat den Nahmen von Kara (ſchwarz) und Kliſſa (Kirche); dieſe ſchwarze Kirche ſieht man jetzt noch. Das Klima iſt hier ganz das nähmliche des mittelländiſchen Rußlands, obgleich dieſer Ort im vierzigſten Grad der Breite liegt! Der Ort iſt bekannt wegen ſchönen Forellen und Honig, das er liefert. Das Militär hat ſich hier ſo bequem angebaut, daß man gar nicht glaubt in einem Tartariſchen Städtchen zu ſeyn. Noch mehr, als die Müdigkeit von der Reiſe, bewog dieſes den Geſandten, hier zwey Tage auszuruhen; denn weder in Gruſien noch in Perſien durften wir auf ähnliche Quartiere rechnen.

Den 25. Nachdem wir uns vollkommen in Karakliſſa erhohlt hatten, trug unſer Weg uns weiter nach dem Armeniſchen Dorfe Bekanti. Ich muß erwähnen, daß man aus Karakliſſa einen geraden Weg über das Gebirge nach Erivan nehmen kann, wo es auch ſehr nahe iſt; da aber auf den Bergen viel Schnee lag, und man drey Tage

lang kein Dorf antrifft, ſo wählte der Geſandte den längern, aber guten Weg über Gumri. Letzterer ging von Karakliſſa aus längs dem Fluſſe Bambak; er durchſchneidet ihn mehrmahls, und ſchönes Gebüſch ziert ihn. Auf halbem Wege erblickte man eine große Höhle, die wahrſcheinlich vor undenklichen Zeiten entſtand, und nicht ſelten Reiſenden, auch wohl ganzen Viehherden, zum Nachtlager dient. Der Fluß ſpült nahe an dieſer Öffnung und macht ein lautes Geräuſch, das ſchauderhaft in der Höhle wiederhallt. Wie ſollte es auch an dieſem Orte nicht ſchauderhaft ſeyn! Wanderer! ſtehe ſtill, und ziehe ehrerbiethig deinen Hut! Vermiſſe auf der einfachen Gruft den Marmor nicht; denn den Helden, welchen ſie deckt, verewigen ſeine Thaten, das weiße Kreuz, welches du ſiehſt, zeigt bloß den Ort, wo ſeine Hülle liegt.

Im Jahre 1805, als Rußland mit Perſien im Kriege begriffen war, belagerte der damahlige Haupt-Commandeur von Gruſien, Fürſt Sizianoff, der durch einen ſchändlichen Meuchelmord von den Perſern aus der Welt geſchafft wurde, die Stadt Erivan. Zu der Garniſon von Erivan, die ohnehin beynahe an Zahl der Ruſſiſchen Armee gleich kam, ſtieß noch eine ſtarke Perſiſche Armee, unter dem Befehle des Thronfolgers, und umringte Erivan dermaßen, daß die Belagerer ſich ſelbſt plötzlich von allen Seiten belagert fanden. Dieſe Lage war wohl noch verzweifelter als die des Prinzen Eugen unter Belgrad. Sizianoff traf Anſtalten zur Vertheidigung, die Perſer konnten ihm nichts anhaben, und er gab nicht einmahl den Plan auf, die Belagerung fortzuſetzen. Am Ende fing es an, ihm an Proviant zu fehlen, es mußte alſo das nächſte Magazin von Karakliſſa (160 Werſte) dahin geſchickt werden. Da ſeine ganze Armee nur aus einigen Tauſenden beſtand, ſo durfte er ſich nicht ſchwächen; er wählte alſo den braven Oberſt Montreſor, gab ihm 200 Grenadiere und eine Kanone, nebſt Befehl nach Karakliſſa ſich durchzuſchlagen, dort Proviant und Verſtärkung zu hohlen, und ſo zur Armee zurück zu kehren. Montreſor ſchlich ſich in der Nacht durch die Perſiſche Linie durch, und gewann bis Tagesanbruch einen hübſchen Vorſprung; allein die Perſer ſetzten ihm mit vielen Tauſenden nach; Montreſor ſchlug ſich dieſen ganzen Tag, und machte ſeinen Rückzug ſo, daß die Perſer ihm nichts anhaben konnten. In der Nacht gewann er eine kleine Anhöhe, die er in der Geſchwindigkeit mit aufgeworfenen Steinen und dergleichen, gegen einen Überfall wenigſtens, ſicherte. Bey Tagesanbruch ſchlug er ſich durch die Perſer durch, die ihn ſchon umringt hatten, und ſetzte ſeine Retirade fort, konnte aber wegen dem beſtändigen Scharmuzieren nicht weiter als gegen Abend bis zu dieſer unglücklichen Höhle kommen.

Als er ſich hier aufſtellte, erfuhr er, daß ſeine Leute nur noch einen Schuß übrig hatten. Zu ſeinem noch größern Unglück befand ſich unter den Soldaten ein Tartar, der in der Nacht ſeine Kameraden verließ, und die Perſer mit der verzweifelten Lage des Montreſors bekannt machte. Die Perſer, belehrt, daß ſie nur eine Salve auszuhalten hätten, überfielen bey Tagesanbruch von allen Seiten die Hand voll Helden, welche ſie natürlich ſehr bald zu Boden warfen. In Karakliſſa hatte man unterdeſſen ſchießen gehört, und ein Trupp war ſchon unterwegs, Hülfe zu leiſten, kam aber zu ſpät. So mußte, nahe am Ziele, der Held ſeinen Tod finden! Die Grabhügel ſeiner Braven umringen auch jetzt den Seinigen, der aus der Mitte beſcheiden hervorleuchtet.

Es ſind hier in den Kriegen mit den Perſern wahrlich Heldenthaten vollbracht worden, die der Ruſſiſchen Nation Ehre machen; ich weiß nicht, aus welcher Urſache man ſie der Welt bis jetzt verſchwieg, während in jedem andern Lande alle Zeitungen bis zum Ekel poſaunt haben würden. Ich ſchätze mich glücklich, der Erſte zu ſeyn, der noch zweyer Vorfälle erwähnen kann, die vom ganzen hieſigen Corps bekräftiget wurden, und deren Helden noch am Leben ſind.

Gleichfalls im Jahre 1805 commandirte der Major Liſanewitſch (jetzt General-Major) eine Abtheilung von 200 Mann nebſt einer Kanone. Von der Perſiſchen 10,000 Mann ſtarken Vorhuth unter dem Befehle von Perculi-Chan überfallen, hielt er ſich erſt mehrere Stunden am Arare-Fluß, zog ſich dann den ganzen Tag herumſchlagend zurück, und langte am Abend glücklich in der Feſtung Schuſcha an. Die Perſer nennen ihn jetzt noch Delli Major, den tollen Major.

Ein noch weit verzweifelteres Stück fiel in demſelben Jahre vor. Oberſt Karegin commandirte eine Abtheilung von 600 Mann nebſt einer Kanone, unter ihm Major Kotlerefsky. Da ich die Sachen ſo erzähle, wie ich ſie von ſehr glaubwürdigen Männern hörte, ſo kann ich nicht anders, als das Verdienſt dieſer That einzig und allein dem Major Kotlerefsky (jetzt General-Major), zuſchreiben, obgleich er unter dem Befehle jenes Oberſten ſtand. Die Abtheilung wurde von 30,000 Mann angegriffen, welche der Thronfolger Abas-Mirza ſelbſt befehligte. Sie ſchlug ſich drey Tage auf einem Begräbnißplatze beym Dorfe Askeran herum, wo die hohen Leichenſteine etwas Schutz gaben. Das Waſſer war aber in den Händen der Feinde, und die Ruſſen mußten ſich Nachts das Waſſer auch noch erobern. In der dritten Nacht läßt Oberſt Karegin einen Trommelſchläger und einige Schildwachen zurück, welche die ganze Nacht abrufen und trommeln,

ſchleicht ſelbſt mit den Übrigen davon, macht einen forcirten Marſch, und überrumpelt die Feſtung Schachbulach, in deren Beſitz er der Perſiſchen Armee trotzt. Der brave Trommelſchläger nebſt ſeinen nachgebliebenen Kameraden, wurden bey Tagesanbruch wüthend zerriſſen. Um das Werk zu krönen, ging der General Sizianoff ſelbſt mit 1200 Mann und einigen Kanonen auf die Avantgarde von 30,000 Mann los, und ſchlug ſie total; der Schach, der mit einer großen Armee diesſeits des Araxas war, ſetzte aus Furcht in größter Unordnung über den Fluß, und zerſtörte ſogar die ſchöne ſteinerne Hudaperin'ſche Brücke, die noch zerſtört daſteht. In Perſien ſchreckt man jetzt noch die Kinder mit dem Nahmen Sizianoff! Man muß aber wiſſen, daß die Perſiſche Artillerie zu der Zeit ſo zu ſagen noch gar nicht exiſtirte, und ſie meiſtens mit kleinen Falkoneten agirten, die auf Kamehlen transportirt wurden.

Nachdem wir bey der Höhle des unglücklichen Montreſor eine Zeitlang verweilt hatten, ſetzten wir unſern Weg über das Dorf Amamli fort, und langten Abends unter Regen im Dorfe Bekanti an. Auch hier ſieht man auf der Anhöhe eine erbärmliche Redoute, in der ſich 150 Mann nebſt einer Kanone gegen 6000 Mann ſo vertheidigten, daß der Feind nicht nur der Redoute, ſondern auch den Einwohnern nebſt Viehherden, die unter ihrem Schutze lagen, nichts anhaben konnte. Um nicht in den erbärmlichen Erdlöchern voll Ungeziefer zu übernachten, zogen wir das Lager unter freyem Himmel trotz dem Regen vor.

7.

Den 26. Ein nacktes trauriges Thal führt zu der Feſtung Gumri, bey der ſich die Türkiſche und Perſiſche Gränze mit der Ruſſiſchen vereinigen. Seit Karakliſſa ſieht man kein Bäumchen mehr, das ermüdet das Auge ſehr. Ich bemerkte am Wege mehrere Bauernpflüge, von zehn Ochſen mühſam geſchleppt; denn die Erde iſt hier feſt. Die Arbeiter ſangen dazu in Ohren zerreißenden Tönen. Statt zu eggen, wie bey uns, wird hier nur ein ſtarker Baumaſt herum geſchleppt, auf dem nicht ſelten eine ganze Familie gelagert iſt, und es reicht hin. Unpäßlichkeit des Geſandten und das ſchlechte Wetter hielt uns hier drey Tage auf. Es ſchneyete beſtändig, wir hatten 2 Grad Kälte und in einigen Tagen 25 Grad Hitze. Die Quartiere ſind hier erbärmlich; aus dem Überbleibſel einer alten Kirche hat man ein Heu-Magazin errichtet. Das Klima ſoll aber das geſündeſte in ganz Gruſien ſeyn. Möglich! wir waren indeſſen ſehr froh als wir es verließen.

Den 29. Das Wetter war zu unſerer Reiſe heute ſehr günſtig. Der Weg ging längs dem Fluſſe Apartſchai. Zur Linken hatten wir den hohen Berg Alages, an deſſen Fuß man in der Entfernung einen ſpitzigen Berg erblickt, hinter dem die Schneeſpitze des weltberühmten Ararat uns auf eine kurze Zeit bewillkommt, und ſogleich wieder verſchwindet. Auf halbem Wege wurde Halt gemacht; der Tag war recht warm, man lagerte ſich am Ufer des Fluſſes, wo der Cabardiniſche Fürſt mit der Kugel einen ungeheuer großen Pelikan ſchoß. Anfangs aus Unvorſichtigkeit, nachher aus Übermuth, ſteckten wir das Gras auf dem Felde in Brand, das hier nie gemähet wird; bald ſtand das ganze Feld in Flammen und der Rauch trieb uns weiter. Man thut dieſes nicht ſelten mit Fleiß in dieſem Lande; denn das Gras wächſt darauf weit ſchöner wieder. Den Nachmittag erreichten wir bald unſer am Karavan - Saray Schirpulu aufgeſchlagenes Nachtlager. Karavan-Sarays ſind Gebäude, die für reiſende Kaufleute aufgebaut wurden, ſo groß, daß ganze Karavanen mit Pferden und allem Zubehör ſich bequem darin verbergen. Manche ſind von recht hübſcher Architectur, und alle ſehr ſolid aus Quaderſteinen aufgeführt. Die, bey der wir jetzt ſtehen, iſt ſo alt, daß man ſich gar nicht der Zeiten erinnert, wann ſie gebaut worden, eben ſo wie die wundervolle Brücke daneben, die über den Apártſchai, deſſen Ufer hier 20 Faden hoch perpendiculär ſind, in einem Bogen geworfen iſt. Leider iſt gerade durch ein Erdbeben die Mitte der Brücke eingefallen, ſo daß die beyden Enden nur noch übrig blieben, die aber vollkommen zeigen, welch einen hohen Bogen die Brücke formirt haben muß. Ein naheliegender Kirchhof bewies, daß hier einſt Armenier wohnten; die Grabſteine zeigen alle weit über tauſend Jahre zurück. In der Nacht wurde ein ſolcher Stein ausgegraben, auf dem der Nahme Alexander ſtand. Man fand einen Schedel und einige Knochen von erſtaunlicher Größe, die ſeit 1050 Jahren hier ruheten. Zehn Werſte von hier ſind die Ruinen der Stadt Anna, ehemahls die Reſidenz von Groß-Armenien. Sonſt war dort ein glänzender Hof. Die Beherrſcher Griechenlands hielten ſich oft hier auf, und nicht ſelten wurde das Los ganzer Nationen hier entſchieden! Jetzt wohnen nur zehn Familien da, obſchon die Stadt im Umfange mehr als acht Werſte hat. Hin und wieder exiſtiren Trümmern von den Stadtmauern, auch ſieht man eine Menge Kirchen und Überbleibſel ehemahliger Palläſte. Was die Perſer nicht zerſtörten, vollendeten Erdbeben. Gegen Abend beſuchte uns ein Türkiſcher Beamter aus der Stadt, Kars, der vom Baſſa Ali abgeſchickt war, um den Geſandten zu begrüßen und ihm Glück zur Reiſe zu wünſchen. Da dieſer Baſſa die angränzende Provinz be-

fehliget, und mehr wie alle ſeine Vorgänger auf Ordnung hält, ſo empfing der Geſandte den Beamten ſehr auszeichnend und beſchenkte ihn beym Abſchiede ſehr reichlich. Morgen betreten wir das Perſiſche Gebieth, heute ſchon kam ein Abgeordneter, um ſich genau nach der Anzahl Menſchen und Pferde zu erkundigen und die gehörigen Anſtalten zu treffen.

Den 30. Der Fluß Apartſchai blieb weit rechts liegen, der Weg führte durch ein wüſtes Land, — es iſt die Gränze von Perſien. — Auf halbem Wege kam uns Asker-Chan, ehemahliger Geſandter in Paris, mit einigen tauſend Reitern entgegen, um den Geſandten im Nahmen des Schachs zu bewillkommnen, und zugleich anzukündigen, daß er als Memandar bey der Geſandtſchaft angeſtellt ſey. (Ein Memandar iſt ein Beamter, dem die Perſiſche Regierung auferlegt, irgend eine vornehme Perſon oder Geſandtſchaft zu empfangen, und für deren Unterhalt ſowohl, als ſonſtigen Bedürfniſſe zu ſorgen). Eine größere Höflichkeit konnte die Perſiſche Regierung freylich nicht erweiſen, als der Ruſſiſchen Geſandtſchaft einen Memandar zu geben, der ſelbſt einſt bevollmächtigter Geſandter war. — Asker-Chan iſt ein Mann bey Jahren; Napoleon hatte ihn in Paris ſehr gut empfangen; er ſprach auch einige Worte Franzöſiſch; vor vielen Jahren war er Haupt-Commandeur der Perſiſchen Armee; man muß unſerm Geſandten zum Ruhme nachſagen, daß er das Alter und die hohen Poſten, die Asker-Chan einſt bekleidete, ehrend, ihn während unſerm ganzen Aufenthalte in Perſien mit ſehr vieler Aufmerkſamkeit behandelte, und nie zugegeben hat, daß er Alles das thäte, was eigentlich die Schuldigkeit eines Memandars erheiſcht. Dieſes übernahm der Neffe von Asker-Chan, Najar-Alibek, der auch mit ſeinem Oheim in Paris geweſen und etwas mehr Franzöſiſch ſprach. Er hat in der Folge durch ſeine Gefälligkeit, und noch mehr durch ſein offenes, biederes Betragen, welches wahrlich in Perſien eine Seltenheit iſt, die Liebe der ganzen Geſandtſchaft gewonnen.

Nachdem von beyden Seiten die Bewillkommungen geſchehen, ſchloß die ganze Reiterey einen Kreis um uns, und ſo ging es vorwärts. Während dem Marſche manövrirten die Perſer nach ihrer Sitte, indem ſie ſich einander nachſetzten, auf einander ſchoßen, mit Lanzen auf einander zurannten und ſo dergleichen. Dieſes geſchah nicht bloß zur Kurzweile, ſondern auch als große Ehrenbezeugung. Unter ſolchen Manövren langten wir endlich in Taline an, wo ſich uns die ſchönſte Ausſicht darboth. Hier breitete ſich die Fläche der Provinz Erivan aus, begränzt vom Arare-Fluß, und am blauen Horizont erhoben ſich, wie ein Paar ungeheure Koloſſe, die beyden Berge Ararat. Eindrücke der Jugend wirken doch immer lebhaft auf unſere

Einbildung; mit dem Anblicke des Ararat verband ſich auch plötzlich die Idee, wie unſer alter Vater Noah einſt an dieſer Spitze ſtrandete, wie alle Thiere paarweiſe gerade von dieſem Puncte der Erde aus ſich wieder vertheilten. Mit welcher Inbrunſt er Gott hier muß gedankt haben für die wunderbare Errettung, als er von dieſem hohen Berge in die Ebene ſtieg, um ſich wieder anzubauen. Man zeigt noch eine Stelle, von der es heißt, daß Noah hier den erſten Wein pflanzte. Jetzt ſind die Zeiten ganz anders; nach vielen vergeblichen Verſuchen hat man nicht ein Mahl die Hälfte des Berges erſteigen können, von wo an er auch wirklich ſchon mit ewigem Schnee bedeckt iſt, und gänzlich die Form eines Zuckerhutes annimmt. Oben ſieht man wunderbar genug einen ſchwarzen Fleck, der mit Schnee bedeckt ſeyn ſoll; gute Chriſten behaupten, es wäre der Noahkaſten ſelbſt, andere minder Fromme behaupten, es wäre bloß der Platz, an dem er geſtrandet! In Taline fanden wir Perſiſche Zelte aufgeſchlagen, von denen eines beſonders prachtvoll war. In der Mitte desſelben, mit Tapeten ausgeziert, wurden dem Geſandten und uns Allen Erfriſchungen angebothen. Dieſe beſtanden in einer Menge unſchmackhaften Confectes und Scherbet, ein Getränk aus Waſſer, Zucker und Säure zuſammen geſetzt, das zwar nicht ganz übel ſchmeckt, beſonders wenn an einem heißen Tage noch Eis hinzu gelegt wird, allein ſich nie mit unſerer Europäiſchen Limonade vergleichen läßt. Nach vielen Complimenten von beyden Seiten, wünſchte unſer Memandar uns eine angenehme Ruhe, und wir brachten die erſte Nacht auf Perſiſchem Boden zu. Dieſes Taline iſt ein Tartariſches Dorf mit einem nicht hübſchen über 1000 Jahre alten Schloſſe, auf deſſen Mauer ſich die ſonderbare Inſchrift findet: „Ein unglücklicher Vater vermacht dieſes Schloß, als ſeinen Lieblingsaufenthalt, ſeinem glücklichen Sohne.“

8.

Den 1. May. Hier war die Nacht ſchon merklich wärmer als wir ſie bis jetzt gehabt. Der heutige Marſch wird uns gänzlich in die Ebene führen. Der Koſaken-General Siſajeff und noch mehrere Officiere, die uns bis hierher begleitet hatten, kehrten von hier nach Gumri zurück, und wir begannen in Gottesnahmen ohne ſie unſern weitern Marſch in Perſien. Der Tag war ſehr heiß, und die erſten Stunden des Marſches ſehr beſchwerlich in Hinſicht des ſteinigen Bodens. Hier müſſen einſt furchtbare Revolutionen vorgefallen ſeyn; denn Alles, was das Auge Meilen weit ſieht, iſt ſo dicht mit großen und kleinen Steinen beſäet, daß das Pferd mit Mühe einen

Platz findet, um den Fuß hinzuſetzen. Dieſer traurige Anblick verſchwand nach einigen Stunden, und die Ebenen von Erivan nebſt dem Berge Ararat, präſentirten ſich immer ſchöner. Wie angenehm aber werden Auge und Herz plötzlich überraſcht, wenn nach einem langen, ermüdenden Marſche ſich auf einmahl im Lande der Muſelmänner die Thürme und Mauern eines prachtvollen Kloſters erheben! Es iſt das berühmte Jetſchmiaſin, Sitz der Armeniſchen Patriarchen, — ein wehrloſes Schaf unter den Wölfen. Dieſes Heiligthum trotzt ſeit 1500 Jahren allen Kriegen und deren Folgen; nichts hat es erſchüttern oder deſſen fromme Bewohner verhindern können, während dieſer langen Zeit auch nur einen Tag das Gebeth zu verſäumen. Der ehrwürdige Patriarch Efrem kam ſelbſt, umringt von ſeiner Geiſtlichkeit, dem Geſandten entgegen, nahm ihn bey der Hand, und führte ihn unter Glockengeläute und Jauchzen des Armeniſchen Volkes, das aus der ganzen Nachbarſchaft zuſammen gelaufen war, in die ihm beſtimmte Wohnung.

Wir bekamen Alle ſo ſchöne reinliche Wohnungen, wie wir ſie ſchon lange nicht hatten und auf der ganzen Reiſe nicht mehr haben werden. Beym prächtigen Abendeſſen wurde uns ein Wein vorgeſetzt, der mich vollkommen überzeugt hat, daß der alte Vater Noah den erſten hier muß gepflanzt haben. Mit Freude erfuhren wir Alle, daß hier Ruhetag ſeyn ſoll. O warum nicht mehrere! —

Das Kloſter Jetſchmiaſin, welches in der Armeniſchen Sprache Herabſteigung des Sohnes Gottes bedeutet, iſt ein prachtvolles Gebäude. Es beſteht aus mehreren, mit Quaderſteinen ausgelegten, von ſchönen Bäumen bekränzten Höfen, von denen einige auch mit Baſſins, Blumenſträuchen und Springbrunnen verſehen ſind. Bey der größten Hitze hat man hier immer einen angenehmen, kühlen Spaziergang. Das Gebäude ſelbſt iſt halb im Europäiſchen, halb im Aſiatiſchen Geſchmacke gebaut, aber Alles ſehr gut und mit Nutzen angebracht. Die alte Kirche, die in der Mitte des Kloſters, und ſeit 1500 Jahren ſteht, iſt wahrlich von ſeltener, ſchöner Architectur; es iſt ſo etwas Großes und doch Einfaches in der Bauart. Auf dieſer nähmlichen Stelle hat der Stifter dieſes Kloſters, der heilige Gregorius, den heiligen Geiſt herabſteigen ſehen, und darauf die Kirche erbaut. Er ſoll mehrere Mahl die Reiſe auf den Ararat, um ein Stück von Noah's Kaſten, unternommen haben, allein vergebens; endlich ſendete ihm der liebe Gott eines im Traume, das jetzt noch hier aufbewahrt wird. Es ſind hier ungeheure Schätze aus der ganzen Welt geſammelt worden; denn nirgends kann ein Armenier die heilige Salbung kaufen, wie hier, weil bey der Zubereitung der Patriarch ſelbſt, nebſt zwölf Episkopen zugegen ſeyn

muß. — Dieſe Anzahl kann man bloß im Jetſchmiaſtniſchen Kloſter beyſammen finden, wo allein 300 Geiſtliche vorhanden ſind. Die zum Kloſter gehörigen Dörfer zeichnen ſich auch durch Wohlſtand aus. Es wäre überhaupt ſchon längſt eine blühende Stadt da, wenn die Perſiſche Regierung dem Oberbefehlshaber der Erivan'ſchen Provinz nicht erlaubte, das Kloſter nach Belieben zu plündern! Ich bin überzeugt, daß der Schach, der ein großer, ehrenwerther Fürſt iſt, davon nichts weiß, ſonſt hätte er ſchon längſt die armen Bewohner dieſer Provinz, die von dem Tyrannen alle Arten Grauſamkeiten dulden müſſen, von dieſem Ungeheuer befreyt. Dieſer Satrap hat während ſeiner Regierung unermeßliche Schätze geſammelt, iſt jetzt zu alt um ſie zu genießen, plündert aber die Einwohner aus Gewohnheit und das Kloſter aus wahrem Herzensvergnügen noch immer fort! Er treibt es ſo weit, daß das Kloſter jedes Mahl eine ungeheure Summe bezahlen muß, wenn er nur erfährt, daß ein reiſender Chriſt dort übernachtet hat! Man denke ſich, was die armen Menſchen dafür bezahlen werden, daß wir dort geweſen ſind. Er ſchämt ſich auch gar nicht, zu ſagen: Die Hunde von Chriſten in Jetſchmiaſin ſind ja froh, wenn ſie einen neu angekommenen Mitbruder bey ſich bewirthen können; ſie haben die Freude, ich will das Geld haben! Wenn er gar keinen Vorwand mehr findet, ſie faſt täglich zu plündern, ſo veranſtaltet er aus Erivan eine Jagdpartie, und beſucht im Vorbeygehen ſelbſt das Kloſter. Für dieſe Ehre muß nun viel gezahlt werden. Mehrere ſeiner Lieblinge hauſen zuweilen manches Mahl Wochen lang im Kloſter, um ſich darin betrinken zu können, welches nach ihrer Religion verbothen iſt; ſie würden auch ſonſt nirgends Wein finden; will man ihnen das Geringſte verſagen, ſo drohen ſie, dem Oberbefehlshaber falſche Berichte abzuſtatten, worauf denn natürlich Geldſtrafen folgen! — So iſt dieſes Heiligthum der Armeniſchen Chriſtenheit ewigen Plünderungen eines nichtswürdigen Menſchen ausgeſetzt, der dazu noch der erſte Trunkenbold in der ganzen Provinz iſt! Der arme Patriarch leidet viel, und muß alle Tage die Gaben der frommen Chriſten auf eine ſo unwürdige Art wegwerfen ſehen. Schon jetzt müſſen alte Kloſterſchätze angegriffen werden, um die Ausgaben zu beſtreiten. Die Kloſterbewohner ſind aber feſt entſchloſſen, zu dulden, und wenn ihnen auch nichts mehr übrig bleibt, doch dieſen heiligen Ort nie zu verlaſſen; wozu Gott ihnen Muth und Kraft verleihen wolle! Dieſe Plünderungen waren ein Hauptgrund, daß der Geſandte bey der Rückreiſe einen andern Weg einſchlug, und nicht mehr durch Jetſchmiaſin gehen wollte.

Den zweyten Tag unſeres Aufenthaltes war uns zu Ehren großer Gottesdienſt, wobey der ſelbſt gegenwärtige Patriarch eine

Digitized by Google

ſehr paſſende Rede hielt, und die geiſtliche Gemeinde, erfreut, in ihrer Mitte ſo viele Glaubensgenoſſen zu erblicken, laut ſchluchzte. Wir waren Alle gerührt und der alte ehrwürdige Patriarch konnte ſelbſt vor Rührung kaum ſeine Rede endigen. Zum Schluſſe war ein Gebeth, in welchem die Nahmen Alexander und Fet-Ali-Schach ziemlich ſonderbar zuſammen klangen. Nach Beendigung des Gottesdienſtes küßten wir die Hände des heiligen Gregorius und Jakob, und den Spieß, womit unſer Heiland durchbohrt worden iſt. Neben dieſen Heiligthümern hing an einer goldenen Kette ein Stück vom Noahskaſten, wovon man ſonſt leicht etwas kaufen konnte, was aber jetzt ſchwer hält. Der heilige Spieß, wovon der Patriarch uns Allen Abdrücke in Wachs zum Andenken an das Kloſter gegeben hat, iſt zu Zeit der Peſt oft nach Gruſien getragen worden, wo er Wunder gethan hat. Nach der Kirche wurden wir Alle in den Zimmern des Patriarchen Dieſem einzeln vorgeſtellt und zum Handkuße zugelaſſen. Nachher war ein großes Mittagsmahl, wozu der Patriarch nicht kam. Unſere Muſik ſpielte, Chriſten und Heiden hörten mit Begeiſterung zu, wir waren ſehr vergnügt. Ein Jeder erinnerte ſich dankbar des Empfanges in Jetſchmiaſin.

9.

Den 3. Vom Segen des ehrwürdigen Patriarchen begleitet, verließen wir Nachmittags unter traurigem Glockengeläute das Kloſter. Ungefähr auf halbem Wege zwiſchen Jetſchmiaſin und Erivan kam der Bruder des Oberbefehlshabers der Erivanſchen Provinz, Haſſan-Chan an der Spitze von 4000 Mann Reiterey dem Geſandten entgegen. Der größte Theil der Truppen beſtand aus Kurdinern, welche ein freyes, bekanntlich ſehr braves Volk ſind, das in Perſiſchem Solde ſteht. Der Geſandte ſprengte im Galopp die ganze Fronte auf und nieder; es war ein ſonderbarer Anblick. Schöne Pferde, faſt alle reich geharniſcht. Die Reiter, beſonders die Kurdiner, ſahen von weitem wie alte liederliche Weiber aus; ſie ſitzen krumm, ſind mit einer Menge buntfarbigen ſeidenen Kleidern behangen, der Kopf iſt gleichfalls ſehr liederlich mit buntem Zeuge umwickelt, an deſſen herausragenden Enden lange Franzen hängen. Unter dieſer lächerlichen Mütze guckt nun ein Schnurrbart nebſt einem citronengelben Geſichte hervor, wogegen der berühmte Abällino eine Schönheit iſt. Die ganze Fronte grunzte fürchterlich, und ein Paar kleine Paukenſchläger nebſt mehreren verdammten Pfeifern ſpielten dazu. Ihre Hauptwaffen ſind Lanzen aus Rohr gemacht. Sie jagen, wie die Perſer, einander nach, und treffen mit vieler Geſchicklichkeit im vollen Laufe den Gegner. Die

Flinten, Piſtolen und Säbel ſind aus außerordentlich ſchönem Eiſen; die erſteren laden ſie mit vieler Geſchwindigkeit im vollen Laufe, und treffen auch nicht ſelten. Nachdem der Geſandte dem Haſſan-Chan ſehr viel Rühmendes über die Truppen geſagt hatte, ſchloß die ganze Fronte einen Kreis, und unter den gewöhnlichen Perſiſchen Manövren gingen wir langſam vorwärts. Unweit des Sanga-Fluſſes, an dem die Stadt Erivan liegt, überfiel uns ein fürchterlicher Regen, der um deſto unwillkommener war, da wir Alle in Parade-Uniformen ritten und in die Stadt mit unſerer Muſik in Pomp einziehen wollten. Bey der Überfahrt über die Sanga, die zwar nicht ſehr breit, aber tief und reißend iſt, und ſelbſt an der Stelle, wo wir durchwadeten, den Pferden bis an den Bauch ging, glaubte ich ſchon, daß uns ein Unglück begegnen würde; allein außer einem Perſer, deſſen Pferd wahrſcheinlich ſchwach auf den Füßen war, und der in einem Nu in den Fluthen verſchwand, ſind wir Alle glücklich hinüber gekommen.

Unweit der Feſtungsmauer von Erivan ſtanden ungefähr 2000 Sarbaſen (ſo heißt in Perſien die reguläre Infanterie) nebſt 6 Kanonen reitender Artillerie. Bey Annäherung des Geſandten präſentirten die Truppen das Gewehr, die Trommeln wurden gerührt und die Pfeiffer bließen das bekannte Engliſche National-Lied: „God save the King! Willkommen in Perſien du alter Bekannter!“ In der Mitte der Fronte kam der Sardar (ein Perſiſcher Oberbefehlshaber) von Erivan, Huſſein-Kuli-Chan, deſſen man ſich aus Jetſchmiaſin noch erinnern wird, uns zu Pferde entgegen. Vor ihm gingen 6 Läufer, ziemlich reich gekleidet, und ein Beamter, der ein ſilbernes Beil auf der Schulter trug, ein Zeichen, daß er ſelbſt über Leben und Tod entſcheiden kann; hinter ihm waren eine Menge reich gekleidete Perſer. Er ſelbſt hatte ein Shawl-Kleid an; der Turban beſtand gleichfalls aus Shawls, ſein Dolch war mit Diamanten beſetzt und das Pferd in goldenem Geſchirre. Der Geſandte reichte ihm die Hand, Complimente wurden gegenſeitig gewechſelt, und man erreichte bald das Thor der Feſtung, wo der Sardar ſich empfahl, indem er die weitere Führung ſeinem Bruder auftrug. Alle Einwohner haben ſich gewundert, daß dieſer ſtolze Mann Jemanden außer dem Schach bis vor die Feſtung entgegen gekommen iſt. Der Geſandte hatte aber gerade deßwegen feſt darauf beſtanden, und das Schickſal wollte, daß er obendrein, vielleicht zum erſten Mahl in ſeinem Leben, durch und durch naß wurde. Sein Bruder führte uns indeſſen in das Quartier des Geſandten, wo beym Abſteigen Kanonenſchüſſe der Stadt deſſen Ankunft verkündeten. Das ganze Haus beſtand aus drey Zimmern;

wir bekamen Alle Quartiere in der Nähe, wo wir, bis auf's Hemd durchnäßt, anlangten.

Die Perſiſchen Häuſer ſind ſehr leicht gebaut; ſie beſtehen meiſtens nur aus einigen Zimmern, die gewöhnlich nach der Nordſeite offen ſind, das heißt: ſtatt der Wand befindet ſich ein großes Fenſter aus Glasſcheiben von verſchiedenen Farben, in bunter Reihe hingeſtellt. Dieſes Fenſter wird des Nachts zugemacht, am Tage aber iſt es immer offen. Die Zimmer ſind mit einer Menge von kleinen Karniſen und Niſchen verſehen, die bey armen Leuten einfach weiß, auch wohl gar nicht angeſtrichen, bey Reichen aber mit ſehr ſchönen Blumen, auch wohl mit Gold verziert ſind. In jedem Zimmer befindet ſich ein Kamin, der meiſtens dem Fenſter gegen über liegt; die Diele iſt von Stein, bey Reichen mit Teppichen, bey Armen mit Matten bedeckt. Da hat man in kurzem die Beſchreibung aller Häuſer in Perſien! Man findet in den Zimmern weder Stuhl, noch Tiſch, noch Spiegel, oder ſonſt irgend eine Möbel. Die Perſer ſitzen mit untergeſchlagenen Beinen, ihre Pantoffeln laſſen ſie vor der Thür. Das Eſſen wird ihnen auf Präſentir-Tellern gebracht, und wenn der Herr nicht in ſeinem Seraile übernachtet, ſo wird ein rundes Kopfkiſſen gebracht, und er ſchläft auf der nähmlichen Stelle. Spazieren gehen iſt bey ihnen eine große Lächerlichkeit und ſelbſt etwas Gemeines. Wenn die Perſer Jemand hin und her gehen ſehen, ſo glauben ſie, man wolle etwas hohlen, thut man das nicht, ſo ſehen ſie die Gehenden mit Verwunderung an, und glauben, er ſey verrückt geworden. Nach ihrer Sitte muß man zu Pferde ſeyn, ſobald nur ein Schritt aus dem Hauſe gethan wird. Zu Hauſe muß man fein am Fenſter ſitzen, die linke Hand auf dem Dolche ruhen laſſen, mit der rechten declamirend, der draußen ſtehenden Bedienung, die den ganzen Tag mit aufgeſperrtem Maule auf Befehle wartet, recht laut alle Viertelſtunden Kallion*) zurufen, wobey der Herr ſelbſt immer das Schlechteſte zu rauchen bekommt, indem die Bedienung den Kallion anzurauchen hat, und alſo das Schmackhafteſte davon bekommt. Sind Gäſte da, ſo werden viele ſolche Kallions gebracht; manche ſind von Gold, auch wohl gar mit Diamanten beſetzt; dazwiſchen wird Confect, aus Schafsfett zubereitet, präſentiret und Scherbet getrunken, und man nimmt Früchte. Dabey verſichern die Gäſte dem Herrn vom Hauſe, daß er eben ſo roth wie ſeine Äpfel, eben ſo glänzend,

---

*) Kallion iſt die bekannte Pfeife aus Glas, wo der Rauch durch das Waſſer gehen muß, und auf dieſe Art abgekühlt in den Mund kommt.

wie die Sonne, eben ſo freundlich, wie der Mond iſt, und empfeh-len ſich ihm gehorſamſt mit dem Wunſche, daß im Garten ſeines Schickſals ihm immer Roſen des Glückes blühen möchten. Der Wirth bedankt ſich durch freudiges Kopfnicken, beſiehlt laut ſchönes Wetter für die Abreiſenden, bedauert, daß er von dieſem Augenblicke an unglücklich ſeyn würde, indem ſein Ohr ſich an den Nachtigallen-Geſang außerordentlich gewöhnt hätte; ſetzt ſich wieder in die alte Poſitur und wartet mit Gähnen auf den Sonnenuntergang, um ſein Gebeth zu verrichten, und doch ſagen zu können, daß er dieſen Tag auch überraucht hat! Die abziehenden Gäſte ſuchen unterdeſſen im Vorzimmer ihre Pantoffeln wieder auf, und complimentiren eine gute Viertelſtunde, wer zuerſt heraus gehen ſoll; der Reichſte oder Vornehmſte gibt dann gewöhnlich freundlich nach, und ſchwingt ſich mit beſtändigem Kopfnicken ſehr graziös auf's Pferd, ſeine 20 oder mehrere Müßigänger ſchließen einen Kreis, nehmen das Pferd beym Zügel und ſchleppen den großen Herrn nach Hauſe. Im Allgemeinen haben die großen Herren eine Wuth zu plündern, und beſonders Übels von Andern zu reden; darin beſteht eigentlich ihre ganze Unterhaltung. Bey Prinzen und ſehr vornehmen Perſonen kommen tauſende ſolcher Herren zuſammen, die im Hofe ſtehen bleiben, und den gnädigen Herrn den ganzen Tag angaffen, oft ohne auch nur eines Wortes gewürdiget zu werden; dann gehen ſie glücklich nach Hauſe. — Die Städte beſtehen in Perſien aus engen Straßen, die nichts als Mauern darbiethen, an denen man hin und wieder kleine Thüren ſieht. Die Spaziergänge in Erivan können alſo nicht ſehr angenehm ſeyn. In den Gärten ſieht man nichts als Weintrauben und durch einander ſtehende Fruchtbäume. — Den Tag nach unſerer Ankunft in Erivan regnete es noch immer fort. Eine Begebenheit, deren man ſich hier in dieſer Jahreszeit gar nicht erinnern konnte. Außer gegenſeitigen Höflichkeits-Verſicherungen durch Abgeordnete fiel zwiſchen dem Geſandten und dem Sardar an dieſem Tage nichts vor.

10.

Den dritten Tag war ſchönes Wetter. Des Morgens um 10 Uhr ſtattete der Sardar bey dem Geſandten einen Beſuch ab. Er pflanzte ſich ziemlich ungeſchickt auf einen Stuhl, rauchte ſehr viel, ſprach wenig und nickte kaum mit dem Kopfe, als wir ihm vorgeſtellt wurden; ließ ſich aber den Liqueur, trotz dem Verbothe nach Muhameds Geſetzen, recht gut ſchmecken. Das Beſte iſt, daß er kein Geheimniß daraus macht, ſondern öffentlich erklärt: er könne ohne

Spiritus nicht leben. Nach einer guten Stunde empfahl er ſich und bath uns Alle zu Mittag. Um 12 Uhr zogen wir mit Pomp in die Feſtung, die der Sardar allein bewohnt. Zu Clardin's Zeiten ſollen dort ſehr viele Leute gewohnt haben, der Sardar hat aber Alle davon gejagt, und thront jetzt zwiſchen Caſernen. Wir formirten einen hübſchen Zug; voraus gingen Koſaken, dann kam die Muſik, dann der Geſandte, wir Alle folgten, endlich kamen wieder Koſaken. Das Volk hatte ſo etwas nie geſehen und drängte ſich von allen Seiten herzu. Die Polizey warf mit großen Steinen, ſchlug mit Stöcken darein, und beſonders Einer von ihnen, der durchaus immer vor dem Geſandten nach der Muſik marſchiren wollte, war mit einem Knüppel von Metall verſehen, der fürchterlich über den Köpfen des Volkes wirthſchaftete. Ich glaube, ſie hätten welche todt geſchlagen, wenn nicht der Geſandte aus Mitleid gebethen hätte, aufzuhören. Bey der Feſtungspforte mußte uns das Volk verlaſſen; wir ritten durch enge Straßen und ſtiegen beym Eingange in's Haus des Sardars von den Pferden, worauf der Hofſtaat uns entgegen kam. Nachdem wir mehrere Höfe paſſierten, die ringsum mit bewaffneten Perſonen beſetzt waren, traten wir in einen Hof, in deſſen Mitte ein großes Marmor-Baſſin nebſt mehreren Springbrunnen ſich befanden. Der Sardar kam bis zur Thür entgegen, und führte uns in einen geräumigen Saal, deſſen offene Seite auf dieſen Hof ging, in dem die vornehmſten Herren Erivans verſammelt waren, und niemand, außer dem Bruder des Sardars und unſer Memandar die Erlaubniß hatten, herein zu kommen. Es war keine geringe Aufmerkſamkeit von Seiten des Sardars, daß er unſertwegen hatte Stühle machen laſſen, indem wir unmöglich nach ihrer Art ſitzen konnten, auch er ſelbſt auf einem Stuhle ſaß. Die Wände dieſes Saales waren mit kleinen Spiegeln verſchiedener Formen beſetzt, und die Zwiſchenräume mit bunten Blumen und kleinen Mahlereyen ausſtaffiert. Dem Eingange gegenüber ſieht man das Bildniß des Schahs, neben ihm das ſeines Sohnes Mirza und eine Jagdpartie, die ſo ohne Peſpective gemacht iſt, daß eine Figur über die andere wegläuft, und am Ende alles in der Luft ſchwebt. An den Wänden befanden ſich auch einige Bildniſſe von Frauen, die ausſahen, als hätte man ihnen den Hals umgedreht. Die Mahlereyen ſind überhaupt ohne Schatten, die Farben aber außerordentlich lebhaft und von langer Dauer. Der offenen Seite dieſes Saales gegenüber bildet das Gebäude eine große Niſche, in der gleichfalls ein ſchönes Baſſin aus weißem Marmor nebſt Springbrunnen ſich befindet. Dieſe Seite läßt ſich auch öffnen, und man hat die ſchönſte Ausſicht nach einem neu angelegten Garten. Der Sanga-Fluß rauſcht dicht unter dem Fenſter vorbey, die Ufer ſind

mit ſtattlichen Bäumen beſetzt, eine ſchöne ſteinerne Brücke von meh-
reren Bogen führt auf die andere Seite, deren Horizont von dem Ararat begränzt wird. Für einen Sommeraufenthalt kann wahrlich ein Haus nicht zweckmäßiger angelegt werden; man hat immer das friſche Waſſer des Springbrunnens, einen gelinden Zugwind und ſelbſt der Anblick des ewigen Schnees auf dem Ararat muß Kühlung hervor bringen. Dem ungeachtet ſoll es im Sommer in Erivan ſo heiß ſeyn, daß nicht nur alle Einwohner die Stadt verlaſſen, um ſich auf die Höhen zu begeben, ſondern auch der Sardar ſelbſt gezwungen iſt, in's Lager zu ziehen. — Nachdem wir Alle Platz genommen hatten, wurde Kallion gereicht, darauf vor Jeden ein kleiner Tiſch ge-ſtellt, der mit Scherbet und Confect beſetzt wurde. Ich habe ſchon erwähnt, daß Letzteres mit Schafsfett gemacht wird, man kann ſich alſo denken, mit wie vielem Appetite wir, beſonders vor Tiſch, da-von aßen. Niemand konnte nur ein Stückchen hinunter bringen, und es mußte daher ſogleich wieder weggetragen werden. Darauf erſchienen eine Menge Bedienten mit Tiſchtüchern aus Indianiſchem Zeuge, hin und wieder mit Blumen beſetzt, an den Ecken wa-waren ſehr paſſende Sprüche in Perſiſcher Sprache ſchwarz gedruckt, als z. B.: „Alles, was Euch hierauf von Frucht und Speiſe gereicht wird, iſt gut, und kommt von gutem Herzen“ u. ſ. w. Es kam aber auch wahrlich ſo viel von gutem Herzen, daß tauſend Menſchen bequem hätten ſatt werden können. Ich will nur ſagen, was auf dem Tiſche vor mir und dem Doctor Müller allein lag; man ſchließe daraus auf das Übrige. Zuerſt ein großer Pfannenkuchen, der nicht nur den ganzen Tiſch bedeckte, ſondern eine halbe Arſchine breit von allen Seiten überhing. Die Perſer nennen es Tſchurek und bedie-nen ſich deſſen ſtatt Brot und Serviette. Dann ein halbes Schof, ein Ochſenſchenkel, zwey Schüſſeln mit verſchiedenen Braten, 5 Schüſ-ſeln verſchiedener Ragouts mit Saffran, zwey Schüſſeln mit gekoch-tem Reis, zwey mit gekochten Hühnern, zwey mit gebratenen Hühnern, zwey mit gebratenen Gänſen, zwey mit Fiſchen, zwey mit ſau-rer Milch, eine große Schüſſel mit Scherbet und 4 Krüge mit Wein. Zu allen dem aber kein Meſſer, keine Gabel, kein Löffel. — Ein Ge-richt wurde mit der größten Geſchwindigkeit über das andere ge-thürmt, ſo daß ich und Müller plötzlich hinter einer Braten-Redoute ſaßen, die uns alle Ausſicht nach dem Hofe benahm, und wir un-ſere gegenüber ſitzenden Kameraden nur durch kleine von aufgethürm-ten Schüſſeln formirte Öffnungen ſehen konnten. Ich ſuchte durch ein Loch meiner Schüſſelwand zu bemerken, was denn der Sardar mache? Die linke Hand auf den Dolch geſtützt, weil die Perſer nie die linke Hand beym Eſſen gebrauchen, langt er gravitätiſch mit

der rechten in die Schüſſel voll fetten Reis, knetet ſich mit drey Finger eine ordentliche Portion zuſammen, und ſchiebt dieſe mit vieler Geſchicklichkeit in den Mund, ſo daß Bart und Schnurrbart ſelten Spuren davon tragen; nachdem er dieſes mehrere Mahl wiederhohlt, reißt er ein Stück von dem gigantiſchen Pfannenkuchen los, wiſcht daran ſeine Finger ab, und ſchluckt auch dieſes glücklich hinunter. Darauf fährt er hin und wieder nach Belieben in verſchiedene Schüſſeln, die ſeinen Gaum reitzen, und macht jedes Mahl das nähmliche Manövre. Endlich greift er nach dem Scherbet, trinkt davon, und blinzt freundlich auf ſeine verblüfften Gäſte herab. Da beynahe keiner von ſeinem Eſſen was angerührt hatte; denn Vieles konnte man ohne Gefahr, den ganzen Haufen umzuſchmeißen, aus der Mitte gar nicht heraus ziehen, wurde das Zeichen zum Abnehmen gegeben, und die Bedienung nebſt der draußen ſtehenden uns hoch beneidenden Herren, müſſen uns für ſehr vornehm gehalten haben, da es in Perſien Sitte iſt, bey großen Gaſtmählern deſto weniger zu eſſen, je vornehmer man iſt. Beym Abnehmen der Schüſſeln gab es auch Spectakel; denn das Teller mit Ragout wollte ſich gar nicht von dem Teller voll ſauren Rahm trennen, auf dem er ſo bequem geruht; die Butter hatte mit dem Pfannenkuchen Freundſchaft geſchloſſen, und die Fiſche wollten von den gebratenen Hühnern gar nicht ſcheiden. Unbarmherzige Hände brachten am Ende doch die Trennung zu Stande, und nun fiel man draußen über den unverſehrten Reſt her. Das iſt in Perſien ſo Sitte, daß die Überbleibſel der Bedienung, oder wer ſich ſonſt gerade da befindet, Preis gegeben werden, oft auch dem lauernden Volke. Darum wird in einem vornehmen Hauſe auch alle Tage drey Mahl mehr gebraten und gekocht, als deſſen Bewohner alle miteinander verzehren können, der Reſt aber hungrigen Liebhabern hingeſchoben. Nachdem unſere Redouten alle glücklich zerſtört waren, konnte man friſche Luft ſchöpfen. Die Bedienung präſentirte Waſſer zum Waſchen; allein ohne Handtücher; die Perſer laſſen ihre Hände in der Luft trocknen, wir mußten ſie an unſern Schnupftüchern abwiſchen. Kaum war dieſe Arbeit vollendet, als abermahls furchtbare Schüſſeln zu unſerm Schauder hereingetragen wurden; dieſes Mahl kamen wir aber beſſer ab; denn es waren Früchte und Confect, und vor Jedem ſtand glücklicher Weiſe nur eine Schüſſel, ſonſt hätten wir auch nichts von den Tänzern ſehen können, die eben herein gekommen waren und ſich an der Thür aufgeſtellt hatten. Zur Muſik gehörten eine Guitarre, eine Art Violine mit drey Saiten und zwey Tambours nebſt einem Sänger, der unter fürchterlichen Grimaſſen und wahren Convulſionen aus vollem Halſe ſchrie, doch zum Glücke nach Landesſitte öfters

das Geſicht mit einem Papiere bedeckte, um dem Publikum nicht ſeinen aufgeſperrten Rachen zu präſentiren. Die Muſik hatte zwar Tact, allein das Ganze klang wie Katzengeheul. Drey hübſche Knaben, die in langen Röcken waren, an denen ſeidene Bänder von verſchiedenen Farben hingen, wurden von dieſer kreiſchenden Muſik und dem Geſchrey des Sängers ſo begeiſtert, daß ſie anfangs tanzten und am Ende Burzelbäume ſchlugen. An den Händen hatten ſie kleine metallene Kaſtagnetten, mit denen ſie zu den Bewegungen des Tanzes den Tact ſchlugen. Ich glaube, daß zwey von ihnen Frauenzimmer vorſtellten, indem ihre Bewegungen weit langſamer und beſcheidener waren, aber der in der Mitte warf ſich raſend herum und wand ſich wechſelsweiſe bald zu dem Einen bald zu dem Andern. Die lächerlichſte Tour war die: wenn die Muſik plötzlich ſehr laut wurde, der Sänger ohne Barmherzigkeit zu ſchreyen anfing, die drey Tänzer längs dem ganzen Saale in Burzelbäumen wegrollten und am Ende die zwey zu beyden Seiten in einer graziöſen Stellung ſtehen blieben, während der mittelſte, auf dem Kopfe ſtehend, ſein mit langen Beinkleidern bedecktes Geſäß nebſt ein Paar bloßen Füßen präſentirte. Eines machten die Tänzer mit vieler Geſchicklichkeit; ſie konnten ſich nähmlich mehrere Mahle in der Luft umdrehen, ohne mit den Händen oder mit dem Kopfe die Erde zu berühren. — Mit vollen Ohren und leerem Magen brachen wir endlich auf; der Geſandte empfahl ſich dem freygebigen Wirthe, und wir zogen in der nähmlichen Parade wieder nach Hauſe, um zu Mittag zu eſſen!

11.

Da das Lokal im Hauſe des Geſandten nicht erlaubte, die Höflichkeit des Sardar zu erwiedern, ſo bath der Geſandte um deſſen eigenen Garten, der ſogleich mit Freuden bewilliget wurde. Wir ſchickten die Muſikanten nebſt Küche voraus, und um 10 Uhr Vormittags begab ſich die Geſandtſchaft ſelbſt in den Garten, wo ſich im Pavillon der Sardar ſchon vorfand. Der Weg dahin führte dicht an der Feſtung über den Sanga-Fluß, deſſen Brücke und Ufer, nebſt der umliegenden Gegend, einen herrlichen Anblick gewährten. Jenſeits befanden wir uns ſogleich in einem neu angelegten Garten, deſſen Haupt-Allee auf den Pavillon führt, von dort aus präſentirt ſich dieſe Seite der Feſtung nebſt dem Hauſe des Sartar ſehr ſchön. Die Allee führt weiter auf eine Anhöhe, auf der die Ruſſen einſt ihre Batterie aufgepflanzt hatten, und ſo höflich geweſen ſind, das Haus des Sartars gänzlich zu verſchonen. Der Pavillon iſt in Aſiatiſchem Geſchmacke ſehr ſchön und zweckmäßig aufgebaut. Von außen

umringen ihn Springbrunnen und auch inwendig befindet ſich ein Marmor-Baſſin, deſſen Springbrunnen zugleich kleine Glocken berührt, welches Geräuſch dem Sardar ſehr angenehm iſt. Das Gebäude iſt hoch, beſteht aus mehreren Stockwerken, die aber in der Mitte durchgebrochen ſind, ſo daß alle Zimmer mit dem Hauptſaale zuſammenhängen. Inwendig ſind die Abtheilungen mit vielem Geſchmacke gemahlt, von außen mit bunten Gallerien umgeben. Es iſt jetzt ſchon ein himmliſcher Aufenthalt im Sommer, was wird es erſt nach mehreren Jahren werden, da dieſer Garten unverkennbar von Europäiſchen Händen gepflegt wird. — Unſere Muſik ſpielte, und die ſämmtlichen Perſer tranken Chocolate, Liqueur und aßen mit vielem Appetit Gefrornes, das bey ihnen ſehr ſchlecht gemacht wird. Die Tänzer von geſtern waren wieder da, und bathen um Erlaubniß, nach der Ruſſiſchen Muſik tanzen zu dürfen, die ihnen ſehr gefiel. Beym Mittagseſſen wurde guter Wein gegeben; von ihm ſowohl, als von dem Liqueur, nahmen die Perſer ungeheuer viel zu ſich. Überhaupt ſahen wir Beyſpiele, daß Einer eine Flaſche Rhum, ohne die geringſten Folgen zu ſpüren, austrank. In einer Niſche des Pavillons ſaßen ein Paar wackere Zecher, der Leibarzt des Sardars und der Oberſte, in deſſen Hauſe der Geſandte abgeſtiegen war. Sehr luſtig war es, den Leibarzt räſoniren zu hören, der ganz laut verſicherte, Muhammed wäre ein Narr geweſen, den Wein zu verbiethen; ſein Herr wäre auch der Meynung, und er als Arzt könnte ſich rühmen, eine Univerſal-Medicin gefunden zu haben, das ſey Spiritus, welchen er auch allen ſeinen Patienten anriethe. Der Oberſte bekräftigte alles mit freundlichem oft unwillkührlichem Kopfnicken, und ſagte, dieſes Univerſal-Mittel habe dermaßen allgemeinen Beyfall gefunden, daß ein hier befindlicher Europäiſcher Arzt, la Foſe, ſeine ganze Praxis verloren hätte. Der Doctor Sangrado, der ſeine Patienten mit warmem Waſſer curirte, würde hier kein Glück machen. Der Sardar ſelbſt ſchaute ganz freundlich aus dem Fenſter, ſein Herz thaute auf, und er bath den Geſandten, ihm doch einige Flaſchen Liqueur und Rhum zu hinterlaſſen. Er hat 60 Weiber.

Die Gäſte gingen alle ſehr froh aus, einander und unſere Abreiſe wurde auf den morgenden Tag beſtimmt. Was ich ſonſt von dieſer Stadt habe erfahren können, iſt Folgendes: Erivan bedeutet in der Armeniſchen Sprache der Erſchienene oder Erblickte; denn es ſoll der erſte Ort ſeyn, den Noah beym Herabſteigen vom Ararat erblickt; der Berg iſt zehn Werſte von hier. Die Stadt hat ſchöne Partien im Allgemeinen, die Gebäude aber ſind meiſtens hinter den Gärten und unſichtbar. Zwey Flüſſe befinden ſich unweit der Stadt: die Sanga, welche dicht an den Feſtungsmauern vorbey fließt, und

der Kwerbulak, ein Nahme, der vierzig Arme bedeutet. Der erſte entſpringt in dem Erivan'ſchen See *), durchläuft den größten Theil von Armenien und vereinigt ſich unweit des Kaſpiſchen Meeres mit dem Araxe-Fluß. Die Perſiſche Geſchichte ſagt gar nichts vom Entſtehen dieſer Stadt, daher behaupten auch die Einwohner, daß es die älteſte Stadt der Welt iſt, und daß Noah ſich nach der Sündfluth hier häuslich niedergelaſſen. Die Feſtung Erivan befindet ſich einen Kanonenſchuß weit von der Stadt. Die Türken eroberten Erivan im Jahre 1582 und erbauten die Feſtung, welche heute noch exiſtiret, während der Regierung Murats oder Amurats III. Die Perſer eroberten ſie im Jahre 1604 unter Schach Abas wieder, und vermehrten die Befeſtigungen. Im Jahre 1615 hat ſie eine viermonathliche Belagerung überſtanden, der Erdwall trotzte den Batterien der Türken, und dieſe waren genöthigt, ſie zu verlaſſen. Nach dem Tode Abas, des Großen, belagerten die Türken abermahls Erivan und behielten es auch, aber nicht lange; denn Sofi eroberte es 1635 während der Regierung des Sultans Amurat IV. Die Perſer brachten damahls die ganze Garniſon um. Es fiel 1721 wieder in Türkiſche Hände, während der Unruhen, die der Stamm der Sofis erregte, aber der berühmte Schach Nadir eroberte es 1734 wieder. Der Gruſiniſche Czar Herakli benutzte die Unruhen in Perſien nach dem Tode Tamaſſa's, und nahm Erivan, verlor es aber bald wieder und ſein ganzes Reich dazu; — die Ruſſiſchen Truppen ſtürmten unter Graf Gudowitſch Erivan; allein ſie wurden zurück geſchlagen.

Der Nahme Ararat erweckt die Bilder der Kindheit lebhaft in mir, und es iſt, als ſehe ich jetzt noch in meinem kleinen Katechismus, wie die armen Menſchen ſich aus der Sündfluth retten wollen, wie der fatale Regen gar nicht aufhört und eine Stelle nach der andern überſchwemmt; ich höre noch, wie meine Amme zu mir ſagte: ſo ſtraft Gott die böſen Menſchen, die ungehorſam ſind! Siehſt du, wie ſie alle ſchreyen, aber zu ſpät! Hingegen ſchwimmt der gute Vater Noah ganz trocken im Meere. So belohnt und beſtraft Gott!

---

*) Der Erivan'ſche See liegt drey Tagemärſche von der Stadt. Die Perſer nennen ihn Deria-Schevin, d. h.: der ſüße See, weil das Waſſer wirklich einen ſüßen Geſchmack haben ſoll. Sein Umfang iſt 150 Werſte. Er enthält eine Menge Forellen und Karpfen, die ſehr ſchmackhaft ſeyn ſollen. Chordin ſagt, daß er während ſeines Aufenthaltes in Perſien auf keiner Karte dieſen See hat finden können.

Damahls konnte man das Kind wohl damit zwingen, Rhabarbar einzunehmen, jetzt verlangt es mehr zu wiſſen. — O liebe Amme! wäre ich doch ein Kind geblieben!

Dieſer Berg, der in meinem Katechismus ſehr ſchlecht gezeichnet war, und auf deſſen Spitze ein Noah's-Kaſten ſaß, der noch ein Mahl ſo groß war, als der Berg ſelbſt, liegt jetzt prachtvoll vor meinen Augen. An ſeinem Fuße ſchlängelt ſich der Araxe-Fluß, hinter dem er ſich in zwey Spitzen erhebt, von welchen die eine kleiner iſt, und daher von den Einwohnern Ararat-Sabach, Sohn Ararats, genannt wird. Eigentlich befindet er ſich in Armenien, neben den Salzgebirgen, wo die Kurden ihre Wohnungen aufſchlagen. Von der Hälfte an iſt er ganz mit Schnee bedeckt; auch lagen hier meiſtens die Wolken auf. Man erzählt viel Fabelhaftes von dem Berge, gewiß iſt aber das, daß niemand ſeine Spitze erſteigen kann, aus der ſehr natürlichen Urſache, weil die Abdachung ſchon von der Mitte an ganz ſteil wird und mit Eis bedeckt iſt. Ein ſehr reicher und neugieriger Türkiſcher Baſſa, der das Reiſen liebte, verſuchte ihn zu erklimmen; allein auf der Hälfte ſchon waren Kälte und Wind ſo ſtark, daß er ſeinen Vorſatz aufgeben mußte. Vor drey Jahren iſt ein ungeheuer großer Schneeklumpen von oben herunter gefallen. Im nahe liegenden Dorfe erzählte man, daß ein Bret aus der Arche Noah's ſich in dem Schnee befunden habe. Es wäre gut, wenn Holz vom Berge käme; denn im Thale iſt es ſehr theuer geworden. Bekanntlich dient dieſer Berg einer Menge wilder Thiere und Schlangen von ungeheurer Größe zum Aufenthalte. Am Fuße des Ararats iſt ein Kloſter, Arokilvank genannt, welches in der Armeniſchen Sprache Kloſter der Apoſtel bedeutet. Die Armenier halten dieſen Ort für heilig, und behaupten: Noah habe an dieſer Stelle ſeine erſte Wohnung aufgeſchlagen, und ſein erſtes Dankgebeth verrichtet.

12.

Den 7. May. Wir bemerkten oben, daß die Perſer, vom Tage des Eintrittes der Geſandtſchaft in ihre Gränzen, die tägliche Verpflegung und Transportirung auf Befehl des Schachs unentgeldlich übernommen hatten. Auch bekamen wir alle Tage Reitpferde, und unſere Sachen wurden auf Mauleſeln und Kamehlen fortgeſchafft; dieſe waren alle mit Glocken verſehen und machten einen fürchterlichen Lärm. Es iſt unglaublich, was ſo ein Mauleſel tragen kann, und mit welchem gleich ſchnellen Schritte er vorwärts geht. Die Kamehle hingegen haben einen wahren Philoſophengang, aus dem

nichts in der Welt im Stande iſt, ſie heraus zu bringen. Beym Auf- laden und Abladen der Sachen laſſen ſie ſich auf den erſten Ruf des Führers auf die Knie nieder, zwar mit fürchterlichem Geſchrey, aber nie ungehorſam. Sonderbar iſt es, daß ſie ſelbſt die Laſt fühlen, welche ſie im Stande ſind zu tragen, und dann auch ohne Befehl aufſtehen. Es gibt wohl kein Thier, das wohlfeiler und leichter zu ernähren wäre, wie das Kamehl; ſie weiden auf Steppen, wo man kaum Gras erblickt, und befinden ſich immer wohl dabey. Aber zu reiten auf dieſen Thieren, iſt eine wahre Marter; denn ihr Rücken ſchiebt ſich immer hin und her. Da bey den Perſern alle Transporte auf Pferden, Eſeln oder Kamehlen geſchehen, und viele in ihrem Leben kein Rad geſehen haben, ſo kann man ſich denken, daß Perſiſche Wege eigentlich gar nicht vorhanden ſind; man erkennt ſie auch wirklich bloß daran, daß das Gras in breiten Streifen ausgetreten iſt; in ſteinigen Gegenden aber ſieht man faſt gar nichts und kann ohne Führer ſich leicht verirren. Überhaupt reiſen die Perſer immer zu Pferde, und bloß für Damen gibt es eine Art Fuhrwerk, das eben nicht ſehr bequem iſt. Es beſteht aus hölzernen Rahmen, die eine Art Vogelbauer bilden, der auf zwey langen Stangen ruhet; letztere ragen vorn und hinten dermaßen hervor, daß ein Paar Mauleſel hinein geſchoben werden können, die einen guten Schritt damit fortgehen. Das Ganze wird gewöhnlich mit einem rothen Tuche überzogen, das an den Stellen, wo die Thüren ſind, aufgeſchnitten iſt. Die Maſchine iſt ſo niedrig, daß man nur auf Perſiſche Manier darin ſitzen kann. Die Perſer nennen ſie Trachtarawan. Es befanden ſich bey der Geſandtſchaft auch mehrere ſolche für die Kranken, die darin ausgeſtreckt liegen mußten. Wir waren nicht wenig beſorgt um die Perſiſchen Hengſte, die ein wildes Anſehen haben, aber wahre Lämmer ſind und alle einen herrlichen Paß gehen, welches das Reiſen zu Pferde um vieles erleichtert. Ein Pferd, das keinen Paß geht, wird in Perſien um den halben Preis verkauft.

Der heutige Marſch ging nach dem Dorfe Dugin, bey deſſen Annäherung ſich das herrliche Thal der Erivan'ſchen Provinz darſtellte, durch das man hin und wieder den Arare ſchlängeln ſah. Eine Menge Dörfer lagen zerſtreut herum. Dieſe haben faſt alle in Perſien das Anſehen einer kleinen Feſtung; denn ſie ſind gänzlich mit einer hohen Mauer umgeben, deren Ecken Thürme mit Schießſcharten bilden. Dieſe freywillige Einkerkerung mag wohl auch theils in öfteren Kriegen und Revolutionen ihren Grund haben; meiſtens rührt ſie aber von der furchtbaren Eiferſucht der Perſer her. — Nachdem wir das kleine Flüßchen Garnitſchai paſſiert hatten, ohne die ſchwarzen Marmorſäulen zu ſehen, die Chardin (freylich vor hun-

ert Jahren) bemerkt haben will, langten wir in unſerm Lager an, das dicht neben dem Dorfe aufgeſchlagen war. Heute ſind wir dem Ararat am nächſten. Wir nahmen das Abendbrot unter freyem Himmel ein, und noch lange ſchimmerte die untergehende Sonne von der Schneeküppe des Berges.

Den 8. Links haben wir eine Gebirgskette, die den Weg in der Richtung nicht verläßt und weiterhin unſere Gränze bildet; rechts bleibt immer der Arare treu, an deſſen Ufer man die Ruinen eines Kloſters bemerkt, wo der heilige Gregorius, der Stifter des Kloſters von Jetſchmiaſin, Jahre lang in einer Grube geſeſſen hat, um gänzlich ſündenfrey aus der Welt zu gehen. Die Armenier wallfahrteten aus fernen Gegenden hierher, und werden bey Annäherung an dieſer Grube von ſchweren Krankheiten befreyet. — Die Gegend überhaupt iſt von einer unzähligen Menge Canälen durchkreuzt, die zur Bewäſſerung der Reis- und Baumwollenfelder dienlich ſind, aber durch ihren unangenehmen Geruch Kopfſchmerzen verurſachen. Beym Eintritt in das Dorf Dawalu, wo unſer heutiges Nachtlager beſtimmt iſt, kamen uns viele neugierige Einwohner entgegen, unter andern zeigten ſich auch Bauernweiber, die ſo ſchmutzig, geſchmacklos gekleidet und häßlich waren, daß man wahrlich ein Weiberfeind werden kann. Zu uns in's Lager kam ein ſonderbarer Kerl, den wir anfangs für verrückt hielten; es fand ſich aber, daß es ein Derwiſch war, der ſeltſam gekleidet ging. Ein Schafsfell bedeckte nothdürftig den Leib, die Hände und Füße waren bloß, auf dem Kopfe ſaß ein Blumenkranz, in der rechten Hand hielt er eine Pike, in der linken einen Keſſel, dabey ſchrie er fürchterlich, und der Nahme Ali kam beſtändig vor; man ſagte uns, er bethe für unſer Glück. Obgleich er nicht bettelte, was ich in Perſien ſehr lobenswürdig finde, warf man ihm einige Geldſtücke in den Keſſel, die er ohne Dank annahm. Es gibt mehrere Orden der Derwiſche, dieſer gehörte zu einem, deſſen Mitglieder ihr ganzes Leben unter freyem Himmel zubringen müſſen.

Den 9. Die Gegend iſt nicht mehr ſo anmuthig; man kommt zwiſchen zwey Anhöhen durch, welche eine vollkommene Pforte bilden und ſogar den Rückblick in das ſchöne Thal rauben. Der Weg iſt lehmig, es mußte hier geregnet haben; denn die Pferde glitſchten alle Augenblicke aus. Mehrere unbedeutende Dörfer lagen unweit dem Wege, die Hitze war ſehr erträglich; demungeachtet waren wir froh, unſer Lager in dem Dorfe Nuraſchin, unter ſchattigen Aprikoſen-Bäumen aufgeſchlagen zu finden. Man träumt ſich in Europa Perſien als ein Paradies, und die Perſer ſelbſt ſind auch überzeugt, daß es ein Eden iſt; allein wir ſind jetzt im Frühjahre,

Digitized by Google

und finden weder die Menge Blumen, noch das ſchöne Gras, noch die himmliſch auflebende Natur, wie in nördlichen Ländern. Die Berge ſind hier kahl, die Felder gelb, und Bäume eine Seltenheit.

Den 10. Gleich bey der Ausfahrt aus dem Nachtlager paſſiert man wohl zehn Mahl die verſchiedenen Arme des Fluſſes Arpatſchai, der die Gränze zwiſchen der Provinz Erivan und den Beſitzungen von Nakatſchewan bildet. Wenn das Waſſer größer wäre, ſo würde dieſe Überfahrt äußerſt gefährlich ſeyn. Der Weg geht längs Anhöhen, die nach dem Araxe zu eine ſchöne Gegend bilden. Hier liegt die Stadt Hoye, die im Sommer der Lieblingsaufenthalt von Abas-Mirza, dem Thronfolger, ſeyn ſoll. Vor uns ragt in der Ferne ein Felſen von ſonderbarer Figur hervor; er wird der Schlangenberg genannt, weil es dort von Schlangen wimmeln ſoll. Unweit dieſes Berges geht der Weg nach unſerer Gränze in die Carabach'ſche Provinz. Auf halbem Wege fand ſich eine ſchöne Quelle von klarem Waſſer, wie wir deren keine mehr angetroffen haben. Überhaupt fehlt uns in dieſen Gegenden gutes Waſſer, es iſt überall ſehr trübe und hat einen fatalen Lehmgeſchmack. In Hohik hatten wir das Unglück, in dieſer Nacht einen unſerer Geſandtſchaftsbedienten zu verlieren, der am Schlage ſtarb. Er wurde ziemlich tief in die Erde geſenkt und mit großen Steinen bedeckt; bey unſerer Rückkunft fanden wir dennoch Alles zerſtört; denn die Muſelmänner laſſen nicht einmahl einen todten Chriſten in Ruhe. Dieſer Todesfall machte einen traurigen Eindruck auf uns Alle; denn fern vom Vaterlande ſieht man mit bangem Herzen einen Gefährten aus der Mitte ſchwinden.

13.

Den 11. Bis zur letzten Anhöhe, von der man ſich gleichſam in die Stadt Nakatſchewan hinunter läßt, finde ich keine Worte, dieſe traurige Gegend zu beſchreiben. Kein Haus, kein Grashalm, nur kahle Lehmberge, die in verſchiedenen Richtungen ſich durchkreuzen und meiſtens von der Sonnenhitze geborſten ſind, ermüden das Auge und machen ganz melancholiſch. Die Stadt ſelbſt liegt gleichfalls in ſolcher traurigen Gegend, und erfreut bloß das Herz, weil man wieder Bäume ſieht! Der Chan von Nakatſchewan, ein blinder Greis, kam uns mit mehreren tauſend Reitern entgegen; die Straßen und Häuſer, welche der Geſandte paſſieren mußte, waren alle mit bewaffneten Leuten beſetzt, welches eine große Ehrenbezeigung iſt. Der arme alte Kambarei-Chan, der vielleicht der tugendhafteſte ſeines Volkes iſt, und vorher Eigenthümer der Stadt Na-

4 *

katſchewan war, deren Verwaltung ihm jetzt nur aus Barmherzigkeit überlaſſen worden, hatte das Unglück, der Regierung zu mißfallen, und die Augen wurden ihm ausgeſtochen; eine Strafe, die hier häufig iſt. Da er mit den Augen auch ſeines Vermögens beraubt wurde, ſo lebte er mit ſeiner Familie zwanzig Jahre in der drückendſten Armuth, und iſt erſt jetzt vor zwey Monathen auf lautes Flehen des ganzen Volkes, das unterdeſſen ſchlimm gedrückt worden, als Verwalter ſeines Eigenthumes wieder angeſtellt. Der Geſandte machte ihm Vorwürfe, ſeinetwegen heraus gekommen zu ſeyn, und behandelte ihn überhaupt, wie ſein hohes Alter und ſein Unglück es verdienten. Wir wurden Alle in ein großes neues Haus einquartiert, das unſertwegen geräumt wurde. Ich wohne in einem Zimmer des Serails. — Dieſe Stadt iſt einſt von dem Ruſſiſchen General Nebolſin erobert worden; weiter iſt die Eroberung der Ruſſiſchen Truppen in Perſien nie gegangen. — Sowohl die bequeme Wohnung, als die Ruhe, die wir Alle ſeit Erivan nicht genoſſen hatten, beſtimmten den Geſandten, hier einen Raſttag zu machen. Das Haus, in dem wir wohnen, ſo wie alle Häuſer der Magnaten, beſtehen aus einer unzähligen Menge kleiner Höfe und Zimmer, die durch ſchmale dunkle Gänge in Verbindung ſtehen. Jedes Zimmer hat nur einen Eingang, und dient im Theile des Serails von den vornehmeren Weibern nur Einer zur Wohnung, in andern werden auch wohl mehrere zuſammen geſellt. Von der Straße iſt immer nur Ein Eingang in ein ſolches Haus, und der erſte Hof wird vom Herrn ſelbſt bewohnt. Die Mauern ſind ſehr hoch, und ſo breit, daß Menſchen und Hunde bequem auf ihnen herum ſpazieren können, um die Kleinodien zu bewachen.

Die Armeniſche Geſchichte, welche in dem Kloſter Jetſchmiaſin vorhanden iſt, behauptet, daß Nakatſchewan das ehemahlige berühmte Artakſat iſt, und eine der älteſten Städte Armeniens; damahls ſollen dreyßig tauſend Häuſer hier geſtanden haben, jetzt ſind deren kaum ein tauſend! Da überhaupt der alte Vater Noah hier in der ganzen Gegend herhalten muß, ſo behaupten die Armenier, daß auch dieſe Stadt von ihm geſtiftet worden. — Die Stadt wird durch das Flüßchen Nakatſchewan, das auch einen kleinen Waſſerfall bildet, in zwey Theile getheilt. Der weſtliche Theil machte früher eine Feſtung aus, die in mehreren Kriegen auch von den Ruſſen zerſtört worden iſt. Ein ſehr hoher, nicht eckiger Thurm, mit Hieroglyphen beſchrieben, und nebenbey eine halb zerſtörte Pforte, von der noch zwey große Säulen, in beſonderem Geſchmacke gearbeitet, zu ſehen ſind, iſt das Einzige, was hier die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Es ſollen Denkmähler des berühmten Tamerlan ſeyn. Der Geſandte

machte einen Beſuch bey Komborei-Chan, dem er für ſeine gute Aufnahme dankte.

Den 13. In Begleitung mehrerer vornehmer Perſer verließen wir heute die Stadt. Die Gegend iſt rund herum ſehr öde, lehmige Berge, die eine unangenehme gelbe Farbe ſpielen, ermüden das Auge; nur in der Ferne ſieht man die dunkle Spitze des Schlangenberges. Einige Werſte von der Stadt durchwateten wir den Nakatſchewan-Fluß, der ſonſt ein weit größeres Bett gehabt haben muß; denn man ſieht die Ruinen einer prachtvollen Brücke, die ſonderbar genug einen Winkel gegen den Strom bildet, und auf 12 großen Bogen geruht hat; jetzt ſind deren nur noch 6 ſichtbar. Nachmittags langten wir beym Araxe-Fluß *) an, der uns von Erivan an in der Entfernung von einer Meile treu begleitet hatte, jetzt aber einen Bogen macht, den wir paſſieren mußten. Da der Fluß ſehr reißend iſt, ſo war es eben keine angenehme Expedition, auf zuſammen gebundenen, aufgeblaſenen Schweinshäuten über den berühmten Araxe zu ſetzen. Außer vier neuen Rädern, die durch Unvorſichtigkeit in's Waſſer fielen, iſt, Gott ſey Dank, alles glücklich hinüber gekommen. Dieſer Fluß hat wahrſcheinlich den Nahmen vom Ararat erhalten, wo er entſpringt; ſonſt exiſtirten mehrere Brücken über ihn, jetzt ſind keine mehr da. Zwey Sachen ſchienen mir hier bemerkenswerth. Man wird es in Europa kaum glauben, daß dieſer Fluß, der an dieſer Stelle im 39. Grad der Breite liegt, einige Mahl im Winter ſo zugefroren iſt, daß Truppen und Artillerie ohne alle Gefahr hinüber gegangen ſind? Die zweyte Sonderbarkeit iſt die, daß die Peſt, welche in den Türkiſchen Nachbar-Beſitzungen fürchterlich wüthet, nie die Gränzen des Araxes übertreten hat. Hierzu muß man wiſſen, daß die Perſiſche Regierung überhaupt nie die geringſten Maßregeln gegen die Peſt nimmt. Dennoch erſcheint dieſe jetzt nie, trotz dem unaufhörlichen Handel mit der Türkey, und iſt vor ſehr langer Zeit nur einige Mahl bis zu dem Araxes gekommen.

Einige Werſte von hier ſieht man die Ruinen einer ſehr berühmten alten Stadt, Julfa, die beſonders der Hauptſitz des Handels in Armenien war. Schach-Abas, der die Stadt Iſpahan plötzlich in einem blühenden Zuſtande ſehen wollte, transportirte alle Einwohner dahin, wo ſie jetzt einen Theil der Stadt bewohnen, der nach ihnen Julfa genannt worden iſt. In Julfa ſelbſt ſind nur noch zwanzig arme Familien Armenier.

---

*) Strabo ſagt, daß der Araxe ſich gerade in's Kaſpiſche Meer ergießt, jetzt vereiniget er ſich erſt mit der Kura ſehr weit vom Meere; das alte Bett ſoll aber noch ſehr deutlich zu ſehen ſeyn.

Den 14. Heute hatten wir einen großen Marſch von ſechs Agatſchen *), der uns aber dadurch ſehr erleichtert wurde, daß wir endlich den traurigen Anblick der kahlen Lehmberge los geworden ſind, und einige Werſte vom Araxe unweit der Dörfer Alambar und Gerger in ein enges Thal hineinkamen, das von ungeheuern Granitmaſſen umgeben war. Der Weg krümmt ſich ſehr angenehm in den verſchiedenen Schluchten, die beſtändig neue Anſichten darbiethen, und geht eine Meile weit merklich immer bergauf, ſo daß wir uns am Ende wieder im Frühjahre befanden; das Gras war kaum hervorgekeimt, und die Kälte ziemlich empfindlich. Unweit unſers Nachtlagers, das neben einem alten Karawan-Saray aufgeſchlagen war, ſahen wir auf einer ſteilen unzugänglichen Anhöhe ein großes Dorf, deſſen Einwohner oft mit der Regierung im Handel ſtehen, dieſe muß ihnen bezahlen oder ſie plündern die Vorüberziehenden. Die Pforte des Karawan-Saray iſt mit blauen Basreliefs geziert.

Den 15. Heute erſt haben wir den Ararat gänzlich aus dem Geſichte verloren. So viel wir geſtern zu ſteigen hatten, ſo viel mußten wir uns heute, nur unmerklich, wieder herunterlaſſen. Die Ausſicht bis zum Flüßchen Gulus bey einer Mühle iſt ſehr beſchränkt, von wo aus ſich plötzlich eine himmliſche Ausſicht verbreitet. Hier ſieht man mehr als 40 Dörfer, und am Ende die Stadt Maranda, die ſowohl, als die Dörfer, mit ſchönen Bäumen umgeben ſind. Der Beherrſcher von Maranda, Naſar-Ali-Chan, kam dem Geſandten, wie gewöhnlich, mit einer Menge Reiterey entgegen, und both ihm ſein eigenes Haus zur Wohnung an. Es iſt noch nicht ganz fertig; allein einige Zimmer des Geſandten bewieſen viel Geſchmack und Reichthum; überhaupt zeichnet ſich Maranda vor allen übrigen Städten und Dörfern, die wir bis jetzt geſehen, ſehr aus. Die Mauern nach den Straßen zu ſind gleich und reinlich, in einigen Straßen findet man ſogar Alleen, die dem ſonſt ſo traurigen Anblicke Perſiſcher Städte doch einen Anſtrich der Freude und des Lebens geben. Durch die Stadt fließt ein unbedeutendes Flüßchen, Selu-lu genannt. Die Perſer ſind ſo geſchickt in den Waſſer-Communicationen, daß jeder Einwohner nach Belieben ſeinen Garten aus dieſem Flüßchen befeuchtet, und es auch wieder ablaufen läßt, ſo bald er will. Die große Hitze, welche Alles austrocknet, und die wenigen Regen und Flüſſe, die es überhaupt in Perſien gibt, müſſen ſchon vor Alters dieſes Volk zu guten Hydraulikern gebildet haben. Ein jeder Bauer, er mag anſäſſig werden, wo er will, weiß ſo geſchickt oft Meilen weit eine Quelle zu entdecken, auf die einfachſte Art von der Welt aus ſolcher das Waſſer zu ſeiner Beſitzung

*) Eine Agatſche macht ungefähr ſechs Werſte.

zu leiten und deſſen immer Herr zu bleiben, indem er nur gerade ſo viel davon nimmt, als ſeine Felder bedürfen! — In Maranda ſoll es acht Tage in der heißeſten Sommerzeit geben, während welcher man, freylich in ſehr kleiner Menge, Cochenille ſammelt. Vor der Zeit ſoll ſie noch nicht reif ſeyn, und nach der Zeit frißt der Wurm ſich durch das Blatt, ſeine Wiege durch, und dann geht er verloren. Die Perſer nennen die Cochenille: Kermis. Auch von Maranda behaupten die Armenier, daß Noah's erſte Nachkommenſchaft ſich hier niedergelaſſen habe, und daß ſogar Noah's Frau hier begraben liege. Wie ſoll man ſo etwas Seltenes nicht ſehen. Die neugierigen Herren liefen zuſammen, und ſahen — „ein Metſchet, Gebethhaus der Muſelmänner.“ Die Muſelmänner, nähmlich an den Platz, wo Frau Noah begraben liegen ſollte, bauten ein Gebethhaus hin, deſſen Wände kahl und nackt ſind, auch nicht ſo reinlich, als es die Religion Muhammeds beſiehlt. Als nun die Moſchee erbaut war, konnte niemand beſtimmt angeben, an welchem Orte eigentlich die Frau liege. Da ließ Gott vor 38 Jahren ein Wunder geſchehen, es entſtand ein Erdbeben, die Erde öffnete ſich, und zwey Mollah's (Muhammedaniſche Geiſtliche), von denen Einer jetzt eben vor uns ſteht, nebſt mehreren Einwohnern, waren Augenzeugen, daß ein großes ſteinernes Grab zum Vorſcheine kam, welches jedoch bald wieder in der Erde verſchwand. Seit der Zeit iſt man überzeugt, daß die Frau hier liegt; nur ein Umſtand ſcheint darauf zu deuten, daß die Mutter Noah's ihrer Schwiegertochter dieſen Platz ſtreitig macht, indem Maranda in Armeniſcher Sprache bedeutet: Die Mutter liegt hier. Dieſes Grab trug wohl dazu bey, daß der Geſandte hier einen Raſttag machte.

14.

Den 17. Nachdem man eine kleine Befeſtigung, die beynahe in Maranda ſelbſt liegt, vorbey iſt, führt der Weg einen hohen Berg hinauf, von wo aus man abermahls die ſchöne Ausſicht rückwärts in's Thal hat, und ſelbſt das letzte Nachtlager jenſeits Maranda am Horizont erblickt. Dieſes Gebirge heißt Meſchau, und leitet nach einigen Stunden in ein vom Sagra-Fluſſe benetztes, ſchönes Thal. Es ſollen hier außerordentlich heilende Kräuter wachſen. Wenn man die Dörfer: Kirſa, Diſa und Mirſaſat paſſiert hat, führt das Thal an einer alten Karawan-Saray vorbey. Einige Werſte vor dem Dorfe Saßan, unſere heutige Beſtimmung, wird es immer enger, man ſieht einen Berg, aus dem die reinſte Salzquelle fließt, die ihn faſt ganz weiß gepudert hat; darauf öffnet ſich ein unabſehbares Thal, an deſſen

Digitized by Google

Ende ein ſchwarzer Streif die Stadt Tauris bezeichnet; man befindet ſich in Saſian. Da Noah nicht ſo weit gegangen, ſo glauben Viele, daß dieſes Dorf ſeine Benennung von den Safis erhalten, die ihre Wohnung hier aufſchlugen, als Ismael I. ſeinen Hof Ardevil nach Tauris verſetzte. Das Dorf iſt übrigens ſo unbedeutend, daß es nicht der Mühe werth iſt, nach der Entſtehung ſeines Nahmens weiter zu forſchen. Heute Abends kamen ein Paar Abgeſandte aus Tauris, um im Nahmen von Abas-Mirza und ſeines erſten Miniſters den Geſandten zu begrüßen. Sie brachten große Fiſche und Apfelſinen zum Geſchenke. Ich kann nichts dafür, daß erſtere verfault und letztere ſauer waren.

Den 18. Da der Marſch von hier nach Tauris zu weit geweſen wäre, und die Perſer auch einen feyerlichen Empfang bereiteten, ſo ſchlugen ſie das Lager 20 Werſte vor der Stadt, bey dem Dorfe Segilan auf. Heute Abends ſah man viele Feuer der Perſiſchen Armee.

Den 19. Einige Werſte vor der Stadt Tauris iſt ein Flüßchen, Adgaſu, über welches eine antike Brücke von zehn Bogen erbauet iſt. Faſt von unſerm Nachtlager an bis zu dieſer Brücke erſtreckten ſich die Perſiſchen Truppen, alſo etwas über zehn Werſte, ihr linker Flügel war an die Brücke gelehnt. Zu dieſer hatte man auch Tages zuvor die Muſikanten, Grenadiere und Koſaken der Geſandtſchaft hin geſchickt, um von dort aus in Parade in Tauris einzuziehen. Als die Geſandtſchaft ſich dem rechten Flügel näherte, ſo ſalutirte der Befehlshaber der Truppen, die Kanonen wurden gelöſet, und die ganze Fronte präſentirte das Gewehr. Am rechten Flügel ſtanden 48 Kanonen reitender Artillerie; darauf kamen 8 Geſchwader geregelte Reiterey und 8000 Mann reguläre Infanterie, der Reſt davon beſtand aus Kurdinern und Land-Miliz. Als wir an der Brücke anlangten, kam der Militär-Gouverneur von Tauris, Tat-Ali-Chan, dem Geſandten entgegen, und überreichte im Nahmen des Thronfolgers einen ſchönen Hengſt in goldenem Geſchirre mit Edelſteinen beſetzt. Der Geſandte lehnte dieſes Geſchenk ab, indem er verſicherte, daß vor der öffentlichen Audienz bey dem Schach ſelbſt und der Annahme der Geſchenke ſeines Kaiſers, er unmöglich etwas empfangen könnte. Von der Brücke an ging unſere Muſik voraus, und die ganze Geſandtſchaft folgte in Ordnung.

Die Hitze war unausſtehlich, und noch mehr wurden wir vom Staube geplagt, vor welchem man gar nichts ſehen konnte, und der uns in einer Viertelſtunde Alle grau puderte. Der Zulauf des Volkes war ſo groß, daß die Truppen mit Bayonnetten und Kolbenſtößen vorn und an den Seiten beſtändig einen Weg bahnen mußten.

Man konnte weder Stadt noch Vorſtadt unterſcheiden; und nach einer langen qualvollen Stunde langten wir vor dem Hauſe an, das zu unſerer Wohnung beſtimmt war.

Im Vorhofe ſtand eine Perſiche Ehrenwache, im Zimmer des Geſandten fanden wir Erfriſchungen aller Art. Der Eigenthümer dieſes Hauſes iſt der erſte Miniſter in Tauris, Mirza-Bejurk, der auch den Titel Kaimakan hat, welches ſo viel als Vice-Kanzler des Reichs bedeutet. Er iſt dem Thronfolger des Schachs ſelbſt als Gehülfe zugegeben worden, ſein Sohn hat eine Tochter des Schachs zur Frau, die ſehr ſchön ſeyn ſoll. Er iſt ein ſehr verſchmitzter Kopf, und ſpielt dabey den Gottesfürchtigen, läßt ſich auch ſehr gern Derwiſch nennen. Sein Geitz und ſeine Geldgier gehen über Alles, das Volk iſt eben ſo unzufrieden mit ihm, als es die Regierung des Thronfolgers ſegnet. Sein Haus, welches wir bewohnen, iſt, wie ich ſchon von allen Perſiſchen Prachtgebäuden erwähnt habe, ein endloſes Labyrinth von Höfen und Zimmerchen. Den Tag nach unſerer Ankunft ſtattete Mirza-Bejurk einen Beſuch beym Geſandten ab, welcher nach Tiſche erwiedert wurde. Dieſe Art Viſiten vergehen in unaufhörlichen Complimenten und Verſicherungen gegenſeitiger Achtung und Liebe. Wir bewunderten die Geduld des Geſandten, und die Perſer ſeine Beredſamkeit; denn er übertraf ſie bald im Complimentenmachen. Den dritten Tag nach unſerer Ankunft war der Nahmenstag des Großfürſten Conſtantin, und Abas-Mirza hatte auch die Audienz auf dieſen Tag feſtgeſetzt. Nachdem wir ſämmtlich ein öffentliches Gebeth verrichtet hatten, kamen vornehme Abgeſandte von Abas-Mirza, uns zur Audienz abzuhohlen. Die Straßen waren von unſerm Quartiere bis zum Pallaſte des Thronfolgers mit zwey Reihen von Truppen beſetzt. Vor unſerer Thür ſtanden eine Menge ſchöner Hengſte in goldenen Geſchirren, und Läufer, die voran gingen. Auf der Straße, die wir paſſierten, durfte kein Volk ſich zeigen. In einem großen ſchönen Hofe ſtiegen wir ab, und gingen durch mehrere kleine, die ringsum mit Zimmerchen verſehen waren, in denen die vornehmſten Perſonen der Stadt ſaßen, welche jedoch bey Annäherung des Geſandten ſich erhoben und ehrerbiethig grüßten. Zuletzt traten wir in eine Art Garten, an deſſen Ende man die offene Seite des Pallaſtes vom Thronfolger ſieht; vor dieſer Öffnung ſpielte eine Fontäne, und ein ſehr langer Vorhang aus rothem Zeuge war ſo ausgeſpannt, daß er einen lieblichen Schatten verbreitete. Zwiſchen der Fontäne und dem Fenſter ſtand, an letzteres gelehnt, Abas-Mirza ganz allein. Rechter Hand, weit von ihm an der Wand, der Miniſter Mirza-Bejurk, links ſtanden drey reich in Gold und Edelſtein gekleidete Knaben, von denen einer ſein Bruder, der an=

dere ſein Sohn und der dritte ſein Neffe war. Außer dieſen benannten Perſonen, und uns, war niemand zugegen. Abas-Mirza ſelbſt, der ein Feind von Pracht iſt, war ſehr einfach gekleidet, in rothes Tuch mit ſilbernen Schnüren beſetzt, die Mütze von Schafsfell, wie alle Perſer ſie tragen, nur der Dolch war reich mit Steinen garnirt. Bey Annäherung des Geſandten ging Abas-Mirza ihm einige Schritte entgegen und reichte ihm freundlich die Hand, worauf der Geſandte ihm ein Schreiben vom Kaiſer überreichte, welches er nach Aſiatiſcher Sitte ehrerbiethig gegen den Kopf hob, und dann neben ſich auf's Fenſter legte. Er iſt ein Mann von 35 Jahren, verbindet ein ſchönes Äußere mit ſehr vielem Anſtande in ſeinen Geberden; ſpricht klug und lächelt nicht zu unrechter Zeit. Sein Auge iſt voll Güte, auch iſt er gerecht, und die Grauſamkeiten der Perſiſchen Geſetze übt er nie aus, ſondern lindert ſie, wo er nur kann. Nach den erſten Höflichkeiten bezeigte er den Wunſch, uns Alle kennen zu lernen. Er ſagte faſt Jedem etwas Verbindliches oder wenigſtens Paſſendes, dem Stande eines Jeden angemeſſen. Dem Geſandten ſagte er: daß die Zeichen der Tapferkeit, die er an ihm ſähe, ihn überzeugten, daß er ſeinem Kaiſer brav gedient hätte, und fragte mit vieler Theilnahme, ob er in dieſem langen Kriege nicht verwundet worden wäre. Der Geſandte erwiederte: daß ſeine Wunde am Fuße keine Folgen mehr hätte, überdieß wäre der gute Empfang in Perſien hinlänglich, jeden unangenehmen Gedanken an das Vergangene zu vertilgen. Darauf verſicherte Abas-Mirza, daß er alles anwenden würde, was in ſeinen Kräften ſtehe, um uns den Aufenthalt in Tauris ſo angenehm als möglich zu machen. Der Geſandte dankte für dieſe Aufmerkſamkeit, und empfahl ſich. Nachdem wir uns faſt am Ausgange befanden, bemerkte der Geſandte, daß der Thronfolger aus Höflichkeit noch immer unbeweglich an ſeiner Stelle ſtand, worauf wir uns Alle zu ihm wendeten, und ihn zum letzten Mahl ehrerbiethig grüßten.

Abas-Mirza, trotz ſeinem langen Barte und furchtbarem Schnurrbart, hatte unſer Aller Herzen gewonnen. Sein Adjutant, der uns nach Hauſe begleitete, ergoß ſich auch in Lobeserhebungen über ſeinen Herrn, den er vergöttert. Die hier befindlichen Engliſchen Officiere der Oſtindiſchen Compagnie machten dem Geſandten die Viſite, und wurden zu Mittag eingeladen. Unter ihnen waren: Major Lindſay, Major Mac-Intoſh, Capitän Hard, Capitän Moutis, der mit Malcolm nach Perſien gekommen war, Doctor Cormik und Lieutenant Willok. Capitän Willok, der Geſchäftsträger iſt, und Dr. Campbell befanden ſich beym Schach in Teheran. Alle dieſe Herren, unter denen Viele ſehr lange ſchon in Perſien ſind, waren ſehr froh,

eine Mahlzeit unter Europäern einzunehmen, und ergetzten ſich an der Muſik, die ſie lange nicht gehört hatten. Sie haben ſich Alle auch in Indien aufgehalten, an deſſen Klima ſie nur mit Schrecken denken. Nach Tiſche ſchickte der Kronprinz eine Menge Pferde zu unſerer Bedienung, und lud den Geſandten zu einem Spazierritte ein. Da wir an ſeinem Hauſe vorbey reiten mußten, kam er uns ſelbſt bey der Pforte entgegen, und der Weg ging weiter zur Stadt hinaus. In der Vorſtadt ſtanden eine Menge Kurdiner, die nach ihrer Art Muſik machten. Zwanzig Muſikanten waren auf's bunteſte gekleidet, auf den Köpfen hatten ſie hohe rothe Mützen, die nach oben wie Zuckerhüte zugeſpitzt waren, die Inſtrumente beſtanden aus kleinen Trommeln, am Sattel befeſtiget, und eine Art Klarinetten, die grimmig pfiffen. Gleich hinter der Stadt fanden wir eine Menge Kurdiner und 18 Kanonen reitende Artillerie, die der Schach Sada in unſerer Gegenwart muſtern wollte. Nachdem wir die Fronte der Kurdiner ſowohl als der Artillerie hinunter geritten waren, ſtellte ſich Abas-Mirza ungefähr vor die Mitte (neben ihm der Geſandte, wir Alle hinter ihnen), und befahl den Kurdinern zu manövriren. Etwas Lächerliches war hierbey: der Adjutant nähmlich, der in der Ferne ſtand und jedes Mahl die Befehle vom Schach Sada dem Commandeur überbrachte, war zu Fuß und in Pantoffeln! Sein Eifer bey'm Hin- und Herlaufen machte, daß er viele Ähnlichkeit von einem böſen Weibe hatte, die hinter ihrem Manne herläuft. Die Kurdiner theilten ſich in mehrere Abtheilungen und griffen ſich gegenſeitig an. Die Schnelligkeit im Laden, und die außerordentliche Gewandtheit mit den Pferden, iſt wirklich zu bewundern. Ihr Lieblingsangriff geſchieht aber immer mit der Lanze, die ſie, ſehr ſtark in die Höhe gehoben, ſchwenken, um ſie dann mit deſto größerer Gewalt dem Gegner nachzuwerfen. Vom Pferdeſchonen verſtehen ſie gar nichts, ſie halten ſie im ſchnellſten Laufe plötzlich an, ſo daß man glaubt, das Pferd werde die Hinterbeine brechen, wenden es es ſchnell um, und laſſen es eben ſo ſchnell wieder zurücklaufen. Daher findet man auch leider, daß faſt alle Pferde in Perſien auf den Beinen ſchwach ſind. Man rühmt ſo ſehr die Perſiſche Raçe, ich bin freylich kein Kenner, aber ich muß geſtehen, daß mir die Engliſchen, und die man in Rußland, z. B. bey der Gräfinn Orloff, dem Grafen Sawadaffsky u. ſ. w., findet, weit beſſer gefallen. Die Perſiſchen Pferde haben lange Hälſe, tragen den Kopf nach vorne ausgeſtreckt, haben eine ſchmale Bruſt, darum aber hohe Beine, und dabey ſehr wenig Feuer; denn ein Menſch kommt mit mehreren Hengſten zurecht, ſtatt daß bey uns viele Menſchen mit vieler Noth nur einen Hengſt bändigen. Die Perſer ſelbſt geben der Arabiſchen Raçe den Vorzug. Abas-Mirza

belohnte, nach beendigtem Manövre, den Commandeur dieſer Kurbiner mit einer Lanze, die ihm vom Adjutanten übergeben wurde, und die er, drey Mahl gegen den Kopf ſie erhebend, küßte. Darauf ritten wir Alle zu der Artillerie, die unterdeſſen, ohne eine Bewegung zu machen, gewartet hatte. Abas-Mirza bath den Geſandten, am rechten Flügel ſtehen zu bleiben, gab ſelbſt dem Pferde die Sporen, und blieb in der Mitte hinter der Fronte ſtehen, um in Perſon zu commandiren. Den Engliſchen Major, der die Perſiſche Artillerie formiret, ſah man auch mit einer Perſiſchen Ordonanz längs der Fronte äußerſt beſchäftigt herum laufen. Sie ſchoſſen mit außerordentlicher Geſchicklichkeit nach einem entfernten Ziele, welches aus einer kleinen Scheibe beſtand, die ſie zwar nicht trafen, aber jede Kugel legte ſich dicht daneben. Abas-Mirza ſchien ſehr unzufrieden, daß das Ziel nicht umgeworfen wurde; allein der Geſandte machte ihm mit Recht ein verdientes Compliment, und meynte, wenn ſtatt dem Ziele, das doch immer nur durch Zufall getroffen wird, dort eine feindliche Batterie geſtanden hätte, ſo wäre ſie ſchon längs demontirt. Abas-Mirza war dieſes um deſto lieber, weil der Geſandte ſelbſt Artilleriſt iſt. Bey dieſer Gelegenheit muß ich erwähnen, daß die Einführung der regulären Truppen und Artillerie ſeit einigen Jahren erſt von Abas-Mirza unternommen worden, und man muß geſtehen, daß es für dieſe kurze Zeit, freylich mit Hülfe guter Engliſcher Officiere, ſehr viel geleiſtet hat! Nur wer die Halsſtarrigkeit und die Furcht vor allem Neuen bey den Perſern ganz kennt, kann begreifen, welche Mühe es dem Thronfolger gekoſtet haben muß, es ſo weit zu bringen. Es mußte wirklich ein ſo aufgeklärter Prinz geboren werden, man kann ſagen, ein Phänomen ſeines Volkes, um zu begreifen, daß in Tauris jetzt wohl disciplinirte Soldaten herumgehen. Er hat ſein Hauptaugenmerk auf die Infanterie und Artillerie gerichtet, gleichfalls ein Beweis ſeines Scharfſinnes, da die Perſiſche Cavallerie an ſich ſchon gut, obgleich nie mit einer regulären zu vergleichen iſt. Allein ſie macht einen Theil des National-Stolzes der Perſer aus, und ſo durfte ſie der Prinz ſchon aus dieſem Grunde nicht antaſten. Er wird in ſeinen Unternehmungen kräftig vom Schach unterſtützt, der ihn, ſeines milden Charakters und Verſtandes wegen, aber noch mehr, weil er von einem Weibe aus der Familie Kadjor, aus der der regierende Schach ſelbſt iſt, geboren wurde, — zum Thronfolger ernannt hat.

Der älteſte Bruder, der einige Provinzen im Süden beherrſcht, iſt mit dieſer Wahl eben nicht ſehr zufrieden. Ein gänzlich roher und grauſamer Mann, findet dieſer viel Vergnügen an Hinrichtungen in ſeiner Gegenwart, am Ausſtechen der Augen, Herausreißen des Herzens u. ſ. w. Es iſt ihm gelungen, ſeinen Bruder in den

vornehmſten Familien Perſiens, deren Söhne faſt alle in ſeine Dienſte laufen, anzuſchwärzen, und beſonders die Einführung der regulären Truppen nicht nur lächerlich, ſondern ſogar ſträflich in den Augen dieſer Faulenzer zu machen, indem der Umgang mit Europäern nothwendig iſt, und dieſes nicht ganz mit der Religion der Perſer übereinſtimmt. Er erzählt ihnen, daß durch Einführung der regulären Truppen die National-Ehre beleidigt wäre, daß ſein Bruder durch den Umgang mit Europäern bald auch die Sitten, Kleidung, vielleicht gar die chriſtliche Religion annehmen könnte, und erhält durch ein ähnliches, ſinnloſes Plappern die Gewogenheit vieler Perſer, die freylich dort weit lieber ein faules Leben führen, ſtatt bey Abas-Mirza täglich zu exercieren und einen disciplinirten Dienſt zu verrichten. — Demungeachtet geht der Thronfolger ſeinen geraden Weg, ſchickt zwey ſeiner Söhne zum Studieren nach England, und kann einſt für Perſien werden, was Peter I. für Rußland war. Die Infanterie ſowohl als Artillerie iſt leicht und zweckmäßig gekleidet. Erſtere hat blaue, auch rothe Jacken von Engliſchem Tuche, die letztere blaue mit Verzierungen von Schnüren, die beym Gemeinen von Baumwolle, bey den Officieren von Silber oder Gold ſind; letztere tragen überdieß noch rothſeidene Schärpen, wie das Engliſche Militär. Alle haben breite Pantalons aus weißem Zeuge, und die Perſiſche National-Mütze aus Schafsfell, welches übel ausſieht. Statt den Perſiſchen Pantoffeln haben ſie Stiefeln, welche ſie lange nicht anziehen wollten, am Ende aber dem Beyſpiele des Thronerben folgten. Die Flinten ſind aus England, die Kanonen werden in Tauris ſelbſt gegoſſen, auch gutes Pulver machen ſie ſelbſt. Ihre Manövres ſind einfach und zwecken bloß darauf ab, die Maſſen bey Bewegungen zuſammen zu halten und gut zu ſchießen. Die reitende Artillerie und Cavallerie trägt Engliſche Säbel, die Infanterie hat nichts, außer zuweilen das Bayonnett, an der Seite.

15.

Als der Thronfolger ſeine Artillerie ſehr vortheilhaft producirt hatte, bath er den Geſandten und uns Alle, ihn in ſeinen neu angelegten Garten zu begleiten, der nicht weit vom Manövre-Platze lag. Wir ſtiegen bey der Pforte ab, und außer Abas-Mirza ſelbſt, trat kein einziger Perſer in den Garten. Ungezwungener durch die Abweſenheit der Seinigen, die jedes Lächeln einer hohen Perſon für ein Verbrechen halten, überließ er ſich ſeiner natürlichen Laune, und war voller Verſtand und äußerſt liebenswürdig. Die Haupt-Allee, in der wir gingen, führte gerade auf ein Luſthaus in Aſiatiſchem Ge-

ſchmacke, ſehr hoch mit mehreren Stockwerken gebaut, um, wie wir nachher geſehen, die Ausſicht auf die ganze Stadt zu haben. Der Garten iſt neu, in Europäiſchem Geſchmacke angelegt, mit Alleen und Rotonden, die ſich regelmäßig durchkreuzen; die Bäume und überhaupt Alles iſt noch im Entſtehen, mit der Zeit wird es aber ein herrlicher Aufenthalt. Auch hierin ſucht Abas-Mirza einen beſſern Geſchmack einzuführen und geht mit gutem Beyſpiele voran. Vor dem Luſthauſe iſt ein Baſſin von ungeheurer Größe, wohin das Waſſer ſehr weit hergeleitet iſt. Bey Annäherung an dieſes Luſthaus überreichte der Gärtner zwey Blumenſträuße, von denen Abas-Mirza den ſchönſten dem Geſandten anboth. Wir ſtiegen eine ſchmale Treppe recht hoch hinauf und traten in ein freundliches Zimmerchen, das die ausgebreitetſte Ausſicht über die ganze Stadt darboth. Der Fußboden war mit gewöhnlichen Teppichen belegt und die Wände mit vielen kleinen Mahlereyen geziert. Sehr überraſchend war es, in zwey hoch angebrachten Niſchen des Obertheiles die Bildniſſe vom Kaiſer Alexander und Bonaparte zu erblicken, letzteres beſonders ſehr ähnlich. Die Ausſicht nach der Stadt war eben nicht ſehr angenehm, man erblickte außer Bäumen und Mauern nichts; denn die Häuſer ſind alle verſteckt. Die Berge nach Norden deuten in ihrer hellrothen Farbe ganz auf ihre Natur; denn von dort aus vernimmt man das Höllengepolter in den unterirdiſchen Regionen, das unter der Stadt wegrollt und ſtarkes Erdbeben verurſacht. Obgleich wir während unſeres Aufenthaltes keines erlebt haben, ſo ſind ſie doch hier ſehr häufig, und alle 40 Jahre, nach Bemerkung der Einwohner, ſo ſtark, daß der größte Theil der Stadt in die Erde ſinkt. Sie erwarten dieſes Schickſal in 4 Jahren wieder, und doch bleibt Alles ruhig. Was doch Gewohnheit, Hoffnung und Liebe zum Geburtsorte thun. Wir haben ſelbſt einen alten Perſer geſehen, der 5 Tage beym letzten Einſturze unter der Erde in Schutt gelegen hat, und durch ein Ungefähr unverſehrt wieder gefunden wurde. Übrigens iſt das Clima in Tauris himmliſch, und beſonders verſichert man, daß es Fieber heilt. Da keine Stühle im Sommerhauſe ſich befanden, ſo war Abas-Mirza ſelbſt auch ſo höflich, zu ſtehen. Er fragte anfangs dem Geſandten, ob er nicht wünſchte, daß die Herren der Geſandtſchaft in ein anderes Zimmer gingen, weil es in dem neuen wirklich ziemlich eng war, man würde alsdann Erfriſchungen reichen. Der Geſandte erklärte aber, wo er wäre, müßten auch ſeine Officiere ſeyn. Abas-Mirza zeigte nicht den geringſten Unwillen darüber, im Gegentheile unterhielt er ſich mit Mehreren aus der Geſandtſchaft. Einige unſerer Herren wollten ihm ſeine Bemerkung als Zeichen von Rohheit und Unhöflichkeit anrechnen; aber geſetzt, er hätte wirklich

den Umſtand des engen Zimmers benutzt, um auf eine höfliche Art uns los zu werden, kann man ihm das verdenken? Er, der von Jugend auf gewohnt iſt, die vornehmſten Perſonen des Staates entweder in ſeinem Hofe oder im Zimmer hundert Schritte von ſich zu ſehen. Wer an ſeiner Stelle hätte zum erſten Mahl in ſeinem Leben in einem vollgepfropften Zimmer nicht eine Beklemmung gefühlt? Überdieß war er ſo delikat, daß er deſſen kaum erwähnte, da doch ſelbſt die Engländer auf ſeinen Teppichen nie anders als in rothen Strümpfen erſcheinen, während wir Alle in Stiefeln herum trampelten. Dieſes war eine beſondere Auszeichnung für die Perſon des Geſandten ſowohl als für die Ruſſiſche Geſandtſchaft; und man muß ja nicht vergeſſen, daß gerade auf dem Ausziehen der Stiefeln der Stolz und das Auge der ganzen Nation ruht; ja, dieſe ſcheinbar unbedeutende Sache ſchon in Japan und China die Urſache eines gänzlichen Bruches wurde. Abas-Mirza ſprach mit ſeiner gewöhnlichen Liebenswürdigkeit, während man uns Thee und Erfriſchungen reichte, und zufällig entdeckte ſich ein ehrenwerther Zug ſeines Charakters, der uns wirklich in Perſien ſtaunen machte. Der Geſandte bemerkte im Garten eine hervorragende Ecke einer alten Mauer, die ſehr ſchlecht mit dem Übrigen harmonirte und die Ausſicht verunſtaltete. Er fragte den Abas-Mirza, warum er dieſe nicht herunter zu reißen befähle? „Stellen ſie ſich vor," erwiederte der Thronfolger, „ich habe dieſen Garten von mehreren Eigenthümern zuſammen gekauft, um etwas Großes zu bilden, der Eigenthümer des Platzes, wo die Mauer hervor ragt, iſt ein alter Bauer, der Einzige, der mir den Verkauf ſeines Stück Landes geradezu abſagt, indem er es als ein uraltes Familienſtück für keinen Preis weggeben will. Ich muß geſtehen, es iſt mir ſehr fatal, doch ehre ich in ihm ſeine Anhänglichkeit für ſeine Voraltern, und noch mehr ſeine Dreiſtigkeit, es mir abzuſchlagen. Ich will ſchon abwarten, bis ein Erbe von ihm vielleicht billiger ſeyn wird."

In dem ſclaviſchen Aſien hätte gewiß Niemand ſolches Gefühl geſucht. Der Prinz ſprach mit viel Verſtand über die Organiſirung der Türkiſchen Armee, und hielt ihre Cavallerie für nichts Großes, beſonders aber tadelte er das viele unnütze Gepäck, das ſie in den Kriegen mit ſich ſchleppe. Bey der Gelegenheit ſchonte er ſich ſelbſt auch nicht, und meynte, auch die Perſiſche Armee hätte dieſen Fehler, und vielleicht noch in einem höheren Grade, indem Alle, an das Kallionrauchen gewohnt, eine Menge Kohlenträger *) mit ſich ſchleppten,

*) Ein jeder Perſer, der auch nur ein mittelmäßiges Auskommen hat, iſt beſtändig von einem Kerl begleitet, deſſen ganzes Geſchäft darin

aus denen man beynahe allein einen Heerhaufen bilden könnte, und die Alle nicht nur unnütze Brotfreſſer bey der Armee, ſondern auch in den Bewegungen hinderlich wären, ja nicht ſelten Feuerſchaden verurſachten.

„Das Rauchen," ſetzte Abas-Mirza hinzu, „wäre an ſich ſelbſt keine üble Sache, aber ich finde, daß es in unſerm Lande übertrieben wird, da man faſt den ganzen Tag dabey zubringt, und nicht ſelten nützliche Geſchäfte darüber verſäumt. Ich habe auch in dieſer ſchwierigen Unternehmung mich verpflichtet geglaubt, mit gutem Beyſpiele vorzugehen, und habe mir meine ehemahlige Liebhaberey gänzlich abgewöhnt; allein es ſcheint den Herren zu ſchwer zu fallen, und mit dem Müßiggange ſo ſehr verſchwiſtert zu ſeyn, als daß ſie meinem Beyſpiele folgen ſollten."

Wahrlich, ein Beherrſcher, der ſo denkt und handelt, muß es einſt weit bringen, und nicht nur unter ſeiner Nation Gehör finden, ſondern auch von ihr angebethet werden. — Sonderbar genug behaupten Viele, das Abas-Mirza ſeine Erziehung und Bildung dem Vice-Kanzler Mirza-Bejurk zu verdanken habe, der ihm noch jetzt als erſter Gehülfe vom Schach zugegeben, und der weiter nichts als ein ungebildeter, alter, verſchmitzter Kopf iſt. Der Thronfolger ſchöpft aus ganz andern Quellen; er iſt mit der Geſchichte und den Sitten Europa's bekannt, kennt die Tactik, Mathematik und die Engliſche Sprache. — Nachdem wir eine gute Stunde ſehr angenehm in der Geſellſchaft des Thronfolgers zugebracht, verließen wir zuſammen den Garten, und paſſirten eine alte, ſehr ſchöne Metſchet (Kirche) die zur Zeit des Erdbebens zerſtört worden war, und auf deren Ruinen jetzt ein alter Derwiſch, äußerſt lächerlich gekleidet, aus vollem Halſe Ali! ſchrie. Bey der Pforte des Pallaſtes von Abas-Mirza verließ er uns, und wir kehrten nach Hauſe. Den andern Tag gegen Abend waren wir zu einem Feuerwerke eingeladen, das Abas-Mirza dem Geſandten zu Ehren angeordnet hatte. Wir traten in einen großen Hof, der mit einer Menge verſchiedener Feuerwerks-Anſtalten angefüllt war. In der Mitte ſtand ein fertiger Luftballon, den man wohl nicht zu füllen verſtand; denn er blieb ruhig ſtehen und flog nicht. Ein großes Haus, in dem uns Mirza-Bejurk empfing, lag am Ende des Platzes, und eine ungeheure Menge Volkes ſaß auf den Mauern und Dächern mit Ungeduld auf den Anfang wartend. Was ſie noch mehr anlockte, war unſere Muſik, die der Geſandte mit Bewilligung

---

beſteht, in einem eiſernen Keſſelchen ununterbrochen glühende Kohlen zu erhalten und den Kallion zu füllen und anzurauchen.

des Abas-Mirza mitgebracht hatte, um die Neugierde des Volkes zu befriedigen, und dem Ganzen mehr Lebhaftigkeit zu geben. Der Thronfolger ſelbſt war nicht zugegen, und das abermahls aus einer ſehr weiſen Urſache; — dann hätten nähmlich der erſte Miniſter, der Militär-Gouverneur und andere vornehme Perſonen draußen vor dem Fenſter ſtehen müſſen, während wir Alle im Zimmer geweſen wären. Dieſe Delicateſſe iſt er ſeinen Untergebenen und Unterthanen ſchuldig, und ich ehre ſie an ihm. Er ließ ſich entſchuldigen und übertrug die Honeurs den erſten Miniſtern. Während es noch nicht ganz dunkel geworden war, wurden Erfriſchungen gereicht, und wir waren nicht wenig beſtürzt, plötzlich im Hofe Franzöſiſche Uniformen zu ſehen. Einige von uns gingen hinunter, um mit ihnen ein Geſpräch anzuknüpfen, und es fand ſich, daß es Italiäner waren, die eben in ihrem Vaterlande das Pulver nicht erfunden hatten. Obgleich Officiere, ſchienen ſie ſehr gemeiner Herkunft, und Einer unter andern verſicherte, daß er aus Sicilien nach Perſien gekommen wäre, weil es dort zu heiß ſey. Wir verließen die Herren, die wahrſcheinlich für Bezahlung ihre Haut zu Markte tragen, und bald darauf wurde das Zeichen zum Anfange gegeben. Eine Menge Raketen von großem Kaliber machten den Anfang, darauf wurde die letzte Reihe zuerſt angezündet, wodurch ſchon ein fürchterlicher Lärm durch die Räder und Feuer-Fontainen entſtand. Des engen Lokales wegen ſteckte die angezündete Reihe vor der Zeit die nebenſtehende Reihe an, und dieſe in der Folge die übrigen, ſo daß eine fürchterliche Unordnung und Gepraſſel entſtand, welches, durch beſtändige Kanonenſchüſſe begleitet, einen wahren Höllenſchlund darſtellte. Alles flog in der größten Unordnung in verſchiedenen Richtungen durch einander, das Volk burzelte von den Mauern und Dächern, und unſer Apotheker, der in ſeinem Leben nichts Ähnliches geſehen hatte, ſchrie voll Verwunderung, die Schlacht von Leipzig wäre ein Plunder dagegen. So brannte in zehn Minuten Alles ab, was wenigſtens auf eine Stunde berechnet war. Mirza-Bejurk, der anfangs ſelbſt beſtürzt war, behauptete nach ſeiner angebornen Pfiffigkeit ſogleich, man habe mit Fleiß das Ganze auf ein Mahl angeſteckt, um dem Geſandten nicht durch ſolche Kleinigkeiten die theure Zeit zu rauben. Es pfiff uns noch in den Ohren, als wir ſchon zu Hauſe angekommen waren, wo die Engländer bey uns zu Abend aßen und recht wacker auf die Geſundheit ihres Königs zechten, deſſen Geburtstag durch Zufall gerade heute war.

16.

Am andern Morgen früh bekam der Geſandte einen Brief aus Teheran vom erſten Miniſter Mirza Jeffi, der ihm meldete, daß der Schach, der unausſtehlichen Hitze in Teheran wegen, geſonnen wäre, die Geſandtſchaft in ſeinem Luſtſchloſſe Sultanie zu empfangen, und Abas-Mirza both unterdeſſen ſein eigenes Luſtſchloß Udgani uns zum Aufenthalte an, wenn wir die Hitze in Tauris vielleicht unerträglich fänden. Mehr um im Freyen zu ſeyn, und die tägliche Etikette in Tauris los zu werden, mit welcher der Geſandte um ſo viele Tage gebracht wurde, nahm man dieſen gütigen Vorſchlag an, und die Abreiſe wurde auf den zweyten Tag feſtgeſetzt. Unterdeſſen bath Abas-Mirza, man ſollte ihm doch unſere Muſikanten und die Tſcherkeſſen zuſchicken, wahrſcheinlich auch, mehr um ſeinen Weibern Gelegenheit zu geben, die Europäiſche Muſik zu hören. Hierbey muß ich eines lächerlichen Vorfalles erwähnen. Unter den Tſcherkeſſen, die wir mit hatten, und die gleichfalls Muhammedaniſcher Religion waren, wurde Einer ſchon vor mehreren Tagen krank und von unſerm Doctor Müller fleißig behandelt. Dieſes ſchien ihm ſchon nicht ganz recht, und als er keine plötzliche Geneſung gewahr wurde, ſo wollte er von Müller nichts mehr einnehmen und bath um einen Perſiſchen Arzt. Man muß wiſſen, daß die Perſiſchen Ärzte ihre ganze Theorie der Arzeneykunde auf folgende zwey Sätze gründen: Hitze wird mit Kälte vertrieben, und Kälte wieder mit Hitze. Der Arzt erſchien, machte eine wichtige Miene, und verſchrieb dem Patienten, der am hitzigen Fieber lag, eine gute Portion Gefrornes, die Jener mit der größten Wonne ſchluckte, und — den dritten Tag ſtarb.

Die Muſikanten alſo und die geſunden Kameraden des ſeligen Tſcherkeſſen gingen zum Abas-Mirza. Anfangs mußten ſie alle Stücke ſpielen, die ſie nur konnten, darauf ließ Abas-Mirza ſich ein jedes Inſtrument einzeln zeigen, bewunderte ſehr die Geſchicklichkeit, durch welche man aus ſo vielen verſchiedenen Tönen doch eine angenehme Harmonie hervor brächte, ließ Jeden einzeln etwas ſpielen; Alle mit Muſik maſchiren, äußerte den Wunſch, auch in ſeiner Armee ſo etwas einzuführen, und entließ ſie mit reichen Geſchenken. Darauf mußten die Tſcherkeſſen mit dem Pfeil in's Ziel ſchießen und trafen ſehr gut; Abas-Mirza nahm ſelbſt einen Bogen, ſchoß ſechs Mahl fehl, und traf das ſiebente Mahl! — „ich hielt die Sache für ſchwerer als ſie wirklich iſt,“ ſagte er, den Bogen zurück gebend; und entließ ſie mit Geſchenken.

Tauris wird mit Iſpahan und Schiras in eine Linie geſetzt, das that mir wahrlich leid, ich hätte ſo ſehr gewünſcht, von irgend einer Perſiſchen Stadt etwas Löbliches ſagen zu können. Man kann in Perſien nicht ſagen, die Straßen, ſondern die engen Fußgänge zwiſchen kleinen krummen Mauern; ſie ſind in Tauris eben ſo ſchmutzig wie überall. Der Baſar, den man hier für den erſten in Perſien hält, iſt weiter nichts als ein enger Gang, der oben mit Schilf bedeckt und an den Seiten mit allerley kleinen Buden verſehen iſt. Hin und wieder haben dieſe Öffnungen, welche in geräumige Höfe führen, in denen man die Carawan-Sarays erblickt, die auch weiter nichts ſind, als Waarenlager aus Stein aufgebaut, in denen der Kaufmann ſeine Waaren im Großen aufbewahrt, um ſie in den kleinen ſchmutzigen Buden im Einzelnen zu verkaufen. Dieſer berühmte Baſar ſchlängelt ſich in tauſend Krümmungen in der Stadt herum, und iſt ewig von Müßiggängern und Speculanten aller Art angefüllt, die ſich im Durchdrängen gar feine Rippenſtöße geben, bis ſie am Ende von einem Reiter oder Eſel an die Wand gequetſcht werden. Hier ſieht man Kohlköpfe und Knoblauch neben ſeidenen Zeugen, und gebratenes Schaffleiſch neben Shawls liegen. Die Kaufleute ſind unverſchämt und fordern mehr als den doppelten Werth; dabey außerordentlich ärmlich. Von jedem Zeuge hat der Verkäufer nur kleine Stücke, will man mehr haben, ſo läuft er im Baſar herum und ſucht bey ſeinen Freunden. Shawls haben nur ſehr Wenige, und auch immer nur einige. In Hinſicht der Shawls iſt man überhaupt in ganz Europa im Irrthume. Perſien hat die allerſchlechteſten, die ich je geſehen; denn die beſten werden aus Caſchemir über Bagdad nach Conſtantinopel gebracht, wo ſie nicht nur ſehr gut bezahlt, ſondern auch nach ganz Europa verſchickt werden. Wir haben hier Shawls rühmen ſehen, die keine Dame bey uns tragen möchte, darum wundert es mich gar nicht mehr, daß der Perſiſche Geſandte, der ſich's einfallen ließ, der Gräfinn Orloff einen Shawl zu ſchenken, ihn bald an ihrem Kammermädchen erblickte, an der Gräfinn hingegen einen ſo koſtbaren als er in ſeinem Leben nicht geträumt hatte. Die Preiſe, die man in Conſtantinopel und Rußland für Shawls gibt, können die Perſer nie zahlen. Da einmahl von Shawls die Rede iſt, will ich doch des Perſiſchen Coſtums erwähnen. Ein jeder Perſer, vom Schach angefangen, trägt eine ſchwarze Schafsmütze, ein enges Unterkleid, das an der Bruſt offen iſt und bis auf die Ferſen hinunter hängt; dieſes iſt bey Armen von grobem Zeuge, bey Reichern aus Europäiſchem Zitz und bey ganz Vornehmen aus Goldſtoff. Über dieſem Unterkleide tragen ſie einen Gürtel, der gleichfalls aus Zeug oder aus einem Shawl beſteht, je nachdem man reich iſt.

In dieſem Gürtel trägt ein Jeder einen mehr oder weniger koſtbaren Dolch. Beamte haben auch einen Säbel an der Seite. An den Füßen tragen ſie kleine Socken von verſchiedenen Farben, und Pantoffeln gewöhnlich von grüner Farbe. Das Oberkleid iſt kurz bis an's Knie, und unter den Armen aufgeſchnitten, ſo daß man die Ärmel nach Belieben einziehen oder hinter dem Rücken hängen laſſen kann. Die Nägel und Hände ſind roth gefärbt, die Haare ſchwarz. Der ganze Unterſchied zwiſchen den vornehmſten Chan und dem Bauer, iſt, außer der Güte der Kleidungsſtücke, noch ein Shawl, den der Chan um ſeine Mütze wickeln darf. In den Oberkleidern beſteht nun eigentlich der ganze Luxus; dieſe werden von feinen Engliſchem Tuche, von Goldſtoff, auch von Shawls gemacht. Die Weiber, deren wir mehrere unter Weges trotz der furchtbaren Aſiatiſchen Eiferſucht, geſehen, haben ein ſehr häßliches Coſtum. Ungeheuer breite Pantalons hängen bis über die Ferſen, ein kurzes Kleid geht bis an die Knie, und das Ganze iſt in einen Schleyer gewickelt. Die Geſichter ſind fauſtdick angemahlt. Die Vornehmern ſind natürlich in Stoff und Shawls eingewickelt, die Armen in Baumwollenzeug. Ihr ganzes Dichten und Trachten geht dahin, dem Manne zu gefallen; da nun 50 auch 60 Weiber ſich dieſe Ehre ſtreitig machen, ſo kann man ſich wohl denken, was in ſo einem Serail vorfällt. Obgleich man die Serails eine unbekannte Welt nennen kann, denn kein Menſch erfährt, was dort vorgeht, und das Weib, das den erſten Schritt hinein thut, hat auf ewig der Welt entſagt, ſo hat man doch Gelegenheit, hin und wieder etwas von dieſen unglücklichen Geſchöpfen zu erfahren. Die Bauart des Serails iſt ſchon von der Art, daß man von keiner Höhe auch nur von Ferne hinein ſehen kann. Die Hauptthür wird von Verſchnittenen bewacht; die übrige Bedienung beſteht aus Weibern. Die armen Frauen, die ſich unter einander wie den Tod haſſen, wohnen ſo nahe an einander, daß die Eine nicht ein Wort ſprechen kann, ohne daß die Andere es hört; es können alſo auch nicht einmahl Confidenzen unter ihnen vorfallen, ſo gern ſie auch gegenſeitig vielleicht ihren Kummer ausſchütten möchten; denn die Nachbarinnen geben beſtändig Acht und hinterbringen es nachher dem Manne. Singt die Eine, um ſich die lange Weile zu vertreiben, ſo lachen die Andern ſie aus, und ſie macht es wieder eben ſo. Diejenige, welche einen Sohn zur Welt bringt, bekommt ſchon den Ehrennahmen F r a u, bildet ſich nicht wenig darauf ein, will eine Rolle unter den Übrigen ſpielen; aber die Andern ſchreyen: Wir ſind eben ſo gut, und bekommen beym Manne Recht; denn ſie ſind gewöhnlich noch jünger und hübſcher. Kurz, die armen Weiber ſind gezwungen, den ganzen Tog mit Putzen und Seufzen zuzubringen, in der fro-

hen Hoffnung, daß ſie vielleicht den Abend die glücklich Erwählte ſeyn werde. Aus ſichern Händen habe ich Folgendes erfahren: Durch Religion und Gebrauch iſt der Mann nicht nur verpflichtet, ſeine Weiber auf's beſte zu unterhalten und zu kleiden, ſondern ihnen auch ein anſehnliches Taſchengeld zu geben; es gibt Weiber, die dieſes Taſchengeld ſammeln, ſich manchen kleinen Luxus verſagen, und dann das Geſammelte heimlich durch den Verſchnittenen ihrem Manne überſchicken. — Eine ſolche iſt dann ſicher, gewählt zu werden. So verkauft ſich der Mann an ſeine eigenen Weiber. Man denke ſich, welch eine Moralität in ſolchen Harems herrſchen kann. Zum Unglück bleiben die Kinder noch bis acht, auch zehn Jahre bey ihren Müttern. Was ſehen ſie, was hören ſie da? Nicht ſelten werden ſie auch gebraucht, um durch unſchuldiges Flehen den Papa zu bewegen, ſich der Mama zu erinnern. Ob es möglich iſt, Intriguen in einem Serail anzuſpinnen, will ich gerade zu nicht behaupten, ich hörte aber, daß es Beyſpiele gibt; auch ſah ich ſchon einige Mahlereyen, die ſo etwas vorſtellen. Wenn die Männer durch Kriege oder ſonſt lange abweſend ſind, ſo kann man ſich denken, was im Harem vorgeht, es iſt dann nicht unmöglich, den Verſchnittenen zu beſtechen, beſonders ſollen ſolche Intriguen mit blinden Leuten vorgenommen werden, die ſelbſt nicht wiſſen, wohin ſie gerathen ſind, und in einem Keller gepflegt werden, bis man Gelegenheit findet, ſie wieder heraus zu laſſen. Mit Einwilligung des Verſchnittenen muß das ſehr leicht ſeyn. Die Weiber ſind ſehr um die Geſundheit ihrer Männer beſorgt; denn ſtirbt der Mann, ſo werden ſie alle auf Lebenszeit eingeſperrt. Ein Kind, das bis zum zehnten Jahre die Wirthſchaft im Harem und täglich nur das Putzen und das Streben ſeiner Mutter nach ſinnlichen Freuden ſieht, kann durch nichts an ſeine Ältern gefeſſelt ſeyn. Der Knabe tritt aus dem Harem in die große Welt, und einige Jahre darauf ſucht er alle mögliche Gelegenheit, ſeinem Vater die Weiber im Harem zu verführen, wozu ihm die Mutter ſelbſt nicht ſelten behülflich iſt. Man hat Beyſpiele davon, und den Kindern iſt es darum verbothen, ihre Mütter wieder zu ſehen. Jetzt genug von dieſen Abſcheulichkeiten, ich hätte vielleicht beſſer gethan, in dieſe ſogenannte unbekannte Welt gar nicht hinein zu ſchauen, da es aber einmahl geſchehen iſt, ſo möge nun jeder Leſer mit mir Gott danken, daß er in einem Lande geboren iſt, wo das Weib hoch geachtet wird. — Der im Alterthume ſo berühmte Fluß Orontes ſoll durch Tauris gefloſſen ſeyn, jetzt iſt es nur ein kleines, ſchmutziges Flüßchen, Spingtſcha genannt. Tauris liegt im 38. Grad der nördlichen Breite. Die Hitze war im Durchſchnitte 22 Grad Reaumur.

17.

Den 26. May. Heute verließen wir Tauris; der Militär-Gouverneur nebſt mehreren vornehmen Perſonen begleiteten den Geſandten zur Stadt hinaus. Der Weg war ziemlich ſandig und gebirgig, zur linken Seite verließ uns das Flüßchen Bavineu nicht. Auf halbem Wege erblickten wir rechts ein Gebirge, das ganz iſolirt da ſtand und noch mit Schnee bedeckt war. Gegen Mittag langten wir in dem Dorfe Wasmitſch an, das mit ſehr niedlichem Gebüſche umgeben, an einem Flüßchen deſſelben Nahmens liegt. Abas-Mirza hat den Einwohnern befohlen, Bäume zu ſetzen. Man muß die Aſiaten zu ihrem eigenen Vortheile und Vergnügen zwingen. Das Holz wird in Perſien pfundweiſe und ſehr theuer verkauft. Heute Abend überfiel uns ein ſtarker Südweſt-Sturm, der einen Platzregen mit ſich führte. — Die Einwohner dankten Gott; denn Regen iſt eine Seltenheit in Perſien. Selbſt im Winter friert es und ſchneyt es zwar, aber Regen iſt ſelten. Heute Abend kam ein Abgeſandter von Abas-Mirza mit einem Briefe an den Geſandten, in dem er in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken ihn ſeiner Freundſchaft und Achtung verſicherte, und die Höflichkeit ſo weit getrieben hatte, das Siegel *) auf die linke Seite des Briefes zu ſetzen, welches nicht nur eine beſondere Hochachtung beweiſet, ſondern in Perſien nur geſchieht, wenn Untergebene an ihre Vorgeſetzten ſchreiben.

Den 27. Wir verließen unſer ſchönes Lager, um lange keinen Baum zu erblicken. Wo ſind die geträumten Pomeranzenwälder? Die Lilienfelder? Nicht einmahl grünes Gras ſahen wir! Kahle Gebirge beſäet mit Steinen, die dem Ganzen ein graues Anſehen geben, ermüden das Auge. Ein jeder erklimmte Berg erregt von neuem die Hoffnung, hinter ihm die freundliche Natur wieder zu finden, vergebens; Berge thürmen ſich auf Berge, Steine auf Steine, und an den traurigen Anfang knüpft ſich ein noch traurigeres Ende. Das heutige Lager ſteht in einem Moraſte unweit des Dorfes Seidabad, das Waſſer iſt kaum trinkbar. Links vertieft ſich ein Weg zwiſchen hohen Felſen und verliert ſich in ein ſchauderhaftes Dunkel. Alexander von Macedonien, nach welchem dieſer Weg noch jetzt dieſen Nahmen hat, ſoll mit bewaffneter Hand ihn zuerſt forcirt haben. Sehr merkwürdig für Liebhaber des Alterthumes, die

---

*) Die Perſer unterſchreiben ſich nie, ſondern ſetzen bloß ihr Siegel bey.

gern in der Vergangenheit leben; ich aber lobe mir die grünen Wieſen meines Vaterlandes.

Den 28. Der Weg fängt mit Erſteigung eines hohen Berges an, in deſſen Mitte ein Carawan-Saray ſteht. Unter dem monotonen Glockengeläute unſerer Kamehle und Mauleſel erreichten wir endlich die Spitze; ein ſteiler gefährlicher Weg führt wieder hinunter, und eine unabſehbare todte Fläche, bedeckt mit gelbem Graſe, harmonirt ſehr gut mit den Bergen, von denen ſie umgeben iſt. In der Mitte präſentirt ſich ein kleiner Punct, der ſich in dieſem Reiche des Traurigen faſt gänzlich verliert, — es iſt das Luſtſchloß Udgani. Anfangs glaubten wir unſern Führern nicht; allein je näher man kam, deſto mehr bekam es wenigſtens das Anſehen einer Orangerie; nicht als ob Bäume und Blumen ihm dieſes Anſehen verliehen, nein, der Bauart wegen. Man wird ſich erinnern, daß Abas-Mirza die Gefälligkeit hatte, uns dieſes Luſtſchloß zum Aufenthalte anzubiethen, bis der Schach nach Sultanie käme.. Die innere Eintheilung des Hauſes iſt wirklich gar nicht übel, und das ganze Gebäude entſpricht dem Äußern ſehr. Durch einen Koridor ſind zwey Höfe getrennt, in denen ſich eine Menge niedlicher Zimmer, in zwey Etagen gereihet, befinden. Die Fenſter ſind aus buntem Glaſe mit vielem Geſchmacke zuſammen geſetzt. Das ganze Gebäude ſteht auf einer ſchönen ſteinernen Terraſſe, die in Stufen nach einem leider neu angelegten Garten führt, in dem kleine Bäumchen noch gar keinen Schatten geben. Das Haus iſt nach dieſer Seite zu offen, wie gewöhnlich in Perſien, und bildet einen ziemlich geräumigen Saal, in dem der Thronfolger gewöhnlich allein ſitzt, und den Herren auf der Terraſſe Audienz gibt. In dieſem Saale befinden ſich vier Gemählde: Das Bildniß unſers Kaiſers; das von Bonapate; eine Schlacht, die von den Perſern gegen die Ruſſen gewonnen worden, wobey Abas-Mirza und eine Engliſche Uniform ſich im Vordergrunde darſtellen. Nur ſchade, es iſt nicht benannt, welche Schlacht das geweſen ſeyn ſoll, — und ein Gemählde, auf welchem Abas-Mirza zum erſten Mahl in der Ebene von Udgani ſeinem Vater die regulären Truppen vorſtellt. Der Schach iſt zu Pferd und Abas-Mirza liegt ausgeſtreckt zu ſeinen Füßen. Mehrere Herren unſerer Geſandtſchaft behaupteten, das wäre erniedrigend! Schade, daß ſie durchaus Sitte mit Charakter verwechſeln wollen. In dieſem Falle war die Bemerkung am wenigſten paſſend; denn der Sohn liegt vor ſeinem Vater. Der Charakter der Japaner iſt noch weit erniedrigender, nach der Art dieſer Herren zu urtheilen; denn ihre Sitte bringt es mit ſich, daß ſie Alle auf den Knien nicht nur vor ihrem Kaiſer, ſondern in Gegenwart eines Ältern, liegen, — und doch gibt es wenig Völker,

die einen ſo ehrenwerthen Charakter beſitzen. — Ein lieblicher Platz in dem Schloſſe Udgani iſt ein breiter, viereckiger Thurm, der ſich über das ganze Gebäude erhebt, und mit einem ſchönen Saale geſchmückt iſt, wo es in der größten Hitze kühl ſeyn muß. Die Höfe ſind mit Baſſin's verſehen, es befindet ſich auch da eine Badſtube, die aus Marmor gebaut und außerordentlich bequem zum Baden eingerichtet iſt. Die traurige Gegend umher konnte Abas-Mirza nicht bewegen, an dieſer Stelle ein Luſtſchloß zu erbauen; es müſſen alſo wohl die fürchterlichen Winde ſeyn, die hier regelmäßig des Morgens von 8 Uhr an bis 6 Uhr des Abends blaſen, ſo daß man nicht nur nichts von der Hitze ſpürt, ſondern ſehr gern einen Überrock anzieht. Man ſieht auch weit und breit kein lebendiges Geſchöpf, außer einer furchtbaren Menge Stahre, die auf dem Dache ſitzen, eine Menge verſchiedener Vögelſtimmen, welche auch ſogar das Gebell der Hunde auf die komiſcheſte Art nachmachten, und uns des Morgens früh beſonders keine Ruhe ließen. Wir waren ſchon mehrere Tage in Udgani, als die Nachricht kam, daß der Schach die Geſandtſchaft ſchwerlich vor dem Auguſtmonath empfangen könnte, da jetzt bey den Perſern der Bairam gefeyert wird (die heiligſten Faſten), während dem man nicht nur kein Geſchäft unternehmen, ſondern von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang auch nichts genießen, nicht einmahl Waſſer trinken noch rauchen darf. Da dieſer Bairam zwey Monathe dauert, ſo hatten wir die ſchöne Ausſicht, in dieſem widrigen Luſtſchloſſe die Zeit zuzubringen. Die Idee allein machte ſchon, daß zwey Herren der Geſandtſchaft das Fieber bekamen. Der Geſandte, der auch bald melancholiſch geworden wäre, bath den Memandar, einen andern Aufenthaltsort ausfindig zu machen, wo man wenigſtens Bäume ſähe. Dieſes that er, und meldete einige Tage darauf dem Geſandten, daß er ein erwünſchtes Dorf zwey Märſche von hier ausfindig gemacht hätte. Wir waren Alle ſehr erfreut, obgleich überzeugt, nirgends mehr ſo einen bequemen Wohnort zu finden. Der Befehl zum Aufbruche wurde ſogleich gegeben.

18.

Den 5. Juny verließen wir Udgani, unweit deſſen man Ruinen ſieht, die nach der Sage der Einwohner früher eine große Stadt gebildet haben ſollen, welche in den Kriegen von Abas dem Großen gänzlich zerſtört worden iſt. In dieſer Stadt ſollen Rieſen, Kauſi *)

*) Die Kauſen waren Perſiſche Rieſen, die ihren Nahmen von Kauſa, einem Perſiſchen Könige haben, einem Sohne von Robada Kau-

genannt, gelebt haben, von denen Einer, Nahmens Ruſtan, ſich in Perſien ſehr berühmt gemacht hat. In den orientaliſchen Mährchen und Geſängen kommt noch immer der Nahme dieſes Helden vor.

Der Weg iſt ſteinig und führt über kleine Anhöhen. Links ſieht man eine Menge großer runder Steine, von denen die Perſer behaupten, daß ſie die nähmlichen ſind, auf denen die Rieſen Kauſſ, als ſie mit Midien im Kriege ſtanden, geſeſſen und ſich berathſchlagt haben. Zu ſo einer Berathſchlagung hat ein Jeder ſich ſeine Steine ſelbſt hohlen müſſen. Auf halbem Wege ungefähr gingen wir längs einem kleinen Strome, der eine Menge Fiſche nährt. Man hielt an, und verſorgte in weniger als einer Stunde die ganze Geſandtſchaft damit. Es iſt ſonderbar genug, daß die Perſer gar keine Fiſche eſſen. Unſer Nachtlager war bey dem Dorfe Tikmedaſch aufgeſchlagen, das in der Perſiſchen Sprache bunter Stein bedeutet.

Den 6. Der Weg war einförmig, ein Paar alte Caravan-Sarays waren ſo ziemlich Alles, was anders ausſah als nackte Gebirge. Am Ende verließen wir den großen Weg, der nach Teheran führt, und gingen links, als plötzlich nach einer guten Stunde unſerm überraſchten Blicke ſich ein ſchönes Thal zeigte, in dem ein rauſchender Strom ſich durch ein ſchönes Gebüſch ſchlängelte. Hinter ihm ſchien hin und wieder das Dorf Sengilabat hervor, welches zu unſerm längern Aufenthalte ſtatt dem Schloſſe Udgani erwählt war. Unſer Lager war hier einzig ſchön vertheilt; die Zelte ſtanden alle dicht am Strom unter dem Schatten alter Pappeln und Aprikoſen-Bäume, die durch Roſenſträuche verbunden ſchienen. Das Ganze war von hohen Gebirgen umſchloſſen, die vor jedem Winde ſchützen, und ſeit langer Zeit die erſten ſind, welche hin und wieder mit hohem Graſe prangen, wobey die darauf graſenden Herden dem Ganzen noch mehr die herrliche Anſicht des Ländlichen geben. Ein alter Thurm ſteht ſehr paſſend in dieſer Landſchaft voll Leben.

Die tägliche Hitze war hier gewöhnlich 24 Grad Reaumur im Schatten. Des Abends wurden öfters die Bäume in unſerm Lager herum illuminirt, die Muſik ſpielte, und Ruſſiſche Lieder wiederhallten in den Gebirgen Perſiens. Die Einwohner, die anfangs ſehr ſcheu waren, gewöhnten ſich nach und nach, auch Theil an unſern Vergnügungen zu nehmen, und wurden einſt von einigen Herren

---

kaus, dem zweyten König des zweyten regierenden Geſchlechts in Perſien, dem man den Nahmen Nemrud gegeben. Dieſer Kauſa war ſo von ſich eingenommen, daß er ſich vornahm, den Himmel zu erreichen, indem er an einen Wagen zwey Adler ſpannen ließ. Man ſagt, daß er 130 Jahre regiert habe.

der Geſandtſchaft, die ſich in Damenkleider warfen, und gar nicht übel ausſahen, ſo täuſchend überraſcht, daß unſer Memandar ſelbſt, der uns doch Alle perſönlich kannte, lange nicht glauben konnte, daß es Männer wären, ſondern feſt überzeugt ſchien, daß wir Mittel gefunden, Frauen ſo zu transportiren, daß er es bis jetzt nicht habe merken können. Den Einwohnern gefiel die Kleidung unſerer Damen außerordentlich, nur wunderten ſie ſich, daß ſie ohne Schleyer gingen, und fragten oft, ob denn auch wirklich ein Jeder bey uns ein Frauenzimmer ungeſtraft anſehen könnte? Ich dachte bey mir ſelbſt: in euerm Sinne ungeſtraft, ja; — aber wie Mancher bey uns wird weit härter beſtraft für das bloße Anſehen. — Die Hitze verhinderte uns, die gewohnte Europäiſche Lebensart fortzuführen; wir ſahen uns gezwungen, den Perſern nachzuahmen, und befanden uns Alle ſehr wohl dabey. Um 9 Uhr des Morgens wurde gefrühſtückt und um 6 Uhr des Abends zu Mittag gegeſſen. In der Zwiſchenzeit lag man im Schatten ausgeſtreckt und erwartete mit Sehnſucht den Abend.

Ich war ſo unglücklich, mich gerade in demjenigen Zelte zu befinden, wo wir eines Tages eine fürchterlich große Falange fingen. Es war wohl das Mütterchen; denn den nähmlichen Abend kamen wohl noch zehn kleinere, welche in allen Ecken des Zeltes herumliefen, und etwas zu ſuchen ſchienen. Es iſt eine ungeheuer große Spinne, die mit röthlichen Haaren bewachſen und an den Füßen mit kleinen Klauen verſehen iſt, und vorn am Munde vier Zähne hat, mit denen ſie furchtbar einbeißt. Sie iſt ſo boshaft, daß ſie ordentlich ziſcht und ſpringt. Wenn man ſie mit einem Scorpion in ein Glas ſetzt, ſo entſteht ein blutiger Krieg; indem die Falange immer die Oberhand behält, und iſt der Scorpion nicht ſehr gewandt, ſo beißt ſie ihn gleich in zwey Theile. Ich muß geſtehen, daß ſolche Gäſte im Zelte ſehr fatal ſind, und nicht ſelten den Schlaf rauben. Löſcht man das Licht aus, ſo läßt die Phantaſie gleich Hunderte unter dem Ohrkiſſen krabbeln; läßt man es hingegen brennen, ſo laufen ſie wirklich auf das Feuer los.

Unter der Verpflegung, welche die Perſer uns zukommen ließen, waren wir immer mit dem Weine übel daran; denn in Perſien machen bloß die Armenier Wein, und zwar zu ihrem eigenen Gebrauche. Alſo mußte weit und breit in den Dörfern geſucht werden, um uns welchen zu verſchaffen, und auch dieſer war meiſtens ſo ſchlecht, daß ihn kein Menſch trinken konnte. Der Perſiſchen Regierung hätte es freylich eine Kleinigkeit ausgemacht, welchen aus Gruſien kommen zu laſſen, da ſie einmahl zur Wiedervergeltung für ihre Landsleute, — die in Petersburg die beſten Weine nach Belieben tranken, und überhaupt alles unentgeldlich vollauf bekamen, — uns gleichfalls in

Perſien frey halten wollten. Allein, da es nicht geſchehen iſt, und der Geſandte zu delicat war, Gruſiniſchen Wein zu fordern, ſo ließ er ſelbſt einen Transport aus Tiflis kommen, der zu unſrer größten Freude hier anlangte und täglich portionenweiſe ausgetheilt wurde. Es iſt ſehr gefährlich, in Perſien Waſſer zu trinken, weil man davon ein Fieber bekommt, das einem ſo bald nicht wieder verläßt. Außer dieſem Transporte, da die Perſer ſich es gefallen ließen, kamen in der Folge noch zwey andere aus Tiflis an.

Sonderbar genug, daß wir in dieſer Jahreszeit, außer ziemlich ſchlechten Kirſchen, noch gar keine Früchte in Perſien ſahen. An Gemüſen fehlt es gänzlich; wahrhaftig doch ein erbärmliches Land! Traut man den Reiſebeſchreibungen, ſo iſt man in Perſien umringt vom ſchönſten Obſte; eingewickelt in prachtvolle Shawls, ruht man auf Roſen und bewundert den Perſiſchen Himmel. In dieſem Augenblicke vielleicht glauben uns daher Viele unſerer Verwandten ſo auf Roſen hingeſtreckt; — ſtatt deſſen liegen wir ſehr hart auf ſandigem Boden, und wünſchen von ganzem Herzen, aus dieſem Paradieſe bald erlöſet zu werden. Zwey reiſende Engländer, Oberſt Johnſon und Capitän Salder, die aus Oſtindien den nächſten Weg über Perſien nach England ſuchen, verweilten mehrere Tage bey uns. Der Oberſte ſprach ſehr gut Franzöſiſch und zeigte viele Kenntniſſe. Die Engländer, die aus Oſtindien über Perſien nach England zu gehen wünſchen, ſchiffen ſich dort ein, und landen im Perſiſchen Meerbuſen bey der Feſtung Bendarabas, die ſonſt den Portugieſen gehört hat, nachher den Perſern, und jetzt endlich der Sicherheit wegen im Beſitze der Engländer iſt. Es befindet ſich nähmlich in der Nähe eine Perlenfiſcherey, die natürlich gut vertheidiget werden muß. Von da gehen die Herren weiter nach Schiras, wo der vortreffliche Wein wächſt, und halten ſich in den Ruinen von Perſopolis gern auf; in Teheran werden ſie freundlich empfangen; in Tauris ſind ſie unter den Ihrigen, und aus Tiflis fahren ſie ſchon mit Extrapoſt über Klein-Rußland und Pohlen nach Hamburg, oder wo ſie ſonſt hin wollen.

Oberſt Johnſon hatte mehrere Münzen aus Perſopolis mitgebracht, die man dort ohne Mühe ausgraben kann; auch einige abgebrochene Stücke von Basreliefs mit Inſchriften, die kein Menſch leſen kann. Es iſt vielleicht die einzige Ruine in der Welt, von der man gar nicht weiß, wann ſie in dieſen Zuſtand gekommen, noch, wann dieſe Stadt erbaut worden ſey, noch, wer ſie bewohnt habe. Es iſt bekannt, daß Alexander der Große Perſopolis eroberte. Man behauptet, daß eine ſeiner Frauen ihn ſo lange gebethen, bis er ihr die Erlaubniß gegeben, die Stadt anzuzünden. Das Sonder-

bariſte iſt, daß dieſe Ruinen keinesweges auf Wohnungen deuten, ſondern ausſehen, als hätte das Ganze einen ungeheuern Tempel gebildet, oder wenigſtens viele Tempel. Es ſind eine unzählige Menge Säulen von verſchiedenen Größen, die oft beyſammen auf einer Terraſſe, oft iſolirt, oft gruppenweiſe ſtehen u. ſ. w. Aber keine Spur von einem Hauſe oder einer Wohnung ähnlichen Ruine. Die Spitzen der Säulen zeigen deutlich, daß ſie nie zuſammengehangen haben. Was iſt alſo Perſepolis geweſen? Vielleicht ein unermeßlich großer Tempel, von dem man heut zu Tage gar keinen Begriff mehr hat. In der umliegenden Gegend iſt auch kein Dorf und keine Ruine. Nicht einmahl Gras wächſt da, und die herrlichen Überreſte dieſes ſonderbaren Tempels liegen gänzlich in einer Wüſteney. Unter den vielen Inſchriften dort findet man ſonderbar genug auch einige Griechiſche, in denen der Nahme Artaxerxes vorkommt. Menſchen-Figuren haben meiſtens ein Coſtum das auch unbekannt iſt. Einige müſſen Könige oder Beherrſcher vorſtellen; denn die dabey Stehenden haben ehrerbiethige Stellungen, und die Könige ſind mit Mänteln vorgeſtellt, deren Saum mit einer unbekannten Schrift umgeben iſt. Der Oberſte Johnſon ſchickte dem Geſandten, außer einigen Münzen, auch ein Stück von dem Flügel einer Sphinx.

Der Veränderung wegen, vielleicht auch um den Einwohnern von Sengilabat nicht länger läſtig zu ſeyn, ſchlug der Memandar dem Geſandten vor, unſern Aufenthaltsort zu verändern. Wir verließen Alle mit ſchweren Herzen das ſchattige Thal von Sengilabat, und haben in Perſien kein ähnliches wieder gefunden.

19.

Den 20. Juny. Heute früh, an einem ſchönen Morgen, zogen wir von Sengilabat weg. Der große Weg blieb rechts vor uns liegen, und ſchlängelte ſich weit in traurige Gegenden hinein. Wir hielten uns aber links an das Gebirge, paſſierten recht anmuthige Gegenden und Dörfer, und langten Mittags in dem Dorfe Werſagan an, wo unſer Lager in einem Aprikoſenwäldchen aufgeſchlagen war. Unſere Freude darüber war nicht von Dauer; denn die Perſer verſicherten uns, es wären die letzten Bäume, die wir auf lange Zeit ſähen, welches auch leider wahr wurde.

Obgleich der Aufenthalt in Werſagan keineswegs mit Sengilabat zu vergleichen iſt, ſo iſt doch die Gegend ſehr ſchön, und wird von dem Flüßchen Werſagantſchai benetzt. Man ſieht die Überbleibſel eines großen Gebäudes, das jetzt, ſo wie die ganze Gegend, dem Bruder des unglücklichen Sadik-Chan, ehemahligen Beſitzer des Dorfes, angehört.

Digitized by Google

Seine traurige Geſchichte iſt folgende: Als der jetzt regierende Schach um den Thron warb, waren mehrere Parteyen, die ſich herum ſchlugen, und die am Ende alle vom Schach zum Gehorſam gezwungen wurden. Sadik-Chan war einer der reichſten und ſtärkſten dieſer Parteyen, hielt ſich lange allein, mußte am Ende aber der Übermacht weichen, wurde total geſchlagen und flüchtete ſelbſt glücklich nach Gruſien, in deſſen Schutz er ſich begab. Nach einiger Zeit bekam er Briefe vom Schach, die ihn ſeiner Freundſchaft und Vergeſſenheit des Vergangenen verſicherten; er ſollte nur ruhig heim kehren und ſeine Güter wieder in Beſitz nehmen. Seine Freunde warnten ihn ſehr; allein er ließ ſich bethören, kam nach Teheran, und wurde lebendig eingemauert, wo er vor Hunger, nachdem er ſeine Hände halb verzehrt, den Geiſt aufgab.

Unter dieſem barbariſchen Volke müſſen freylich ſtrenge Maßregeln genommen werden, und der jetzige Schach gilt noch für einen ſehr milden Regenten, wie ſich eines ſolchen die Perſer gar nicht mehr erinnern können. Alle Qualen, die hundert Mahl fürchterlicher ſind als der Tod, ſcheinen die Perſer mit vieler Gleichgültigkeit zu ertragen; daher ſind auch ihre gelindeſten Strafen diejenigen, wenn ſie z. B. Prügel auf die Ferſen bekommen, daß ſie Monathe lang nicht gehen können, oder wenn mit ungeheuren Knüppeln auf ſie losgeſchlagen wird, als wenn es kaltes Eiſen wäre, und nur einige Rippen dabey leiden.

Der leibliche Bruder vom Schach gab ein unerhörtes Beyſpiel der Duldung des Schmerzens. Der Schach hatte ihn ſchon mehrere Mahl in Verſchwörungen entdeckt, und ihm immer verziehen, in der Hoffnung, ihn durch Güte zu gewinnen. Jener aber ſpann bey der erſten Gelegenheit wieder neue Verſchwörungen an, und das letzte Mahl ließ der Schach ihn feſtſetzen, und ihm ſagen, daß ſeine Augen ihm ſehr gefielen. „Wenn meine Augen ihm gefallen, ſo kann er ſie ja nehmen,“ erwiederte Jener, und ließ ſich die Augen ohne Murren ausſchneiden, worauf ſie dem Schach auf einer goldenen Schüſſel gebracht wurden.

Es war beſtimmt, nur einen Tag in Werſagan zu bleiben; allein die Ankunft des Collegien-Rathes Maſarowitſch und des Herrn von Riccard, die, wie man ſich erinnern wird, im Jänner noch aus Tiflis nach Teheran geſchickt waren, verlängerte unſern Aufenthalt noch um einen Tag. Der Schach hatte ſie ſehr gnädig empfangen, und ihnen geſagt, daß er bald die Reiſe nach Sultanie antreten wolle. Nach der Abſchieds-Audienz befahl der Schach, ihnen ſeinen ganzen Pallaſt zu zeigen, welcher recht hübſch ſeyn ſoll.

Den 22. Juny. Der heutige Marſch war ſehr kurz, und geſchah meiſtens nur, um wieder auf den großen Weg zu kommen, den wir ſchon vor Sengilabat verlaſſen hatten, um mehr in den Gebirgen zu ſeyn, wo es kühler iſt. Turkmantſchai heißt das Dorf, wo unſer Nachtlager heute aufgeſchlagen war. Der kleine Strom führt denſelben Nahmen. Zwey Märſche von hier liegt die Stadt Miana, die wegen einer Art giftiger Wanzen berühmt iſt. Dieſe Thierchen haben ſich auch in der Nachbarſchaft verbreitet, und hier ſogar ſoll man ſchon einige finden. Unſere neu angekommenen Kameraden erzählten einen luſtigen Vorfall, der ſich in Teheran mit einem Chan ereignet habe. Bekanntlich iſt das Saufen in der Muhammedaniſchen Religion ſtreng verbothen. Ein Chan aber hatte es ſich ſo angewöhnt, daß ſogar der Schach es erfuhr, welcher ihm anfangs harte Vorwürfe machte, und ihn endlich auch züchtigen ließ. Da nichts half, ſo ertheilte der Schach ihm den Befehl, zu ſaufen; worauf Jener vierzig Tage lang in ſtarkem Rauſche lag, und das Ding ſo überdrüßig wurde, daß er ganz zu trinken aufhörte, und den Schach bath, ſeinen Befehl zurück zu nehmen.

Den 23. Ein furchtbar kupirtes Terrain begleitete heute den ganzen Marſch, worauf der Reiſende auch nicht einen Trunk Waſſer findet. Weit ſeitwärts ſieht man auf Anhöhen zwey Dörfer: Hodgakoſchan und Tſchanachplach; vor uns weit am Horizont lag die Kette der Gebirge Caplanta. Unſer Lager war in Avanlug, wo uns ein Aprikoſen = Wäldchen hinlänglichen Schatten darboth. Hier braucht man nur ein Stückchen von der Hausmauer los zu ſchlagen, ſo findet man Hunderte giftiger Wanzen. Wir fingen mehrere ungeheuer große Falangen, und ein kleines ſonderbares Thierchen auf zwey langen Hinterbeinen, das nur ſpringen und gar nicht gehen konnte. Es hatte ein röthliches Fell und ſah allerliebſt aus.

Den 24. Wir paſſierten mehrere verlaſſene Dörfer, von denen die Perſer uns verſicherten, daß die giftigen Wanzen die Einwohner vertrieben hätten. Ein langes nacktes Thal führte gerade auf das Städtchen Miana, deſſen Gouverneur dem Geſandten mit gewöhnlichen Perſiſchen Ehrenbezeigungen entgegen kam. Da hier die Reſidenz der Wanzen iſt, ſo mußte unſer Lager vier Werſte weiter, am Fuße der Caplantiſchen Gebirge am Strome Karlanku aufgeſchlagen werden. Eine ſchöne Brücke auf 23 Bogen geht über dieſen jetzt ſo unbedeutenden Strom, der ſich aber in den ſchlechten Jahreszeiten weit ergießen muß. Dieſe Brücke iſt von Abas dem Großen erbauet, und inwendig mit Gängen und Treppen verſehen, an deren Enden vier einfache Säulen ſtehen, von denen eine gänzlich zerfallen iſt.

Die giftige Wanze, die eigentlich die Mianiſche genannt wird, verdiente wirklich von einem guten Naturforſcher genau unterſucht zu werden. Sie iſt etwas größer als die gewöhnliche Europäiſche Wanze, hat eine graue Farbe, die etwas mehr in's Schwarze fällt, und der Rücken iſt faſt unkenntlich mit kleinen rothen Puncten verſehen. Sie hält ſich nirgends anders als in Mauern auf, und zwar je älter das Gebäude, deſto häufiger und giftiger iſt ſie. Bey Tage kommt ſie nie zum Vorſcheine. Sie ſcheuet auch das Licht; aber man hat doch Beyſpiele, daß ſie auch beym Lichte herausgekommen iſt. In Miana haben dieſe Wanzen ſeit undenklichen Zeiten exiſtirt, und ſich nach und nach auch in der Nachbarſchaft verbreitet, wo ſie aber nicht ganz ſo giftig ſind. Im Winter liegen ſie ſtarr ohne Bewegung in der Mauer, und ſind, wie alle giftigen Thiere, im Sommer bey großer Hitze am gefährlichſten. Dabey muß ich erwähnen, daß die Perſiſchen Häuſer nicht aus Ziegeln gebaut werden, ſondern, — wie beſonders diejenigen in Miana und in allen Dörfern, — aus einer Lehmmaſſe, welche durch ein geſchnittenes Stroh zuſammenhält.

Das Merkwürdigſte und Einzige in ſeiner Art bey dieſen Wanzen iſt, daß ſie die Einwohner nicht beißen, oder wenn es auch vielleicht geſchieht, ſie es eben ſo wenig bemerken, wie wir in Europa von den unſrigen; dahingegen beißen ſie jeden Fremden, der in Miana übernachtet, und der Biß iſt in 24 Stunden ohne Rettung tödtlich. Zwey Beyſpiele kenne ich ſehr genau. Die Engländer in Tauris erzählten mir immer, daß ſie einen Bedienten in Miana verloren hätten, der unglücklicher Weiſe gebiſſen worden wäre. Er habe gleich Hitze im ganzen Körper gefühlt, darauf ſey er wahnſinnig geworden, und habe unter fürchterlichen Convulſionen ſein Leben aufgeben müſſen. Einen noch glaubwürdigern Beweis gibt der Oberſte Baron Wrede, der in Gruſien ſchon lange ehrenvoll dient, und als Abgeſandter vor einigen Jahren nach Perſien ging. Es war ſchon ziemlich ſpät in der Jahreszeit, und Baron Wrede glaubte, die Wirkung des Biſſes wäre nicht ſo gefährlich. Er entſchloß ſich daher, in Miana zu übernachten, jedoch die ganze Nacht durch Licht zu brennen. Alle kamen glücklich davon, außer einem Koſaken, der am Fuße am andern Morgen einen ſchwarzen Fleck hatte, verwirrt durch einander ſchwatzte und endlich wüthend wurde. — Die Einwohner riethen ein Mittel an, nähmlich einen Ochſen zu ſchlachten, und die warme Haut um den Fuß zu ſchlagen. Dieſes geſchah auch, half aber nichts, und der Koſak ſtarb unter fürchterlichen Convulſionen. — Die Einwohner behaupten, daß einige Gebiſſene gerettet worden ſeyen, und zwar dadurch, daß man vierzig Tage nichts wie Waſſer mit Zucker

und Honig genießen müſſe. Die Einwohner nehmen ſie ohne alle Gefahr in die Hand. Welch ein Glück, daß dieſe Thiere ſich nicht in Kleidern und ſo dergleichen aufhalten; ſie hätten ſich ſonſt vielleicht in ganz Perſien verbreitet.

Miana iſt berühmt wegen ſeiner Teppich-Fabriken, die aus Kamehl-Haaren gemacht werden, und beſonders ihrer Farben wegen gar nicht übel ausſehen. Die Einwohner brachten ſehr viele zu uns in's Lager, die wir, trotz der Wanzen, gern kauften. Viele ſchliefen die nähmliche Nacht noch auf den Teppichen, vielleicht etwas unruhig; aber unſer lieber Apotheker, der ein großer Spaßvogel iſt, hüpfte die ganze Nacht herum.

20.

Den 25. Eine Chauſſee, erbaut von Abas dem Großen, die jetzt noch an einigen Stellen ſehr gut erhalten iſt, führt in's Caplantiſche Gebirge, welches Aderbegan, das ehemahlige Medien, von Irakka-Atgem, dem ehemahligen Parthien, trennt. Der Weg erhob ſich zwiſchen ſchwarzen Felſenklüften, und ſchlängelte ſich ſehr romantiſch in die Höhe. Auf der äußerſten Spitze blieben wir ſtehen, um eine wundervolle Ausſicht zu genießen; denn man ſah auf der einen Seite Miana, und Gebirge, die faſt an Tauris gränzen; auf der andern Seite bunt durch einander geworfene Anhöhen, die ſich im Horizont in ein Hellgelb verloren, das von einem ſchmalen blauen Streife, der mehr den Wolken ähnlich ſah, umkränzt war. Das ſind die Gebirge, bey denen Sultanie liegt. Die Gegend dahin zeigte ſchon jetzt Armuth. Kein Baum: kein Gras; nichts als ein gelber ſandiger Grund, der verſchiedene Farben ſpielte und auffallend gegen das eben verlaſſene Aderbegan abſtach. Nachdem wir uns an dieſem Puncte eine Zeitlang verweilt, und der Wind fürchterlich um unſere Ohren geſauſet hatte, begannen wir herabzuſteigen, welches durch das Schlängeln der Chauſſee ſehr erleichtert wurde. Links ſah das überraſchte Auge auf einer iſolirten Felſenſpitze die Ruinen einer Feſtung, die Jungfer-Feſtung genannt. Sie ſoll von Artaxerxes erbaut worden ſeyn, der dort ein Mädchen in Gefangenſchaft hielt, woher ſie noch jetzt den Nahmen trägt. Schade, daß Abas der Große dieſes Alterthum faſt gänzlich hat zerſtören laſſen, weil ſich Räuber dort aufhielten, die das Gebirge unſicher machten. Man ſieht aber noch eine Mauer, die wunderlich von einer Felſenſpitze auf die andere gezogen iſt, und ſo, auf ſehr ungleichem Terraine, das Ganze umgibt. In der Mitte ſteht noch eine Art von Haus mit einem Stückchen Dache, das aber, ſonderbar genug, keine Thür hat. Nur oben

auf dem Dache habe ich ſelbſt ein Loch gefunden, in welchem ein hinein geworfener Stein einen dumpfen Wiederhall gibt. Wir fanden den ganzen Platz mit einer furchtbaren Menge von Steinen und Muſcheln angefüllt. Einer von uns hatte das Glück, ein Paar zuſammen gewachſene Muſcheln zu finden, die an ſich ſchon ſehr ſelten ſind und überdieß verſteinert waren. Überhaupt beweiſet die Farbe der Gebirge, daß man hier große Schätze im Schooße der Erde finden würde. Das Heraufklimmen zu der Feſtung war leichter als das Herunterlaſſen, wo ein Jeder, ſo gut er konnte, rutſchen mußte.

Der große Weg führte noch herrlich das Gebirge hinunter, an deſſen Fuße der Fluß Kiſil-Oſun *) ſich ſchlängelte. Hin und wieder ſah man kleines Geſträuch am Wege ſtehen, welches ſeltſam mit allerley bunten Lappen behangen war. Wir erfuhren, daß ſo ein Ort Pir genannt werde, und daß dieſes eine heilige Stätte ſey, an der die Wanderer, wenn ſie ſich zu ſchwach fühlen, den Weg fortzuſetzen, oder ſonſt einen Kummer haben, ihre Gebethe verrichten und Stücke vom Kleide nachlaſſen, worauf ſie dann getröſtet und geſtärket weiter gehen.

Als wir den letzten Abhang erreichten, erblickten wir eine ſchöne Brücke von drey Bogen über den Kiſil-Oſun. Sie iſt aus gelblichen Quaderſteinen erbaut. Die Bogen ſind ſehr groß und dreiſt, und führen an den Rändern eine Arabiſche Inſchrift, die uns zeigte, daß ſie erſt vor 144 Jahren von einem Einwohner aus der Stadt Casbin erbaut ſey. Millionen Schwalben haben ihre Neſter unter dem Bogen aufgeſchlagen. An dem einen Ende iſt eine Thür, die in's Innere führt, wo große Zimmer vorhanden ſind. Der mittlere Bogen iſt 8 Faden hoch; nur ſchade, an einer Stelle iſt ein großer Riß, der mit der Zeit gefährlich werden kann. Nicht weit von der Brücke ſtehen die Mauern eines Karawan-Sarays. Die Ausſicht iſt himmliſch, indem die nackten ſchwarzen Berge gegen die grünen Ufer des Fluſſes ſchön abſtechen. In einiger Entfernung ſcheint die Brücke wirklich zu ſchweben. Hier iſt der berühmte Engliſche Reiſende Browne erſchlagen worden. Von der Brücke an geht der Weg rechts längs dem Ufer des Fluſſes, der uns bald verließ und ſich in ein ſandiges Gebirge erhebt, das ein ſonderbares Gemiſch von Farben, roth und hellgelb, ſpielt. Der erſte Berg vom Ufer aus iſt außerordentlich ſteil, und der Weg krümmt ſich langſam hinauf. Nachdem wir ihn zurückgelegt hatten, trafen wir gleich darauf unſer Nachtlager beym Karawan-Saray Dgamalabad aufgeſchlagen, daß noch gänzlich unverſehrt iſt, obgleich es 520 Jahre ſteht.

*) Kiſil-Oſun bedeutet Goldfluß.

Den 26. Hier, ſagte man uns, fange die große Hitze an. Es ſieht auch ganz darnach aus. Ein ewiges Sandfeld ermüdet das Auge, welches keinen Grashalm mehr zu ſehen bekommt. Traurig ritten wir Alle in einem dicken Staube, aus dem die Glocken der Kamehle widrig hervor ſchallten. Es ſoll hier oft wochenlang kein Lüftchen ſich rühren. Der aufgehobene Staub bleibt in der Luft ſchweben, und bildet am Ende eine Atmoſphäre, die dem Nebel ähnlich ſieht. Dieſe Staubwolke ſteigt gerade ſo hoch, als es nöthig iſt, um Reiſende zur Verzweiflung zu bringen.

Unſer Lager fanden wir neben einer Karawan-Saray, Sardgam, unweit deſſen zu unſerer Verwunderung auch ein kleines Dorf lag; allein ich wunderte mich nicht mehr, als ich hörte, daß dieſe armen Leute auf Befehl des Abas-Mirza ſich hier niedergelaſſen hatten. Der Fluß Sangatſchai, der durch dieſe Sandwüſte hinläuft, iſt der einzige Ort, an dem die Einwohner ein Plätzchen zur Ausſaat finden. Das Korn war ſchon geſchnitten.

Den 27. Die heutige furchtbare Hitze machte den traurigen Anblick der wüſten Gegend noch unausſtehlicher. Der Weg näherte und entfernte ſich wechſelsweiſe von dem Fluſſe Sangatſchai. Aber großer Gott, welch ein Land! Wie iſt's möglich, daß die Natur ſo etwas Gräßliches hervor bringen konnte!

Ich will verſuchen, in einigen Worten auszudrücken, was wir ſahen. — Man ſtelle ſich ein Meer aus fließendem Lehm vor, welches, durch Sturm zu Wellen gepeitſcht, durch einen Wink des Schöpfers plötzlich verhärtet worden iſt; dieſe Lehmwellen in tauſenderley Krümmungen denke man ſich nachher von der Sonnenhitze in Millionen Richtungen geborſten, und man hat das treue Bild des Weges von unſerm geſtrigen Nachtlager bis Karawan-Saray Nikpe, wo wir beſtaubt und gebraten anlangten. Dieſe Karawan-Saray, die auch nicht weit vom Sangatſchai-Fluſſe liegt, iſt im Jahre 1049 *) vom Bagadir-Schach erbaut worden, der nach einer Belagerung von Erivan heimkehrte, und an dieſer Stelle ausruhte, zu welchem Andenken er dem Iſpahaner Miniſter Tuki-Hedai-Talahof befahl, dieſes Gebäude aufzuführen. Hier iſt die Gränze des Tauriſchen Diſtrictes.

Den 28. Seltſam erhoben ſich die Winde jenſeits der Caplantiſchen Gebirge regelmäßig des Morgens um 8 Uhr und hörten um 6 Uhr Abends wieder auf. Hier iſt das Gegentheil; der Wind erhebt ſich Nachmittags um 6 Uhr, bläſt die ganze Nacht durch, und hört des Morgens auf. Den ganzen Tag rührt ſich kein Lüftchen und die Hitze iſt ſehr empfindlich.

*) Nach Perſiſcher Zeitrechnung; ſie ſind jetzt im Jahre 1232.

Nachdem uns der heutige Marſch eine eben ſo ſcheußliche Gegend dargeſtellt hatte wie geſtern, ſo wurden wir am Ende in unſerm Lager neben dem Dorfe Jengidge angenehm von Bäumen überraſcht, deren wir ſeit Miana nicht wieder ſahen. Die ſchattigen Bäume und ein klarer, trinkbarer Strom, der gleichfalls in Perſien eine Seltenheit iſt, luden den Geſandten ein, hier zwey Tage zu verweilen, um ſo mehr, da wir bereits ſieben Märſche zurück gelegt hatten, ohne einen Raſttag zu haben. — Unſer nächſter Marſch von hier aus iſt die Stadt Sangan, die von einem Sohne des Schachs Awdula-Mirza regiert wird *).

Den 30. Der Geſandte hatte von unſerm Memandar erfahren, daß Awdula-Mirza in Sangan einen feyerlichen Empfang bereite. Da der Geſandte kein Freund von Ceremonien iſt, und überhaupt die Hitze des Tages ſie noch unerträglicher macht; ſo erhoben wir uns um 2 Uhr in der Nacht, und es gelang dem Geſandten, in Sangan unbemerkt anzukommen, ehe noch ein Menſch aufzuſtehen dachte. Der Weg führte längs dem Sangatſchai-Fluſſe, den wir vorgeſtern verlaſſen hatten, und an welchem wir die mit Gärten verſehenen Dörfer Bari, Sarim, Guſchker ꝛc. erblickten.

Die Stadt Sangan präſentirt ſich ſehr ſchön. Sie iſt von einer mit kleinen Thürmchen beſetzten Mauer umgeben, und in der Mitte der Stadt erhebt ſich ein hübſcher, viereckiger mit grünen Jalouſien verſehener Thurm, der im Hofe von Awdula-Mirza ſteht, und den armen eingeſperrten Weibern zum Vergnügen dient. Es ſchien uns, als wären die Weiber nicht ſo ſpröde und ſtrenge gehalten wie ſonſt; denn ſie guckten zu den Thüren heraus und lüfteten die Schleyer, ſo daß wir mehrere recht hübſche entdecken konnten; freylich kann man ſich auf unſer Urtheil nicht ganz verlaſſen; denn wir ſahen über zwey Monathe kein Weibsbild, und ich glaube ein Satan in Frauenskleidern hätte uns auch gefallen.

Ein großes, recht hübſches Haus empfing uns Alle. Der Pallaſt von Awdula-Mirza befand ſich dicht neben uns, ſo daß man von dem erwähnten Thurme gerade in unſern Hof und unſere Fenſter ſehen konnte.

Nachdem der Geſandte die Beſuche einiger Vornehmen aus Sangan erhalten, begab er ſich in Begleitung einiger Herren der Geſandtſchaft zu Awdula-Mirza, der die Höflichkeit ſo weit trieb, nicht

*) Wenn das Wort Mirza hinter dem Nahmen ſteht, ſo drückt es einen Sohn vom Schach aus, ſteht es hingegen vor dem Nahmen, ſo bedeutet es ſchlechtweg Edelmann.

nur dem Geſandten, ſondern allen Herren, die ihn begleitet hatten, Stühle zu geben. Er iſt ein junger Mann von 24 Jahren, faſt der jüngſte Sohn des Schachs, hat viel Ähnlichkeit von Abas-Mirza, und iſt auch ſein großer Freund. Seinem Bruder zu gefallen hält er ebenfalls 2 Bataillons regulärer Truppen, für die er neben ſeinem Pallaſte eine ſchöne Caſerne erbaut hat.

21.

Da wir mehrere Tage hier blieben, ſo beſuchte ich den Baſar, der ärmlich und ſchmutzig iſt. Eine Menge Turquoiſen ſieht man in allen Buden liegen, die, ungeachtet ſie ein Perſiſches Product ſind, in Rußland weit wohlfeiler verkauft werden, als hier. Man findet in der ganzen Welt keine, außer in Perſien, und ſelbſt hier ſind nur zwey Minen, deren eine erſt kürzlich entdeckt worden iſt, und die weit ſchlechtere Steine liefert. Die alte Mine, aus der der Schach bloß für ſich welche nehmen ließ, liegt unglücklicher Weiſe in der Provinz Corroſſan, die gegenwärtig in Empörung iſt. Früchte ſieht man eine Menge auf dem Baſar, aber alle unreif; die Birnen ausgenommen, welche vortrefflich ſchmecken.

Awdul-Mirza hatte ein Paar kranke Kinder, und bath um unſern Doctor Müller, den wir Alle beneideten, der glückliche Sterbliche zu ſeyn, einen Harem voll ſchöner Weiber zu erblicken. Das erſte Mahl wurden die Kinder vom Eunuch herausgetragen. Sie ſchrien, als ob ſie am Spieße ſteckten, ſo daß Doctor Müller gar nichts unternehmen konnte, und unverrichteter Sache nach Hauſe kam. Das andere Mahl kamen die Mütter und Ammen ſelbſt. Aber was erſann die Aſiatiſche Eiferſucht? — Ein dichter Vorhang hing zwiſchen Müller und den Weibern, hinter dem hervor ihm die Kinder hingehalten wurden. Er ſah hübſche Hände und Fußſpitzen; glücklicher Müller! —

Alle Abende hatten wir Muſik, wozu ſich die ganze Stadt um's Haus und im Hofe verſammelte; auch auf dem Thurme erſchienen Figuren, aber die neidiſchen, verdammten Jalouſien, und das dichte Geländer oben, raubten unſern ſpähenden Blicken Alles. Ich will hoffen, daß die Damen uns auch ſchlecht haben ſehen können. Außerdem würden ſie eben keine vortheilhafte Idee von der Schönheit der Europäer gefaßt haben, weil wir den vierten Tag nach unſerer Ankunft faſt Alle wie die Repphühner-Eyer ausſahen. Es gibt hier eine kleine unſichtbare Fliege, die uns dermaßen ſtach, daß das Geſicht und der ganze Körper mit rothen Flecken bedeckt war. Ein ewiges ſtarkes Jucken brachte die Geſandtſchaft in große Thätigkeit. Dieſe

Fliege iſt bloß in der Stadt zu Hauſe und ſticht nur allein Fremde. Die Perſiſchen Städte haben denn doch, wie man ſieht, auch ihre Merkwürdigkeiten! — Dieſer Umſtand zwang den Geſandten, um einen andern Aufenthaltsort zu bitten, welches um ſo lieber zugeſtanden wurde, als wir die Nachricht erhielten, daß der Schach Teheran verlaſſen habe, und in langſamen Märſchen, dabey jagend, nach Sultanie ginge, welches nur 2 Märſche von hier entlegen iſt. Awdula-Mirza hatte von ſeinem Vater Befehl erhalten, ihm entgegen zu kommen, und verließ uns deßhalb. Wir folgten mit Freuden den 5. July nach, und erhielten, zwölf Werſte vor Sultanie, neben den Ruinen eines Dorfes, Samanarchie genannt, ein großes Lager, in welchem wir die Ankunft des Schachs abwarten ſollten. Neben uns waren ſchon die Zelte des zweyten Miniſters, Mirza Awdul-Wehab, aufgeſchlagen, der vom Schach geſchickt war, den Geſandten zu complimentiren und uns bis zu ſeiner Ankunft Geſellſchaft zu leiſten. Er beſuchte am nähmlichen Tage den Geſandten, und wir fanden, daß er ein Mann von viel Kopf und angenehmen Manieren ſey. Er kleidete ſich immer mit vielem Geſchmacke, war etwas eitel und durfte es auch ſeyn; denn er war ein ſchöner Mann. Als Seit *) ſagt er dem Schach die Wahrheit, und iſt auch ſeines geraden Charakters und Verſtandes wegen ſehr geliebt.

Da der Schach ſehr langſam reiſet, und ſeine Aſtrologen ihm einen glücklichen Tag beſtimmt haben, vor dem er nicht in Sultanie anlangen darf, ſo brachten wir in dieſem Lager von Samanarchie 20 Tage zu. Kein Bäumchen, ſo weit das Auge ſehen konnte, erfreute unſer Herz. Selbſt die Wieſe, auf der wir ſtanden, trug nur längſt von der Sonne verbranntes Gras, wie es bey uns ungefähr im Herbſte nach den erſten Fröſten ausſieht. Die Hitze war faſt täglich 30 Gr. Reaum. im Schatten. Die Seiten der Zelte mußten aufgehoben werden, und man lag den größten Theil des Tages ohne ſich rühren zu können. Zu unſerm Glücke verging kein Tag ohne Wind, der, leiſe durch die Zelte wehend, uns einige Abkühlung verſchaffte. Selbſt die Nächte waren warm. Der Thermometer fiel nie

*) Eine Secte in Perſien, die vom Muhammed herſtammet, und die geachtet und gefürchtet wird. Ein Seit ſagt dem Schach die Wahrheit, ohne ſelbſt etwas zu riskiren. Einem Seit ſteht es frey in jedem Hauſe einzukehren, und der Wirth iſt gezwungen, ihn auf's Beſte zu bewirthen, auch wohl noch zu beſchenken. Der gemeinſte Mann als Seit, geht gerade zum Miniſter, wenn er will, und ſetzt ſich an ſeinen Tiſch, beſonders wenn der es auch iſt.

unter 8 Grad Reaumur; dabey war die Luft immer ſo trocken, daß ſelbſt am frühen Morgen ein aufgehangenes Blatt Papier keineswegs feucht wurde.

Die Geſchenke des Kaiſers an den Schach gingen über Aſtrakan und das Kaſpiſche Meer, wo ſie am Perſiſchen Ufer landeten und jetzt glücklich in Sultanie angekommen ſind. Dieſer Umſtand verſchaffte uns Gelegenheit, Spazierritte nach Sultanie zu machen, wo man den Schach erſt den 19. July erwartete. Auch ich ritt eines Abends nach Sultanie, aber mehr um das Schloß inwendig zu beſehen, welches nach der Ankunft des Schachs wohl nicht angegangen ſeyn möchte. Obgleich die Entfernung nur 12 Werſte ausmacht, ſo iſt der Unterſchied des Klimas doch ſchon ſehr merklich, weil Sultanie ſehr hoch liegt. In der Nacht war ein Froſt. Ich wollte meinem Gefühle nicht trauen; denn es war doch kein Traum, daß ich mich in Perſien im 36 Gr. der Breite befand; aber das weiße Gras vor Sonnenaufgang überzeugte mich von der Wahrheit. Sobald die Sonne die erſten Strahlen wirft, ſo hat man plötzlich 10 Gr. Wärme und in weniger als 3 Stunden 30 Gr.! —

Der Morgen entdeckte mir die traurige Anſicht von Sultanie, und meine Hoffnung eines künftigen angenehmen Aufenthaltes ſcheiterte gänzlich. Das Schloß ſteht auf einer kleinen Anhöhe von wenigen Bäumen umgeben, und zeigt nichts weniger als den Sommeraufenthalt eines Schachs an. Ich konnte auch gar nicht begreifen, wie der Schach mit ſeinem Gefolge da Platz finden wolle; allein nachher entdeckte ſich es, daß der ganze Hof rund herum in Zelten, und bloß der Schach mit dem Harem das ſogenannte Schloß bewohnen werde. Dafür iſt freylich Platz genug darin.

Hinter dem Schloſſe zeigt ſich ein Dorf, welches gleichen Nahmen trägt; links iſt eine große herrliche Metſchet, umgeben von häßlichen Ruinen, die ſonſt die Stadt Sultanie bildeten, welche jetzt nicht mehr exiſtirt. Das Ganze iſt von hohen nackten Bergen umgeben; es iſt auch gar nichts da, was das Auge erfreuet. Welch ein Sommeraufenthalt! — Kühl iſt es freylich hier, und ſtarke Winde blaſen beſtändig.

Ich ging in das Schloß, wo eine Menge Arbeiter beſchäftiget waren, ausgebrochene Fenſter und Dielen zu repariren, Wände zu weißen, den Schmutz auszukehren; kurz, Alles in den Stand zu ſetzen, den Beherrſcher Perſiens zu empfangen. Außer dem Audienz-Zimmer, welches die offene Seite des Schloſſes bildet, und von wo aus die Ausſicht auch ganz leidlich iſt, fand ich kein Einziges, welches einem Pallaſt-Zimmer ähnlich ſah. Man muß freylich wiſſen, daß der Schach nur alle 4 Jahre vielleicht einige Monathe hier zu-

bringt. Die übrigen Zimmer in der erſten Etage waren alle kleine Löcher, die durch Thüren und Gänge zuſammen hängen. Am Ende führt ein bedeckter Gang eine Treppe hinanf, und man befindet ſich in einer großen Ringmauer, in deren Mitte ein achteckiges Gebäude thurmartig mit einer Kuppel ſteht. Thüren gehen von allen Seiten hinein, ringsum ſind kleine Zimmerchen, und in der Mitte ein großes Zimmer, deſſen Wände mit Perſiſchen Sprüchen angefüllt ſind. Hier iſt die Wohnung der erſten Frauen und der Sitz der Wonne; ſie mußte aber auch ſehr gereinigt werden! Aus dieſer Ringmauer führt eine kleine Thür in einen Thurm, von wo aus die Weiber die Ausſicht auf das Lager genießen können. Dieſes iſt Alles, wie man es auch in der Abbildung treulich finden wird. Dem Schloſſe gegenüber waren einige Zelte aufgeſchlagen, in denen die Geſchenke ausgekramt wurden.

Ich geſtehe, daß ich übler Laune nach Samanarchie zurück kehrte, wo ein eben geſtorbener Tſcherkeſſe die Phantaſie noch mehr ſchwärzte.

Der Geſandte ſchickte dem Schach einen Officier entgegen, um gewiß zu ſeyn, wie weit er noch von Sultanie entfernt ſey. Dieſer kehrte in einigen Tagen zurück, und brachte die Nachricht, daß der Schach nicht mehr weit wäre; allein die Art, wie er reiſe, würde ſeine Ankunft doch um einige Zeit verzögern. Er mache kleine Märſche, und ſey beſtändig auf der Jagd. Dieſem Officier begegnete in einem Dorfe, daß ſeine Begleiter mehr Pferde forderten als ſie nöthig hatten, vielleicht auch von denen welche nehmen wollten, die ſchon an der Reihe geweſen waren; kurz, die Bauern machten Lärm, durften aber gegen einen Memandar, welcher im Nahmen der Regierung befiehlt, nichts unternehmen. In ſolchen Fällen haben ſie das komiſche Privilegium, ihre Weiber zu Hülfe zu rufen, und dieſe haben das lächerlichſte Privilegium, auf folgende Art darauf loszuſchlagen. Sie werfen ſich nähmlich eine Handvoll Erde über den Kopf mit den Worten: Ali ſieht, daß wir außer uns ſind! — und dann ſchlagen ſie ungeſtraft darauf los. Es wäre doch gefährlich, in Europa den Weibern ſolch ein Privilegium zu geben.

Der Ramaſan (die Faſten) machte, daß faſt kein Perſer den Tag über in unſerm einſamen Samanarchie zu ſehen war. Alles ſaß in den Zelten und hungerte den ganzen Tag, welches noch leichter zu ertragen wäre, als das Durſten bey dieſer Hitze. So wie aber die letzten Strahlen der Sonne verſchwinden, ſo ſchreyet ein Mollah (Geiſtlicher) aus vollem Halſe, welches bedeutet, daß die Faſten des Tages beendiget ſind, und ſogleich wirft ſich das Lager heißhungrig auf Eſſen und Trinken. So ein Faſten greift ſehr an, be-

ſonders da es Monathe lang dauert. Man ſieht es ihnen auch an; ſie ſind während dem ganz ſchwach und keiner ordentlichen Überlegung fähig.

Der Geſandte hatte auch eine Spazierfahrt nach Sultanie gemacht, und gab bey ſeiner Rückkunft den Abend unter freyem Himmel ein Gaſtmahl für Mirza Awdul-Wehab, wobey die Muſik ſpielte, und wir einen Toaſt für den Schach auf Europäiſche Manier brachten. Dieſe laute Äußerung der Freude, wodurch man Jemanden Glück wünſcht, ſchien dem Miniſter ſehr zu gefallen, der viel Sinn für Freude hat, und eine ſchöne Feder in ſeiner Sprache führen ſoll, worauf ſich die Perſer nicht wenig einbilden. Darum ſagte er auch zu dem Geſandten, als dieſer meinen Vater als einen berühmten Europäiſchen Dichter ſchilderte: Alſo ein Mann wie ich!

22.

Mirza Awdul-Wehab lud uns zum folgenden Tage zu ſich zu Mittag ein, welches des Ramaſano wegen nicht vor 8 Uhr des Abends Statt finden konnte. Früh ſchickte er dem Geſandten ein koſtbares Geſchenk von Chiras-Wein, der etwas Ähnlichkeit vom Port-Weine hat, nur weit leichter iſt, und ein beſonders angenehmes Aroma beſitzt. Der Miniſter hatte die Aufmerkſamkeit, von uns Stühle und Tiſchgeräthe zu leihen, um den Geſandten nicht in die Verlegenheit zu ſetzen, mit den Fingern zu eſſen. In ſeinem Zelte war alles ſehr niedlich gedeckt, und nicht, wie nach Perſiſcher Sitte, hunderte von Schüſſeln aufeinander gethürmt, ſondern die Speiſen wurden herum getragen, welches abermahls eine Aufmerkſamkeit von ſeiner Seite bewies. Als wir uns geſetzt hatten, wurde Anfangs nichts angerührt, bis die Stimme des Mollah draußen erſchallte. Darauf wurde dem Miniſter eine Doſe gebracht, aus welcher er ein wenig Opium ſchluckte, welches bey den Perſern den Schnaps erſetzt. Die mannigfaltigen Speiſen, ſüß und ſauer durcheinander, konnten uns freylich nicht ſchmecken, ſo wie das Brot, welches ein Mehlkuchen iſt, der an der Sonne gebraten wird; allein der Wein war gut, und der Iſpahaner hatte viele Ähnlichkeit vom Madera. Nach Tiſche begaben wir uns in ein anderes Zelt, wo Kaffeh ohne Zucker und Kallions gereicht wurden, die ohnehin den ganzen Tiſch über ein Fagott-Concert gemacht hatten, den der Perſer raucht nach jeder Speiſe.

Der Geſandte war ſo gütig, mir den unverdienten Nahmen Aſtronom beyzulegen, worauf der Miniſter mich bath, ihn Tags darauf zu beſuchen, indem er auch ein großer Liebhaber der Mathematik und Aſtronomie wäre. Den andern Tag alſo hatte der Rath

der Geſandtſchaft, wirklicher Staatsrath Negri, die Gewogenheit, mich zum Miniſter zu begleiten, weil die gewöhnlichen Dolmetſcher nicht im Stande geweſen wären, ähnliche Sachen zu überſetzen.

Da die Perſer viel auf Sterndeutungen halten, ſo glaubte auch ich irgend eine aſtrologiſche Wendung der Ankunft unſerer Geſandtſchaft geben müſſen. Es fiel mir ein, daß der Jupiter gerade jetzt im Zeichen des Scorpions ſtehe. Vor allen Dingen erklärte ich dem Miniſter, daß dieſer Planet an Größe und Glanz Rußland vorſtelle, und Aſien überhaupt in Europa unter dem Zeichen des Scorpions verſtanden würde. Da dieſe nun gerade jetzt in Vereinigung wären, ſo ſey gar kein Zweifel, daß die Freundſchaft dieſer beyden Nationen im Himmel beſchloſſen, und alſo Gott gefällig wäre. — Der Miniſter bekräftigte meine Ausſage, und behauptete, daß auch die Perſiſchen Aſtrologen geſagt hätten, daß die Ruſſiſche Geſandtſchaft unter den günſtigſten Himmelszeichen angelangt wäre.

Ein dicker Perſer, der Einzige, der unſerer Unterredung mit beywohnte, ſaß ſeitwärts vom Miniſter, hielt ein großes Buch vor ſich, in welchem er beſtändig blätterte, und ſchielte von Zeit zu Zeit unter großen ſchwarzen Augenbraunen grimmig auf mich. Der Miniſter recommandirte ihn uns als einen großen Mathematiker. Ich glaube aber es war ein Aſtrolog, der mich examiniren ſollte. Er blätterte immer heftiger und murmelte dem Miniſter etwas vor, worauf jener mich fragte: woher Finſterniſſe entſtehen? Ich ſtand auf und ſpazierte um den dicken Aſtrologen herum, der ſich grimmig und ängſtlich umſah, und Anfangs gar nicht begreifen konnte, was ich von ihm haben wolle, und noch mehr erſchrak, als ich plötzlich hinter ihm niederhuckte, und den Miniſter fragte, ob er mich ſehen könne? Der Aſtrolog war dick genug, um mich ganz zu bedecken, und der Miniſter mußte wohl lachend Nein ſagen. Darauf ſtand ich auf, und bath, der Aſtrolog möchte es mir nicht übel nehmen, daß er die Rolle unſers Erdklumpes geſpielt; dem Miniſter ſagte ich, er ſtelle in dieſem Augenblicke die Sonne vor, ich den Mond, und die ganze Procedur, von der ſich der Aſtrolog noch immer nicht erhohlen konnte, eine Mondesfinſterniß. Darauf trat ich zwiſchen den Miniſter und den Erdklumpen, und ſagte ihm, der Aſtrolog hätte nicht mehr das Glück, die Sonne zu ſehen, es wäre alſo Sonnenfinſterniß auf der Erde; ich könne ſie aber nicht total vorſtellen, indem der Herr Aſtrolog etwas zu corpulent wäre. — Die Sonne lachte und die Erde brummte. So kann man es in der Welt nie allen Recht machen. Bey den kleinen Finſterniſſen bekam ich ſchon weit gnädigere Blicke von dem Herrn Aſtrologen; denn ich brauchte ihm nicht ganz den Anblick der Sonne zu rauben.

Nachdem dieſe beyden Herren ſo ſchmeichelhafte Rollen geſpielt, wurden ſie übermüthig, und behaupteten: was man am Himmel ſähe, wäre bloß Götterprunk und ein Glanz; denn Jupiter, Saturnus und Venus wären die Einzigen, die ſie auch für Körper anerkannten, und zwar weit glücklicher als unſere Erde, indem ſie alle der Sonne weit näher wären, als wir, und es auch weit wärmer hätten. Was die Venus anbelangt, haben Sie Recht, erwiederte ich, die iſt der Sonne weit näher als wir, ſonſt könnten wir ſie nicht alle 100 Jahre ein Mahl durch die Sonne gehen ſehen; allein Jupiter und Saturnus ſind viel weiter weiter von der Sonne als wir, und könnten auch aus dem nähmlichen Grunde nie zwiſchen uns und der Sonne erſcheinen. Der Herr Aſtrolog, dem ſchon bange war, daß ich wieder eine Finſterniß-Ceremonie anfinge, war in allem einig, und ſchlug in ſeinem Buche ein großes Blatt auf, worauf ein großer Ziegenbock mit Hieroglyphen gemahlt ſtand. Nachdem er dieſen einige Mahl freundlich angeſehen, fragte er mich ganz ernſthaft: was denn nach unſerer Meynung hinter allen Sternen läge? — Ich ſagte ihm, daß unſere Aſtronomen darüber noch nicht einig wären, wahrſcheinlich aber wären hinter den letzten Sternen noch Sterne ohne Ende, und wenn ja ein Ende Statt fände, ſo knüpfe ſich dieſes Ende an einen Anfang, der doch ohne Ende wäre. — Hier fiel ihm der Ziegenbock aus der Hand. Er lachte wie die triumphierende Weisheit, und meynte, ſolche Sachen wären doch für die Europäer noch zu rund. Sehr zufrieden hob er ſein großes Buch wieder auf, und ſagte, indem er lächelnd blätterte; davon wollen wir nun nicht mehr reden. — Wer war froher als ich; denn das ohne Anfang und Ende begreife ich gewiß noch weniger als er.

Seine Hand blieb auf einem Bogen liegen, der voller Puncte war, und Millionen kleiner Teufelchen ſchienen dazwiſchen gemahlt. — Er fragte, was Wind wäre? Ich fing eine Erklärung von dünnen und dicken Luftſchichten an, welche mehr oder weniger an verſchiedenen Stellen von der Sonne erwärmt, in eine Art Wallung gerathen könnten, die wahrſcheinlich Wind hervor brächten, und daß dieſer, ſehr glaubwürdig, bloß in unſerer Atmoſphäre entſtehe, indem weiter ſchon eine dünne Luft ſey, die wir Äther nennen, und — Was erzählen ſie da für einen Galimathias! ſchrie er laut auf. So ſind die Europäer; ſie drehen ſich immer um Urſachen und Gründe herum, und verlieren dadurch den Gegenſtand ſelbſt aus den Augen. — Wind iſt eine Materie, die in ſich und für ſich ſelbſt exiſtirt, wirkt, und den ganzen Raum ausfüllt, der ſich zwiſchen allen ſichtbaren und unſichtbaren Körpern befindet. Wie könnten ſonſt Kometen heraus geflogen kommen? Dieſe ſind die wahren Windreiniger, die fliegen

herum und brennen Alles weg, was die Kraft des Windes vermindern oder gar zerſtören könnte; denn Wind iſt eine wohlthätige Gabe Gottes! — Dieſes letzte Urtheil war in dem heißen Perſien, wo ſie alle ohne Wind umkommen würden, ſehr natürlich.

Unterdeſſen hatte er ſelbſt, wie der Wind in ſeinem Buche, gewirthſchaftet, und blieb mit Wohlgefallen an einem Blatte ſtehen, wo eine Menge Kugeln hingemahlt waren, und oben eine gräßliche Fratze. — Was denken ſie von den Bewegungen der Körper? Steht die Sonne oder geht ſie? — Sie ſteht, war meine Antwort. Da haben wir es! Kennen ſie denn die Wirkung der Naturkraft nicht, die einzig in ihrer Art iſt? Die Natur verleiht einer jeden Sache nur eine Kraft, nie zwey auf ein Mahl, ſonſt wäre ſie ungerecht, und das darf ſie nicht ſeyn. Hat dieſe Kraft einmahl gewirkt, ſo iſt nichts im Stande die Wirkung zu vermehren oder zu vermindern, und noch weniger eine zweyte, hinzuzufügen. Wenn ſie annehmen, daß die Erde ſich um ihre Achſe drehe, ſo iſt dieſes ſchon eine Kraft, folglich kann ſie ſich nicht zugleich auch um die Sonne drehen; nehmen ſie aber an, daß die Sonne ſich um die Erde drehe, dann dreht die Erde ſich nicht um ihre Achſe. — Auf dieſe Art, ſagte ich, hat alſo die Natur unſerer Erde bloß die Kraft des Stillſtehens verliehen! — Richtig, das behaupten wir Perſer; ihr behauptet es von der Sonne, und habet Unrecht. Zur Freude der Menſchen und des Schachs iſt Alles erſchaffen; wir ſtehen mit der Erde im Mittelpuncte und ſehen dankbar zu.

Darauf ſchloß er ſein Buch zu und ſagte: Dieſe Sachen wären hoher Natur, man müſſe ſeinen Geiſt auch für die Zukunft ſchonen. Unterdeſſen wolle er von minder kopfbrechenden Dingen ſprechen, als Mathematik. Darauf zeigte er mir, wie man die Entfernungen der Gegenſtände hinter einem Fluſſe meſſe; — wobey der Miniſter verſicherte, der Schach hätte ihm einmahl ſo eine Commiſſion gegeben, die er wundervoll erfüllt habe, — wie man die Höhe eines Gegenſtandes von weitem meſſe ꝛc. — Er ſchien ſehr beſtürzt, zu erfahren, daß in Europa die kleinen Kinder die Geometrie damit anfangen. Ich fing an, eine trigonometriſche Meſſung zu beweiſen; allein das begriff er nicht, und ſchien keine Idee von Logarithmen zu haben.

Zum Schluſſe mußte ich der verwunderten Geſellſchaft allerley über meine Reiſen um die Welt erzählen, wobey ihnen zwey Sachen unmöglich ſchienen: daß ich einſt ihr Antipode geweſen, und daß es ſchönere Länder in der Welt gebe, als Perſien.

Der Miniſter bedankte ſich für die angenehme Unterhaltung, ließ Erfriſchungen geben, bath mich, ihn öfters zu beſuchen, und wir

ſchieden von dem dicken Aſtrologen als gute Freunde. Ich habe nachher nur noch ein Mahl eine Audienz beym Miniſter gehabt, in welcher ich ihm den Gebrauch der Tafel und des Griffels zeigte, wovon ſie in Perſien keine Idee haben, und welches ihm ſehr gefiel. Er war noch mehr verwundert, als ich ihm verſicherte, daß in Perſien eine Menge ähnlicher Schiefer zu finden ſey.

23.

Den 19. July. Endlich kündeten mehrere Kanonenſchüſſe die Ankunft des Schachs in Sultanie an. Einige Herren der Geſandtſchaft waren gerade in Sultanie, und Zeugen dieſer Ankunft.

Vom Schloſſe an ſtand auf eine Meile weit reguläre Infanterie in zwey Reihen, zwiſchen denen folgender Zug vor ſich ging:

Voran ging ein Elephant, der auf dem Rücken einen reichen Baldachin trug;

nachher fünfzig Kamehle mit Muſikanten in rothen ſpitzigen Mützen (die Inſtrumente beſtanden in langen Poſaunen und Paucken);

fünf hundert Kamehle mit kleinen Kanonen und Flaggen geziert;

eine Batterie von achtzehn Kanonen;

zwanzig reichgeſchirrte Handpferde;

vierzig Läufer, die auf dem Kopfe kronenähnliche Mützen, mit Federn verſchiedener Farben verſehen, trugen;

der Schach ſelbſt zu Pferde in einfacher Kleidung, das Pferd aber in diamantenem Geſchirre. Er ritt ganz einzeln. Auf 50 Faden weit durfte ihm Niemand nahe kommen;

ſiebenzehn Söhne, alle reich gekleidet und auf ſchönen Pferden. Unter ihnen zeichnete ſich der älteſte Sohn Mahmet-Ali-Mirza, der mit 15,000 Mann Cavallerie zu ſeinem Vater geſtoßen war, beſonders aus. Seine Cavallerie aber machte den Schluß.

Der Schach hatte einige Herren unſerer Geſandtſchaft bemerkt, die höflich ihre Hütte abzogen. Er erhob ſich dagegen etwas auf ſeinem Steigbügel und ſchrie mehrere Mahl: Hoſchkeldi! (Willkommen!). Die Perſer verſicherten, daß dieſe Ehre noch nie Jemanden widerfahren wäre, beſonders daß der Schach ſich auf ſeinen Steigbügeln erhoben hätte.

Bey der Ankunft des Schachs am Schloſſe wurde nach Perſiſcher Sitte ein Kamehl abgeſchlachtet, und als der Schach vom Pferde ſtieg, gaben die 500 kleinen Feldſtücke eine Salve, und der abgehauene Kopf des Kamehls wurde ihm zu Füßen gelegt. — Der

Schach präſentirte ſich ſogleich im offenen Theile des Schloſſes, und als er ſich ſetzte, geſchah abermahls eine Salve. Mit der Ankunft des Schachs füllte ſich auch die ganze Gegend mit Zelten an, die ſo gedrängt ſtanden, daß im ganzen Lager nur 3 bis 4 Wege übrig gelaſſen waren.

Zwiſchen dem Schloſſe und dem Platze, welcher für unſer Lager beſtimmt war, hatte man einen reinen Platz von vier und eine halbe Werſte übrig gelaſſen, der auch der einzige im ganzen Lager war. Kaufleute aus allen Gegenden hatten Befehl erhalten, nach Sultanie zu kommen. Neben unſerm Lager war ein großer Baſar aufgeſchlagen, in welchem aber, wie wir in der Folge ſahen, gar nichts Ordentliches zu haben war.

Der Schach hatte mehrmahls zum Geſandten geſchickt, um ſich nach deſſen Geſundheit zu erkundigen, und bedauerte, daß der Ramaſan (die Faſten), ihn verhindere, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Die Faſten endigen mit dem neuen Monde dieſes Monathes, d. i.: den 31. July.

Den 26. July ſchickte der Schach den Safir-Chan, um die Geſandtſchaft in das fertige Lager nach Sultanie einzuführen. Nachdem wir die Mittagshitze überſtanden hatten, gingen wir den Nachmittag um drey Uhr in folgender Parade dem Lager in Sultanie entgegen:

Eine Abtheilung Koſaken.
Der Marſchall mit zwey Gehülfen.
Die Geſandtſchafts-Muſik.
Sechs Officiere vom Generalſtabe.
Zwey Feldjäger nebſt Senats-Courieren.
Der Geſandte auf einem reich geſchirrten Pferde, welches ihm der Schach geſendet hatte.
Zwey Geſandtſchaftsräthe.
Das ganze Gefolge des Geſandten,
und zum Schluß wieder eine Abtheilung Koſaken.

Der Wind erhob einen furchtbaren Staub, der uns gänzlich bepuderte. Der Begleiter des Geſandten, Safir-Chan, machte ſeine Entſchuldigung über das ſchlechte Wetter. Die Plage wurde noch größer, als auf halbem Wege der Vali von Kurdiſtan *) mit einigen tauſend Kurdinern, dem Geſandten zur Bewillkommung entgegen, zu uns ſtieß. Dieſe Kurdiner waren weit ſchöner gekleidet

*) Ehemahls regierender Herr von Kurdiſtan, jetzt Vaſall des Schachs, und dem älteſten Sohne beſonders ergeben.

und gewandter als die in Erivan und Tauris. Viele unter ihnen waren ſchön gepanzert, und hatten ganz das Anſehen der alten Ritter; ſie hatten auch ſolche Streitſpieße und ſchöne Arabiſche Hengſte. Einige unter ihnen waren mit verſchiedener Anzahl rother Federn am Helme ausgeziert. Eine jede dieſer Federn ſoll einen gebrachten Feindeskopf bedeuten. Ich zählte ihrer bis fünf, und das Auffallendſte war, daß das Pferd die Anzahl der Federn ſeines Reiters trägt, alſo auch die Ehre theilt! — So ſchön auch dieſer Anblick war, ſo wünſchte man ſie doch alle zum Henker; denn ſie ſchloſſen einen dichten Kreis um die ganze Geſandtſchaft; das Pferdegetrappel machte einen dichten Staub, der vom Winde nicht weggewehet werden konnte, ſo daß wir bey der gräßlichſten Hitze in einen Staubkeſſel eingeſchloſſen waren, der uns erſt beym Eintritte in den Baſar, wo die Cavallerie keinen Platz mehr hatte, verließ.

Der Schach nebſt ſeinem ganzen Hofe ſahen aus dem Schloſſe zu. In unſerm Lager war ein großes Zelt zum Audienz-Saale beſtimmt. Bey dieſem ſtiegen wir ab, worauf die dabey ſtehende Perſiſche Wache, aus 300 Mann beſtehend, dem Geſandten das Gewehr präſentirte, und eine von uns ſchon vorher beſorgte Flagge mit dem Ruſſiſchen Adler aufgehoben wurde. Im Zelte ſelbſt waren Erfriſchungen bereitet, die unſer Begleiter mit genoß, und darauf dem Schach unſere glückliche Ankunft zu melden ging.

Unſer Lager beſtand aus ſechszehn großen Zelten und einer Menge kleiner. Wir ſtanden zu drey, auch zu vier in einem Zelte. Oberſt Iwanoff, Doctor Müller, Herr von Rennenkampff und ich, waren bisher unzertrennlich in Hinſicht der Wohnungen geweſen. Hier wurde Rennenkampff uns untreu, und wir hatten alle Drey ein großes Zelt. Der Geſandte hatte außer einem Zelte noch eine aus Tiflis mitgenommene Kibitke, die inwendig ſchön mit Taffet ausgeziert wurde, und der einzige Ort war, in welchen der beſtändige Staub und Wind nicht eindrangen. In den Zelten mußte man täglich mehrere Mahl den Staub wegfegen.

In der Mitte unſers Lagers waren drey große Zelte mit Geſchenken angefüllt, die wahrlich ſo ſchön waren, daß ſie gleichſam eine Petersburgiſche Eremitage bildeten. Dieſe wurden in der Folge unſer Lieblingsaufenthalt, und wir verloren unſern angenehmſten Zeitvertreib, als ſie nachher dem Schach übergeben wurden.

Die Geſchenke beſtanden aus folgenden Sachen:

Ein großer vollkommener Seroice aus geſchliffenem Glaſe.

Ein Service vom feinſten Porzellan aus der Petersburger Fabrik mit Gemählden aller Coſtume der Nationen, die unter Ruſſiſcher Bothmäßigkeit ſtehen, nebſt Gemählden der Gegenden von Pe-

tersburg und der umliegenden Luſtſchlöſſer, worunter zwey porzellanene Vaſen Meiſterſtücke der Kunſt waren.

Ein Präſentir-Teller aus geſchliffenem Glaſe, der $1\frac{1}{2}$ Arſchine lang war.

Mehrere Kallions aus geſchliffenem Glaſe.

Ein Toilettenſpiegel aus einem Stücke $1\frac{1}{2}$ Faden hoch, dem zwey bronzene Engel als Leuchter dienten, worüber ſich die Perſer am meiſten wunderten, und fragten, ob es denn bey uns Menſchen gäbe, die Flügel hätten.

Ein Damen-Toilett-Tiſch, in der Form einer Pyramide, zuſammengeſetzt aus allen Holzarten, die in Rußland einheimiſch ſind, in ihrer natürlichen Farbe. Die Arbeit war des Geſchmackes und der Kunſt wegen zu bewundern. Inwendig war eine Maſchine, die von ſelbſt ſtrickte und Seide wickelte.

Ein goldener Elephant als Spieluhr, der dabey den Rüſſel, Ohren und Augen bewegte. Unten am Piedeſtal waren Landſchaften angebracht, in denen auch Alles lebendig wurde, und die in Brillanten eingefaßt waren.

Flinten, Piſtolen und Säbeln von der ſchönſten Arbeit aus Tula.

Zwey Wandſpiegeln aus einem Stücke zu 5 Arſchinen hoch.

Ein goldener Kallion.

Drey Dolche mit Brillanten beſetzt.

Doſen mit Brillanten beſetzt.

Ringe.

Eine Menge Taſchenuhren.

Zwey ſchwarze Zobelpelze, zu 30,000 Rubel das Stück, und eine Menge andere von minderem Werthe.

Drey Brillanten-Federn, meiſterhaft in Petersburg vom Hof-Juwelier gearbeitet.

Zwey Fernröhre von Gold mit Brillanten beſetzt.

Eine große Menge Goldſtoff, Silberſtoff, Tuch u. ſ. w.

Man kann ſagen, ein kaiſerliches Geſchenk!

Einige vornehme Perſer, denen es gezeigt wurde, waren ganz außer ſich, und wollten gar nicht das Zelt verlaſſen. Einen beſondern Werth hat bey ihnen das Glas, worin ſie bis jetzt nur ihre Kallions gearbeitet geſehen haben; man ſtelle ſich alſo den Anblick eines großen Kryſtall-Services bey abendlicher Beleuchtung vor, wo alles ausſieht, als wenn es Brillanten wären!

Den Tag nach unſerer Ankunft überſah man das ganze Lager, welches in einer furchtbaren Unordnung durch einander lag, und obgleich einen ſonderbaren doch keinen angenehmen Anblick gewährte.

Die Buden oder der Baſar bildeten eine gerade Straße, die gerade auf das Schloß zuführte, und mit unſerm Lager endigte. Ein jeder Kaufmann hatte ein jämmerlich kleines Zelt aufgeſchlagen, in welchem ein Kaſten ſtand, auf dem er aß, ſaß, ſchlief, und in welchem ſich auch ſein ganzer mitgebrachter Reichthum befand. Man kann ſich alſo denken, wie elend das Ganze war, und wenn man zehn Arſchinen Zeug kaufen wollte, ſo mußten wenigſtens drey Nachbarn es zuſammen tragen. Die Ausſicht war überhaupt ſehr traurig; denn, außer dem Schloſſe und einer alten Metſchet, ſah man nichts als die Obertheile der Zelte, die in ein unabſehbares Feld von Weiß zuſammenſchmolzen.

Den andern Tag nach unſerer Ankunft machte der Geſandte dem erſten Miniſter die Viſite, der Mirza Jeſſi heißt, welche dieſer ſogleich in Begleitung einer Menge Chans, unter denen ſich auch der ehemahlige Geſandte in Petersburg, Mirza Awdulaſan = Chan befand, erwiederte. Wir wurden ihm Alle vorgeſtellt. Es iſt ein alter Mann über 80 Jahre und klein von Statur. Seine Stimme klingt, als wenn ſie aus dem Grabe käme. Dabey iſt er ſo eitel, ſchminkt und färbt ſich und ſchreitet immer ſehr zünferlich einher; übrigens ein wahres Phänomen; denn er iſt 45 Jahre erſter Miniſter. Trotz ſeiner vielen Geſchäfte verſichert er, daß die Verwaltung des Miniſteriums bey einem Regenten, wie der jetzige Schach ſey, eine Freude wäre, und keinesweges ſein hohes Alter angriffe; hingegen der Vorgänger des jetzt regierenden Schachs, Aga Mahmed-Chan, ein Verſchnittener, hätte ihm öfters ſo zugeſetzt, daß er, trotz ſeiner unbegränzten Liebe zum Vaterlande, oft im Begriffe geweſen wäre, ſeinen Poſten, vielleicht auch das Land zu verlaſſen. Man kann es ihm gern glauben; denn es iſt ſchrecklich, wie jener ihn behandelte.

Aga Mahmed-Chan war ein Verſchnittener, der ſich durch eine Verſchwörung unrechtmäßig auf den Thron geſchwungen hatte, und um ſich auf dieſer Höhe zu behaupten, alle nur erſinnlichen Grauſamkeiten beging. Sein natürlicher Zuſtand mag ihm noch mehr Haß gegen die Menſchheit eingeflößt haben. Es war ihm alles nicht recht; er trauete bald Allen, bald Keinem, und am Ende ſich ſelbſt nicht mehr. Dem Trunke ſtark ergeben, wußte er oft morgen nicht mehr, was er heute befohlen, und brüllte wie ein Raſender beym Anblicke der Unglücklichen, nicht ſelten ſeiner Lieblinge, die er Tags zuvor ſelbſt zu opfern befahl. Es iſt kein Wunder, daß er mit einem ſolchen lieblichen Charakter auch die Liebe zum Kriege verband, den er ſchändlich führte, und am Ende von ſeiner eigenen Wache ermordet wurde.

Bey dieſem liebenswürdigen Manne nun iſt Mirza Jeſſi auch

lange erſter Miniſter geweſen. Er mußte beſtändig um ihn ſeyn und viele Beleidigungen ertragen; unter andern einmahl eine, die etwas ſtark war. Mirza Jeſſi mußte alle Tage Befehle niederſchreiben, die jener, auf ſeinem Teppiche ausgeſtreckt, ihm dictirte. War er bey übler Laune, ſo miſchten ſich beſtändig Schimpfwörter hinein, und eines Tages, wahrſcheinlich betrunken, machte er ſeinem Miniſter, der vor ihm ſaß und ſchrieb, Vorwürfe: er wolle ihn nur plagen, ließe ihm nie Ruhe, fände Vergnügen daran ihn zu martern und ihm den Schlaf zu rauben u. ſ. w. — Der Miniſter ſchrieb immer fort. Endlich flog das Ohrkiſſen Seiner Majeſtät dem Miniſter an den Kopf; als jener halb todt noch immer ſchrieb, kam der diamantene Kallion geflogen; am Ende Alles was er zu packen bekam, und endlich ergriff er eine Piſtole, und ſchoß nach ihm. Die Kugel ging durch den Bart in die Schulter, der Miniſter fiel hin und wurde fortgetragen; — der Schach ſchlief ein. Der Miniſter curirte ſich mehrere Monathe lang und konnte alſo auch nicht bey Hofe erſcheinen. Der Schach hatte nicht ein einziges Mahl nach ihm gefragt, und als jener geſund wurde, verwaltete er die Geſchäfte wieder wie vorher.

Ein anderes Mahl hatte er ihm ſchon den Strick um den Hals werfen laſſen, als jener glücklicher Weiſe einen Alcoran hervorzog, den er immer bey ſich trug, und bey deſſen Anblick der Schach ihn laufen ließ.

Demungeachtet ſagte dieſer alte brave Mann: wenn ich Aga Mahmud-Chan in ſeinen Kriegen begleitet hätte, ſo wäre der Mord gewiß nicht geſchehen.

Perſien iſt ewigen Unruhen und Kriegen ausgeſetzt geweſen. Drey große Männer kann es aufſtellen, Nadir Schach, Abas den Großen, und den jetzt regierenden Fet Ali Schach. Die beyden erſten haben für die Erweiterung Perſiens und für den Ruhm der Waffen geſorgt; Fet Ali Schach liebt den Frieden und das wahre Glück ſeines Volkes.

Vom Schach Nadir hat man folgende ſehr hübſche Anekdote, die ſeinen entſchloſſenen Charakter darſtellt. Als er nähmlich ſeine Eroberungen nach Oſten vollzogen hatte, und über den Indus bis in die Hauptſtadt Deli vorgedrungen war, die er eroberte, und die unermeßlichen Schätze des Groß-Mogols mit ſich nach Iſpahan führte, dachte er auch an Erweiterung der Gränzen nach Weſten zu, wo ihm die Türken keine Ruhe ließen. Er marſchirte raſch, und ſtieß bey der Gränze auf einen großen Stein, an welchem von uralter Zeit her nachfolgende Inſchrift zu leſen war:

„Wer von den beyden Mächten, Türkey oder Perſien, die

Gränzen auf Koſten des Nachbars erweitern will, und zuerſt dieſen Stein vorbey ſchreitet, der iſt verdammt auf ewig.“

Nadir Schach ſtutzte anfangs ein wenig; — man kann wohl ſagen, das war ein Stein des Anſtoßes; — allein er faßte ſich bald wieder, ließ einen ſtarken Wagen hohlen, den Stein darauf laden, ihn immer vor der Armee hergehen, bis er das Ziel ſeiner Eroberungen erreicht hatte, und nun dort den Stein hinſetzen.

Der Beſuch des erſten Miniſters endigte damit, daß man ihn und ſein zahlreiches Gefolge in die Zelte führte, wo die Geſchenke aufgeſtellt waren. Ein allgemeines Staunen ergriff die ſämmtlichen Aſiaten; ſie wußten nicht, auf welchen Gegenſtand ſie zuerſt ihre Aufmerkſamkeit richten ſollten. Ein lautes Pach! pach! und Hup! hup! ging von Munde zu Munde. Sie drehten ſich wie Wetterfähnchen auf alle Seiten, und gingen am Ende eben ſo klug heraus als ſie hinein gegangen waren. Es fehlte nur noch an einer Electriſir-Maſchine, um die Verwirrung vollkommen zu machen. Dieſes erregte großen Lärm unter dem Volke, welches gewöhnlich Alles vergrößert und verbrämt. Mancher hatte vielleicht durch die Ritze des Zeltes Kryſtall für Diamanten angeſehen; — kurz, es hieß im Lager, der Kaiſer von Rußland hätte dem Schach einen diamantenen Service geſchickt.

Der Engliſche Geſchäftsträger Withloke und Dr. Campbell machten ihre Beſuche.

24.

Der Wind weht in Sultanie den ganzen Tag über fürchterlich, und erhebt Staubwolken, die das ganze Lager in einen beſtändigen Nebel hüllen. Mehrere Mahl des Tages erheben ſich Wirbelwinde, die faſt bis in die Wolken reichende Staubſäulen bilden, und ſo, oft die Zelte wegreißend, über dem Lager wegrollen. Sonderbar genug iſt, daß ſo eine Staubhoſe, wenn ſie an einen harten Gegenſtand ſtoßt, — als das Schloß zum Beyſpiel, — ſich trennt, zwey gleiche Theile bildet, die ſich aber gleich, nachdem der Gegenſtand vorbey iſt, wieder vereinigen und weiter laufen. Bey unſerer Perſiſchen Hauptwache, wo doch einige hundert Flinten im Bocke ſtanden, kam einmahl ſo eine Sandhoſe und warf die Flinten in einer langen Reihe, alle in einen Haufen zuſammen, der noch einige Mahl derb gedrehet wurde, ehe die Sandſäule ihn verließ.

Des Morgens und Abends wird vor dem Schloſſe immer eine Kanone abgefeuert, als Zeichen, daß es erlaubt ſey, zu eſſen, oder

das von dem Augenblicke die Faſten-Diät anfange. Als der Ramaſan vorbey war, hörte dieſes auf.

Der Schach hatte ſich unterdeſſen öfters nach der Geſundheit des Geſandten erkundigen laſſen, und beſtimmte zum erſten Audienz-Tag den 31. July, welcher auf folgende Weiſe vor ſich ging:

Am Morgen um 11 Uhr rangirte ſich die Perſiſche reguläre Infanterie des Schachs, welche rothe Uniform trägt, in zwey Reihen, vom Schloſſe an bis an zu unſerem Lager. Darauf erſchien der zweyte General-Adjutant des Schachs, Mahmud-Chan, in Begleitung von vielen Beamten des Hofſtaates, die um ihre Mützen rothe Shawls gewickelt hatten und alle mit großen Rohrſtöcken verſehen waren. Sie gingen in Prozeſſion voraus und räumten im Nahmen des Schachs Alles aus dem Wege, was dem Zuge hinderlich ſeyn könnte. Dieſe Leute werden Eſſauls genannt. Der Geſandte empfing den Mahmud-Chan im Audienz-Zelte, und nach einigen wiederhohlten Höflichkeiten traten wir den Weg zum Schloſſe an.

Dem Geſandten wurde im Nahmen des Schachs ein ſchöner Hengſt, mit goldenem Geſchirre und Edelſteinen geziert, vorgeführt, welcher nach Perſiſcher Sitte nachher ſein Eigenthum blieb. Für den Brief des Kaiſers an den Schach war eine goldene Schüſſel beſtimmt. Wir zogen in nähmlicher Ordnung als ich ſchon mehrmahls erwähnt; nur war dieſes Mahl eine Menge Geſandtſchafts-Bedienung in reicher Livree, die vor dem Pferde des Geſandten einher gingen. Die Truppen präſentirten das Gewehr und die Trommeln wurden gerührt.

Da der Schach uns nicht im Schloſſe empfing, ſo iſt nöthig, einen Begriff von dem Orte zu geben. Wie ich ſchon erwähnt, iſt das Schloß von Bäumen umgeben, die in kleiner Entfernung, in einer Reihe gepflanzt, da ſtehen. Dieſer Platz zwiſchen dem Schloſſe und den Bäumen iſt mit hohen Vorhängen *) von rother Farbe umringt und auch inwendig auf dieſe Art in zwey Höfe getheilt worden. Im zweyten Hofe befand ſich das Zelt des Schachs, in welchem er uns empfing. Am Eingange des erſten Hofes war ein Zelt aufgeſchlagen, in welchem der Geſandte von dem erſten General-Adjutanten und Schwiegerſohne des Schachs, Alajar-Chan nebſt einigen der vornehmſten Beamten am Hofe, empfangen wurde. Es waren

*) Die Vorhänge werden Saraperda genannt. Es iſt baumwollenes Zeug, gewöhnlich roth angeſtrichen, das in Lagern als Mauer dient, und meiſtens nur bey ſehr Reichen oder bey Chans aufgeſchlagen wird, die einen Harem mit ſich führen.

ausdrücklich für die Geſandtſchaft Stühle gemacht worden, die mit rothem Sammt überzogen waren. Während der Geſandte dem Alajar-Chan verſicherte, daß heute der glücklichſte Tag für Alle wäre, indem man einen ſo mächtigen großen Monarchen ſehen würde, wurde Thee mit Roſenwaſſer herumgetragen. Darauf ſtand Alajar-Chan auf, und meldete, daß der Schach bereit ſey, den Geſandten zu empfangen. Außer den beyden Räthen der Geſandtſchaft, von denen einer die goldene Schüſſel mit dem Briefe trug, ging für's erſte Niemand mit.

Der Geſandte überreichte eigenhändig dem Schach das Schreiben, indem er folgende kurze Rede hielt:

„Der Kaiſer von Rußland, mein großer Monarch, beſtändig „in ſeinen Grundſätzen ſowohl als Gefühlen, indem er die „ausgezeichneten Eigenſchaften Eurer Majeſtät achtet und Dero „Ruhm ihm am Herzen liegt, wünſcht den vorhandenen Frieden „mit Perſien auf immer zu gründen, welches durch Euer Ma„jeſtät Regierung ſich glücklich fühlt! Ich habe das Glück, des „Auftrages gewürdiget zu ſeyn, Eurer Majeſtät den Wunſch „meines Herrn zu offenbaren. Daß er es aufrichtig mit Per„ſien meynt, ſey Gott mein Zeuge!"

Der Staatsrath Negri hielt dieſe Rede in Türkiſcher Sprache, die vom Schach beſonders gern und faſt immer geſprochen wird.

Der Schach nöthigte den Geſandten zum Sitzen. Der Stuhl ſtand dem Throne gegen über, eine Ehre, die noch niemanden wiederfahren war, ſo wie auch, daß wir Alle in Stiefeln erſcheinen durften.

Eine Viertelſtunde mögen wir wohl in dem Vorderzelte gewartet haben, als der zweyte General-Adjutant uns auch zur Audienz einlud. Wir gingen durch die erſte Thür der baumwollenen Wand, auf der ein ungeheurer Drache gemahlt war, und traten in den erſten Hof, der rund herum mit bewaffneten Perſern und Kurdinern beſetzt war, die uns angrinzten. An der Thür des zweyten Hofes ſtand eine große Wache, und an der Thür ſelbſt ein Mann mit einem ſilbernen Knüppel. Beym Eintritte in den zweyten Hof, an deſſen äußerſtem Ende man das Zelt des Schachs ſah, glaubte ich, der ganze Hof wäre mit bewaffneten Leuten angefüllt; allein es war nur beym erſten Anblick ſo; denn alle Soldaten auf dem herumſtehenden Zeuge waren gemahlt, und nur Einige der vornehmſten Chans ſtanden in zwey Reihen auf dem Hofe, der brennenden Sonne ausgeſetzt. Von der Thür bis zum Zelte waren wohl hundert Schritte noch zu machen. Auf dem erſten Drittheile des Weges blieb der General-Adju-

tant ſtehen und machte einen tiefen Bückling; auf dem zweyten Drittheile ließ er ſeine Pantoffeln liegen und bückte ſich abermahls; (wir folgten nur halb ſeinem Beyſpiele); am letzten Drittheile blieb er ſtehen, bückte ſich und ſchrie Folgendes:

„Das Gefolge des Ruſſiſchen Geſandten wünſcht das Glück „zu haben, ſich dem Staube der Füße Eurer Majeſtät nähern „zu dürfen, — befehlen Sie?“

Der Schach wendete langſam das Geſicht nach unſerer Seite, und ſchrie: Hoſchkeldi! Hoſchkeldi! (Willkommen!) worauf wir die Hüte abzogen und in's Zelt traten.

Der Geſandte erhob ſich vom Stuhle und bath den Schach um die Erlaubniß, ihm Alle perſönlich vorſtellen zu dürfen. Der Schach war damit zufrieden und frug Alle, ob wir geſund wären, und ob die große Reiſe uns nicht angegriffen hätte. Bey Nennung eines Jeden mußte man hervor treten und den Schach drey Mahl grüßen, worauf er gewöhnlich Hoſchkeldi! ſchrie.

Als die Reihe an mich kam, ſagte der Geſandte: Er hat die ganze Welt umreiſet und iſt bloß nach Perſien gekommen, um das Glück zu haben, Euer Majeſtät zu ſehen. Ich wünſche ihm Glück! ſchrie der Schach; jetzt hat er Alles geſehen.

Er ſprach von der Freundſchaft mit dem Kaiſer, und verſicherte uns, daß wir jetzt eben ſo gut wie in ſeinen Dienſten ſtünden, und er hoffe, daß wir ihm eben ſo treu dienen würden, als unſerm eigenen Kaiſer. — Dem Doctor Müller ſagte er: jetzt ſind ſie auch mein Arzt.

Er erwähnte der Sitte, die jetzt in Europa wäre, daß die Monarchen ſich gegenſeitig beſuchten. Ich wäre froh, ſagte er, wenn der Kaiſer von Rußland mich beſuchen wollte, ich würde ihm gewiß entgegen fahren.

Der Schach hat wirklich ſo erſtaunend viel Einnehmendes und Liebenswürdiges in ſeinem Benehmen, daß man beym erſten Augenblicke ausſchreyen möchte: Nur der kann und muß Schach in Perſien ſeyn! Ewig umringt von Schmeichlern, die, im Vergleich Seiner an Manieren ſowohl als Verſtand wahre Tölpel ſind, iſt es unbegreiflich, wo er Alles ſchöpft.

Der Schach iſt von mittlerer Statur, vom Geſicht ſieht man nichts als ein Paar ſchöne große Augen, die Stirn und die Naſe; das Übrige iſt Alles in einem Bart eingehüllt, der bis auf die Knie herunter hängt, welcher der ſchönſte in ganz Perſien ſeyn ſoll, und auf den man die heiligſten Schwüre leiſtet.

Er ſaß auf einem goldenen Throne, reich mit echten Steinen beſetzt, welche die Figur unſerer alten Großvater-Stühle hatte. Der

erſte Tritt iſt ein liegender Tieger, der an der Stufe von Gold in Baslerief gearbeitet iſt.

Die Kleidung war aus Goldſtoff und darüber noch ein Shawl-Kleid. Die Krone lief nach oben breit zu, wo ſie mit drey brillantenen Federn verſehen war. An den Armen, wo alle Perſer ihren Alcoran tragen, waren zwey in Europa bekannte Diamanten, die gleichfalls von ſehr großen noch umringt waren. Der Dolch und Gürtel waren beſäet mit großen Steinen und Perlen.

Das Zelt war mit rothem, ſeidenem Stoffe ausgeſchlagen, und zur rechten Hand des Thrones ſtanden ſiebenzehn Söhne längs der Wand, mit uns die einzigen, die das Glück hatten, unter einem Zelte mit dem Schach zu ſeyn. Gleich neben dem Throne ſtand ein ſchöner reichgekleideter Jüngling, der ein Neffe vom Schach ſeyn ſoll, gleichſam als Wache neben einem Teppiche aus echten Perlen gewirkt, auf dem ein runder Polſter ruhte, deſſen Quaſten von ungeheuern großen Perlen ſtrotzten. Auf dem Teppiche ſtand auch der große Kallion, der aus großen Solitairs zuſammengeſetzt iſt, und eine Mund-Taſſe, die aus einem Steine zu ſeyn ſchien. Gleich draußen vor dem Zelte ſtanden drey Beamte, von denen einer auf reich geſticktem Kiſſen eine Krone hielt, der andere einen Säbel, und der dritte einen Schild, welcher ſo reich mit Steinen beſetzt war, daß er zu den koſtbarſten Stücken des Schatzes gehört. — Wie man ſieht, ſo iſt der Reichthum einzelner Sachen unermeßlich, aber im Ganzen muß ich geſtehen, ſehe ich auch gar nichts von der Aſiatiſchen Pracht, die uns von Reiſenden in Europa ſo geprieſen wird.

Am Ende der Audienz durfte ſich der erſte Miniſter auch in's Zelt wagen, und ſtand neben uns. Der Schach ſchrie ihm laut ſehr viel Löbliches auf Rechnung des Geſandten zu, und ſchätzte beſonders die Delicateſſe, die Jener hatte, jedes Mahl aufzuſtehen, ſobald der Schach das Wort an ihm wendete. Er überzeugte ſich, daß der Geſandte ſeine Rechte zu behaupten wußte, aber ſie auch zu ſchätzen verſtand.

Der Schach entließ uns ſehr gnädig, befahl dem erſten Miniſter, ja dafür zu ſorgen, daß es der Geſandtſchaft an nichts mangele, und wir gingen wie wir gekommen waren, über den Hof mit drey Bücklingen. Der General-Adjutant fand ſeine Pantoffeln richtig an der nähmlichen Stelle, und begleitete uns bis nach Hauſe, wo der Geſandte ſich in gerechte Lobeserhebungen über den Schach ergoß, von dem wir erfuhren, daß er auch der erſte Poet ſeiner Nation ſey.

25.

Da man während des Ramaſans *) ſich auch nicht einmahl ordentlich freuen darf, ſo wollte der Schach die Geſchenke nicht eher ſehen, als bis er vorbey wäre. Den Tag zuvor alſo ließ er ein großes Zelt neben dem Audienz-Zelte aufſchlagen, und man transportirte alle Geſchenke dahin. Er ſelbſt ſah aus dem Schloſſe zu und ſchickte mehrere Mahl eine Dankſagung für die Mühe und Behuthſamkeit, mit der man ſich dabey benahm. Wir ſahen Alle traurig auf die Zerſtörung unſerer Eremitage, die uns ſo viel Freude gemacht hatte.

Den nähmlichen Abend noch entſtand im ganzen Lager ein fürchterlicher Lärm. Alles wies mit den Händen gegen Himmel, — es war der neue Mond, welcher Jeden, der ihn erblickte, ſogleich von den Faſten abſolvirte. Sie brauchten alſo nicht mehr Nacht in Tag zu verwandeln.

Den Tag darauf war ein großes Feſt. An demſelben verſammelten ſich früh Morgens alle Truppen um das Schloß herum. Der Geſandte begab ſich in's Schloß, wo er allein mit Staatsrath Negri im offenen Theile des Schloſſes mit dem Schach erſchien. Die Artillerie gab aus 29 Kanonen ſogleich drey Salven. Während der Geſandte ſich mit dem Schach unterhielt, ſpielte die Perſiſche Muſik, die aus einigen Dutzend furchtbaren langen Poſaunen **) und 20 Trommeln beſtand. Zwey Seiltänzer liefen geſchickt genug längs einem Stricke hinauf und herab, der aus dem Hofe an das Schloßdach ſo befeſtigt war, daß er dem Audienz-Saale hinauf ſtieg, in welchem ſich der Schach mit dem Geſandten befand. Drey Elephanten wurden vorgeführt, die verſchiedene Mahle knien mußten. Die Söhne des Schachs und die vornehmſten Chans ſtanden unterdeſſen unten im Hofe, der brennenden Sonne ausgeſetzt, und ſehr glücklich, wenn der Schach

*) Die Perſer haben vier Ramaſans des Jahres, die ſie ſehr gewiſſenhaft befolgen. Derjenige vor dem neuen Jahre, welches in Perſien am 10. März alten Styles gefeyert wird, iſt der ſtrengſte. An dieſem Tage bekommt der Schach unermeßliche Geſchenke aus allen Provinzen, und theilt allen Vornehmen und dem ganzen Volke dagegen neugeprägte Münzen aus.

**) Dieſe Muſik verſammelte ſich alle Tage des Abends bey Sonnenuntergang vor dem Schloſſe, und poſaunte fürchterlich darauf los. Dieſes Privilegium haben nur noch die Söhne des Schachs und Befehlshabers der Provinzen.

ſie eines Blickes oder Wortes würdigte. Endlich bath der Schach den Geſandten, ihm nach einer halben Stunde die Geſchenke zu zeigen; denn er müßte jetzt gehen, die Gebethſtunde wäre da. Der Geſandte empfahl ſich und ging in das Zelt, wo die Geſchenke aufgeſtellt waren.

Der Schach erſchien, und ſah ſich verwundert zum erſten Mahl in ſeinem Leben in Lebensgröße da ſtehen. Dieſe Spiegel, ſagte er, ſind mir lieber als alle meine Schätze. Ein beſtändiges Pach! pach! und Hup! hup! erſcholl im ganzen Zelte bey jeder Sache, die er berührte. Der Service von geſchliffenem Glaſe gefiel ihm außerordentlich. Er ließ ſich faſt jedes einzeln geben, fragte, wo das gemacht werde, und verſicherte immer, es wäre ihm lieber, als alle ſeine Schätze. Der Geſandte ſagte ihm auch, daß die Schätze Perſiens zu ſehr bekannt in Europa wären, als daß man daran denken könnte, dem Schach durch ein koſtbares Geſchenk Vergnügen zu machen; allein dieſes wären alles Producte der Ruſſiſchen Fabriken, mit denen man Se. Majeſtät nur bekannt machen wolle. Sie ſind mir weit lieber, als alle meine Schätze! ſchrie er wieder. —

Er ſprach mit vieler Anmuth, und bewies, daß er jedes Ding zu ſchätzen wußte. Unter andern ergriff er ein ſchön geſchliffenes Glas, und ſagte dem Geſandten: „Dieſes Glas iſt wahrlich ſo ſchön, daß es mich zum Weintrinken verführen könnte.“

Der Aufſeher der Geſchenke reichte ihm Alles gerade in die Hand; eine Ehre, die dem erſten Miniſter nie widerfährt, — auch wieder ein Beweis, daß er bloß ſtolz iſt, wo die Sitten des Landes es erheiſchen.

Die Zobel-Pelze gefielen ihm außerordentlich, ſo daß er anfangs zweifelte, ob ſie nicht ſchwarz angemahlt ſeyen; — kein Wunder, den die, die wir auf den reichſten Chans ſahen, waren röthlich. Als der Geſandte ihn von der Echtheit überzeugte und noch hinzufügte, daß der Kaiſer mit eigener Hand ſie für ihn ausgewählt hätte, legte er plötzlich ſeine Hand auf das Fell und ließ ſie mit den Worten ruhen: „Ich wünſche, daß meine Hand zufällig den Ort berühre, „wo die des Kaiſers geruht; meine Freundſchaft iſt aufrichtig und „dauert ewig“

In die Spiegel ſah er ſehr oft und gern, und ſagte am Ende lächelnd: „Dieſe werden mich noch eitel machen.“ Den Elephanten ließ er mehrmahls ſpielen und bewunderte den Mechanismus. Er lobte das Coſtum der Ruſſiſchen Damen, und war überhaupt ſo zufrieden und aufgeräumt, daß er ſogleich zu allen Vornehmen im ganzen Lager den Befehl ſchickte: ſie ſollten her kommen, ſie ſollten Alle kommen und die Geſchenke bewundern, die der große Kaiſer ſeinem Freunde,

Digitized by Google

dem großen Schach, geſchickt habe; und dem Miniſter befahl er, auf der Stelle einen Courier nach Teheran zu ſchicken, damit man ſogleich in ſeinem Pallaſte einen beſondern Saal für die Geſchenke aufbaue. Ferner ſprach er: Wer die erſte Nachricht bringt, daß ſie glücklich angekommen ſind, erhält 1000 Tumanen (5000 Silber-Rubel) Belohnung; jede Verletzung aber verantwortet man mit dem Kopfe.

Die nähmliche Nacht noch brachte der Schach mit ſeinem ganzen Harem *) bey den Geſchenken zu, und befahl, den andern Morgen ſchnell einzupacken, um die Sachen ſogleich in Teheran zu haben. — Dem Ruſſiſchen Beamten, der die Geſchenke aus Petersburg geführt hatte, bath er ſich auch aus, um ſie nach Teheran zu begleiten und ſie dort aufzuſtellen. Täglich ließ er fragen, ob ſie nicht ſchon eingepackt wären, und als am Ende Alles fertig war, ſpielten ihm ſeine Aſtrologen einen Streich, und verſchoben die Abreiſe noch auf drey Tage. Selbſt an dieſem erwünſchten Tage führten ſie den Transport erſt ganz auf die entgegen geſetzte Seite des Weges von Teheran, indem ſie behaupteten, daß der Glücksſtern, unter dem dieſe Reiſe angefangen, auch dieſen Weg genommen habe.

Einen Nachmittag ſah ich einem ſonderbaren Vergnügen zu, welches der Schach ſich machte. Ein Schaf lag zuſammen gebunden in großer Entfernung vom Balkon, und die Kinder ſowohl als er ſelbſt ſchoſſen mit Pfeilen darnach. Keiner traf beſſer als er. Ein kleiner Sohn, ſchön wie ein Engel, ſtand neben ihm, und der Schach zeigte ihm ſelbſt den Gebrauch des Bogens.

Der Schach war faſt täglich auf der Jagd, und ſchickte jedes Mahl den Geſandten eigenhändig geſchoſſenes Wildpret. Früchte wurden auch oft in großen Quantitäten gebracht, aber meiſtens unreif.

Sehr geſchickt ſind die Perſer, in der größten Sonnenhitze immer Eis zu verſchaffen, ohne Eiskeller zu haben. Gott weiß, wo ſie es immer herſchleppen.

Des Abends war immer Muſik vor unſerm Lager, wozu ſich alle Perſer verſammelten, um zuzuhören. Die Muſik des Schachs ſpielte gerade auch um dieſe Zeit, welches einen ſonderbaren Lärm hervor brachte.

Alle Tage, und faſt den ganzen Tag über, exercirte die Perſiſche Infanterie vor unſerm Lager; ſie iſt aber mit der aus Tauris gar nicht zu vergleichen.

Die Schildwachen, die in unſerm Lager herum ſtanden, gaben ſich gegenſeitig die Flinten ab, wenn ſie irgendwo hin zu gehen

*) Er hatte nur 60 Weiber mitgenommen.

wünſchten, und man ſah nicht ſelten eine Schildwache mit vielen Flinten ſitzen. Überdieß mißbrauchten ſie auch oft die Macht ihres Poſtens, indem ſie die Perſer, welche, das Verboth nicht kennend, durch unſer Lager gehen wollten, nicht nur zurück wieſen oder anhielten, ſondern ſie auch plünderten, worauf wir denn ſelbſt immer heraus gelaufen kamen, und dem Beraubten das Seinige zurück gaben. Die armen Teufel hatten es aber auch ſchlimm; denn oft wurden ſie den ganzen Tag über nicht abgelöſet, wenn der Officier es vielleicht gerade vergaß. Manche waren aber nicht dumm, und gingen ſelbſt hin und erinnerten ihn daran!

Eine beſondere Art von Waffen ſind die kleinen Feldſtücke, die auf Kamehlen geführt werden. Der Chef davon, ein alter verdienter Oberſter, ließ einmahl einige Hunderte vor uns manövriren. Sie ſind ſo leicht, daß jeder Kanonier ſeine Kanone auf den Rücken nimmt, und ſo mit ihr herum läuft. Beym Schießen zielen ſie gar nicht, ſondern die Kanone liegt auf der Erde und feuert in Gottesnahmen. Sie agiren auch nicht anders als ſalvenweiſe, die denn doch ſehr ſtark ſind, und beſonders durch die Menge vielleicht ſchaden können. Mit einigen Verbeſſerungen wären ſie in Vorhuthen (Avant-Garden) gar nicht übel zu gebrauchen. Der Oberſte verſicherte uns, daß er es mit einer ganzen Armee aufnehmen wolle! Dieſe Kanoniere ſind wie die Bajazzo's gekleidet, und haben eine rothe Mütze mit Federn.

Die ganze Infanterie hat auch einige Mahl manövrirt, und beſonders ſehr gut ein Lauffeuer gemacht.

Von den ehemahligen Ruinen der großen Stadt Sultanie, die zu Chardin's Zeiten noch blühend und volkreich geweſen, ſind jetzt nur noch drey Metſcheen übrig, unter denen eine ſich beſonders durch Größe und Schönheit auszeichnet. Es iſt ein achteckiger Thurm mit einer runden Kuppel verſehen, die ein Meiſterſtück der Baukunſt iſt. Das Ganze iſt ungefähr 40 Schritte breit und 40 Faden hoch. Das Innere iſt mit Hieroglyphen ausgeziert, und hat oben eine Menge Zimmerchen und Gänge, die ehemahls zu vier kleinen Säulen führten, welche die Kuppel umgaben, von denen aber nur noch eine, inwendig mit einer Wendeltreppe verſehen, daſteht, ſo daß, wenn man auf die Spitze dieſer Säule gelangt, man mit der Spitze der Kugel gleich hoch ſteht.

Die übrigen Ruinen ſind häßliche Lehmhaufen, welche durch den Regen in ſo ſonderbare Figuren gewaſchen ſind, daß ein Europäer ſie unmöglich für Ruinen ehemahliger Wohnungen halten kann.

Nicht weit davon iſt ein kleiner Platz, umzäunt von einer ſchönen Mauer, der jetzt zu einem niedlichen Garten umgeſchaffen wird,

in deſſen Mitte ein Gebäude ſteht, wo der heilige Haſſani-Kaſchi ruht. Das Ganze iſt von dem jetzigen Schach erbauet, der während ſeinem Aufenthalte in Sultanie oft hinfährt, und in der Einſamkeit ſein Gebeth verrichtet.

Übrigens iſt in der ganzen Gegend keine Spur von Chriſtenheit, wie die Armenier behaupten. Es haben vielleicht in Sultanie Armenier gewohnt, ſo wie ſie noch jetzt in ganz Perſien zerſtreut ſind, und ganz die nähmliche Rolle, wie die Juden in Europa, ſpielen.

26.

Wir ſehen noch immer nichts von der gerühmten Aſiatiſchen Pracht. Die Häuſer ſowohl als Zelte ſind äußerſt einfach eingerichtet, und außer hin und wieder einigen hübſchen Teppichen, findet man auch gar nichts. Der vornehme Aſiate iſt reich gekleidet, das heißt: er hat einige ſchöne Shawls, einen Säbel und Dolch vom Vater noch geerbt, ſein Pferd geht in goldenem Geſchirre; das iſt aber auch Alles, was er beſitzt. Unterdeſſen haben wir die Bedienung, ſelbſt bey Miniſtern, faſt in Lumpen herumgehen ſehen. Wenn man alſo ſo etwas Pracht nennen will, daß der Herr ſein Bischen Vermögen immer auf ſich trägt, während ſeine Umgebung zerlumpt um ihn herum läuft, ſo hat man Recht; wenn man hingegen die Europäiſchen Häuſer, Möblements, Tiſchgeräthe, Equipagen und Bälle ꝛc. ſieht, ſo nenne ich das wirkliche Pracht, und keinem einzigen von allen dieſen Artikeln darf die höchſte Aſiatiſche Pracht auch nur im Mindeſten nahe kommen. Ich glaube alſo, daß dieſer Wahn von Aſiatiſcher Pracht noch von den Zeiten herrührt, als ſie wirklich ſchon auf demſelben Puncte der Pracht ſtanden, wo ſie noch jetzt ſind, und die Europäer wilde Völker waren.

Einen unermeßlichen aber geſchmackloſen Schatz beſitzt der Schach; einige Vornehme ſind ſehr reich, der Reſt aber iſt blutarm. Es kann auch nicht anders ſeyn; denn in Perſien haben ſie gar keine Idee davon, daß eine Summe Geldes Zinſen tragen könne, ohne ſich zu vermindern. Es exiſtirt gar kein Umſatz des Geldes. Weder ihre Staatsverfaſſung, noch ihre Begriffe von Ehrlichkeit erlauben, ſo etwas einzuführen. Das Reſultat davon iſt, daß der Reiche ſein Geld verwahrt und bey Wenigem davon zehrt, wenn er nicht Ausſichten hat, wieder welches zu erwerben; lebt er aber länger als er berechnet hatte, ſo iſt er am Grabe ein Bettler.

Die Furcht, ſein Capital zu überleben, macht den Perſer zum ſtinkenden Geitzhalſe. Diejenigen, ſo im Solde ſtehen, ſammeln wieder, um einſt nicht zu darben; die Miniſter, weil ſie nicht

wiſſen, wie lange ſie in Gnade ſtehen, und der Schach ſelbſt, ſitzen auf einem ungeheuern todten Schatze, welchen ſie dem ganzen Volke entziehen, und welcher bloß in Kriegszeiten zum Theil wieder unter die Leute kommt. Am Beſten iſt wohl der Landmann daran, welcher der Einzige iſt, dem ſein Capital gute Zinſen trägt, und der, wenn er nicht durch ſeine Religion überall verhindert würde, ein glückliches Leben führen könnte.

Man hat noch eine ſonderbare Meynung von den Perſern, als wenn ſie gezwungen wären, eine jede Sache auf der Stelle zu verſchenken, wenn ein Anderer ſie rühmt. Solches iſt aber weiter nichts, als eine Höflichkeit bey ihnen, gleich wie der Wirth des Hauſes faſt immer ſeinen Gaſt mit den Worten empfängt: Das ganze Haus gehört Ihnen, welches nicht mehr ſagen will, als wie wir in Europa ſchreiben und ſagen: Ihr gehorſamſter Diener, ohne es doch jemahls zu ſeyn. Sie verſchenken wirklich öfters Sachen, die man lobt, aber nur ſolche, die ſie leicht entbehren können, und auch das nur dann, wenn ſie überzeugt ſind, das Doppelte an Werth wieder zu bekommen; denn wieder beſchenken muß man. So iſt's auch bey ihnen Sitte, daß man die Bedienung reich beſchenkt, und das für jede Kleinigkeit. Oft ſchicken ſie ſich nur eine Blume, einen Apfel u. ſ. w., die man immer mit Gold aufwiegen muß. Die Ausgaben eines reiſenden Europäers in Perſien ſind daher fürchterlich. Man denke ſich, was eine Geſandtſchaft, an Trinkgeldern allein, täglich auszugeben genöthiget iſt.

Der Schach hatte bis jetzt die Gewohnheit, allen Europäern, welche an ſeinem Hofe erſchienen, ſogleich eine beſtimmte Summe Geldes auszuſetzen. Dieſe wurden Badſtubgelder genannt. Allein der Geſandte verbath ſich dieſes, und erklärte, daß es bey uns nicht Sitte wäre, Geldgeſchenke anzunehmen, ausgenommen von ſeinem eigenen Monarchen. Lange konnten ſie nicht begreifen, daß ein Unterſchied zwiſchen Geſchenk und Geſchenk Statt finde. Dem ungeachtet fingen ihre Beamten, die nichts lieber als Geld nehmen, an, es auch auszuſchlagen, ſo daß der Geſandte es durch andere Geſchenke erſetzen mußte.

Die Unterhandlungen gingen in raſchen Schritten fort. Der Geſandte hatte ſehr oft Zuſammenkünfte mit dem Schach und den Miniſtern, die ihn Alle, beſonders der Schach, ſo lieb gewonnen hatten, daß ſie wünſchten, er möchte doch immer in Perſien bleiben, und ſie wollten den Kaiſer darum bitten.

Eines Tages, als der Geſandte zum Schach ging, war ich gerade im Dienſte, und mußte ihn begleiten. Wir langten auf der großen Terraſſe des Schloſſes an, wo ein Zelt für den Geſandten aufge-

ſchlagen war, in welchem ihn der erſte Miniſter und der General-Adjutant Alajar-Chan empfingen. Gleich darauf erſchien der Schach auf dem Throne. Der General-Adjutant führte den Geſandten in den Audienz-Saal, und ich blieb mit dem erſten Miniſter im Zelte, wo er die Höflichkeit hatte, mich zum Sitzen zu nöthigen. Unten vor dem Schloſſe erſchienen einige tauſend Kurdiner, die alle einzeln vor dem Schach abgerufen wurden, und ſich tief bückten, indem ſie im vollen Galopp aus ihren Reihen heraus ſprengten. Der Miniſter fragte mich mehrere Mahl, wie mir die Cavallerie gefalle. Ich rühmte ſie, wie ſie es auch meiſtens verdiente. Ja, ſagte er, und ſie ficht nicht wie in Europa, wo ſie Alle zuſammen ſtehen, ſondern hier iſt die Tapferkeit eines Jeden einzeln zu ſehen. Bey Euch iſt es keine Kunſt, tapfer zu ſeyn. Ich wollte ihm ſeinen Wahn nicht rauben, und erwähnte bloß des Vortheils, den man hätte, in geſchloſſenen Reihen zu fechten. Nun ja, ſagte er, ihr Europäer habt immer etwas Neues und Beſſeres aufzutiſchen; aber die Türken, meynte er, hätten auch gar nichts, als ihre breiten Hoſen.

Der Begriff von den Türken iſt ſo gering, daß der Schach ſelbſt einmahl ſagte: Es iſt genug, ein Türke zu ſeyn, um gar nichts zu ſeyn. — Der Miniſter erzählte mir auch von einem Vorfalle, der Gott weiß vor wie langer Zeit geſchehen ſeyn ſolle, wo 500 Perſer bloß und allein nur mit Stöcken einige tauſend Türken in die Flucht gejagt hätten.

Nachdem die Heerſchau (Revue) vorüber war, kam der Stallmeiſter des Schachs, auf einem wilden Hengſt ſtehend, hervorgeſprungen, drehte ſich auf dem Pferde herum, das nicht in abgemeſſenem Galoppe ging, wie bey unſern Europäiſchen Künſtlern, ſondern in wilden Sprüngen, nach allen Seiten und in vollem Carriere. Bald blieb er am rechten Fuße hängen, und ſchleppte ſo Kopf und Hände, bald am linken Fuß; ſchwang ſich wieder auf's Pferd, ſtellte ſich gerade auf den Sattel, hob ein Bein in die Höhe; kurz, allerley Veränderungen, die fürchterlich anzuſehen waren, und wo unſer Herr Chiarini nur ein Schüler dagegen iſt. Der Miniſter fragte mich, wie mir das gefiele, und ich verſicherte ihm mit Recht, daß wir in Europa nichts Ähnliches hätten. Das iſt noch nicht der beſte Springer, ſagte er, der beſte wäre krank. Das glaubte ich ihm aber nicht, und hatte auch Recht; denn wir erfuhren nachher, daß dieſer der Einzige und in ganz Perſien der Erſte wäre.

Der Geſandte erſchien bald darauf und machte noch einen Beſuch bey dem älteſten Sohne des Schachs, Mahmed-Ali-Mirza, welcher ihn äußerſt zuvorkommend empfing und den Schach lobte.

Unter den Truppen, die noch vor dem Schloße verſammelt ſtanden, geriethen in Gegenwart des Schachs zwey Soldaten in Streit, und hieben mit ihren Dolchen um ſich. Eine ſolche Frevelthat wäre ſonſt auf der Stelle mit dem Tode beſtraft worden, der Schach aber verzieh ihnen, und ſagte: „Die Gegenwart der Ruſſiſchen Geſandtſchaft ſoll durch kein Blutvergießen entweihet werden; nur Freude ſoll unter uns herrſchen.“ Für einen unumſchränkten Beherrſcher, der gewohnt war, weit geringere Vergehen auf der Stelle mit dem Tode zu beſtrafen, war es doch wahrlich viel, ſich in ſo einem Augenblicke bemeiſtert zu haben.

Der erſte Miniſter lud die ganze Geſandtſchaft zu einem Mittagsmahle ein, wo wir uns den Nachmittag um 5 Uhr hinbegaben. In das Zelt, wo er uns empfing, hatte er ſchon früher Stühle tragen laſſen, und nachdem wir uns geſetzt hatten, wurde Thee mit Roſenwaſſer und Kallion präſentirt. Die ganze Bedienung ſtand unterdeſſen, nach Perſiſcher Sitte, rund herum und gaffte.

Bald darauf gingen wir in ein anderes Zelt, in deſſen Mitte eine Erhöhung von Erde aufgetragen war, die ſtatt Tiſch diente, aber ſo hoch gerathen war, daß die Gegenüberſitzenden höchſtens ihre Naſen ſehen konnten. Dieſer Tiſch, von ungeheurer Breite, war mit allerley Speiſen und Früchten beſäet. In der Mitte war ein ſchmaler Strich gelaſſen worden, deſſen Nutzen ich anfangs nicht begreifen konnte; aber kaum hatten wir uns geſetzt, ſo ſprangen die Bedienten auf den Tiſch, und präſentirten ſo, was einem Jeden gefällig war. Ich hätte viel darum gegeben, aus vollem Halſe lachen zu dürfen; wir mußten uns Alle Zwang anthun. Als aber einer aus Verſehen geradezu mit dem Fuße in eine Schüſſel voll ſaurer Milch trat, und ſein guter Nachbar, der ihn retten wollte, beynahe ſelbſt ſich auf einen Braten geſetzt hätte, da konnte man ſich des Lachens nicht mehr enthalten, und glücklicher Weiſe bewegte ſich die Unterhaltung des Geſandten mit dem Miniſter, die nichts bemerkt hatten, über einen Gegenſtand, der auch lächerlich war, ſo daß unſer Lachen nicht auffallen konnte. Der unvorſichtige Bediente ſchlich ſich beſcheiden weg, und hinterließ auf dem Tiſchtuche Spuren ſeines Fußbades. Außer dieſem gefährlichen Geſchäfte hatten die Bedienten auch noch große Fächer von Stroh, mit denen ſie uns die Fliegen von der Naſe weg wehten.

Obgleich beym erſten Miniſter, waren die Früchte doch alle ſo ſchlecht, und ich verliere ſchon ganz die Hoffnung, in Perſien gute Früchte zu eſſen.

Der Miniſter ſchickte einigen Herren von ſeinem eigenen Teller etwas Speiſe, welches die größte Ehre iſt, die Einem widerfahren

kann. Den Perſern wirft er es geradezu in den Mund, worin ſie ſehr geſchickt ſind. Hat man das Unglück, neben ſo einem vornehmen Herrn zu ſitzen, und er hat einen gar in Affection genommen, ſo knettet er mit drey Fingern in Fett gekochten Reis ſo lange zuſammen, bis ein Klumpen entſteht, welchen er dann mit lieblichem Lächeln ſeinem Nachbar in den ſchon offenen Mund ſchiebt.

Als wir aufſtanden, wurde ſogleich Waſſer zum Händewaſchen gereicht, und wir begaben uns wieder in das erſte Zelt, wo Kallion und Kaffeh gereicht wurde, und das Feſt hatte ein Ende, — das heißt für uns; denn um das Zelt, wo wir gegeſſen hatten, waren ſchon Hunderte verſammelt, die auf die Überbleibſel lauerten, welches, wie ich ſchon erwähnt habe, in Perſien Sitte iſt.

Den Tag darauf gab der Reichsſchatzmeiſter, Niſamut-Dewle, Gouverneur von Iſpahan, und der reichſte Particulier in ganz Perſien, der dem Schach jährlich 20 Pfund echte Perlen ſchenkt, der Geſandtſchaft auch ein Mittagsmahl. Man ſah einige Geſchirre von Gold, und es floß guter Iſphaner-Wein. Der Schiras-Wein iſt außerordentlich ſchwer in Perſien zu bekommen, es ſoll auch ſo wenig davon in Schiras gemacht werden, daß ich allen Europäern Glück wünſche, die ſich einbilden, Schiras-Wein zu trinken.

Der Geſandte erwiederte dieſe Gaſtereyen durch ein Feſt, wozu er alle Magnaten einlud. Unſer Lager war herrlich illuminirt. Die Herren ſaßen alle bey Tiſche, und wir machten die Honneurs, welches ihnen ſehr gefiel. Der erſte Miniſter, welcher vielleicht von der Geſchichte, daß ſein ungeſchickter Bedienter in die ſaure Milch getreten war, etwas erfahren haben mochte, lobte unſere Art, bey Tiſche zu ſitzen, und verſicherte, ſie gefiele ihm ſo wohl, daß er es ſich in Teheran auf eine ähnliche Weiſe würde einrichten laſſen. Die Muſik ſpielte und das ganze Perſiſche Lager war die Nacht um uns verſammelt. Der Schach ſchickte aus ſeinem Harem eine Menge Früchte, und ließ dem Geſandten viel Vergnügen wünſchen.

27.

Einige Tage darauf gab der Schach uns ein Feuerwerk. Den Nachmittag um vier Uhr verſammelten ſich alle Truppen um das Schloß, auch die Artillerie auf Kamehlen, die aber dieſes Mahl von Menſchen getragen wurde. Um unſere Muſik zu hören, wünſchte der Schach, daß ſie auch hin käme. Der Geſandte war mit dem Schach im Audienz-Saale, und wir blieben Alle auf der großen Terraſſe. Unten waren zwey Capellen, die Ruſſiſche und die Perſiſche, welche einander ablöſeten, und die ſonderbarſte Harmonie hervorbrachten.

Zwiſchen ihnen waren fünf kleine Knaben, Hoftänzer, die nach beyden Muſiken hüpften. Die beyden Seiltänzer waren auch da. In einiger Entfernung ſah man ein großes Feuerwerk aufgeſtellt, das ungefähr eine Werſte in's Gevierte einnahm. In der Mitte ſtand eine große Figur, die den Rieſen Ruſtan vorſtellte, neben ihm zwey Elephanten, dann noch Figuren, Pyramiden, Bäume, an denen Früchte hingen, und beſonders eine unzählige Menge Fontänen und Raketen. Dieſes Viereck war von den kleinen Kanonen, die auf Kameh-len geführt werden, umgeben, um noch mehr Lärm zu machen; außerdem war auch noch eine Batterie von großen Kanonen, die dazwiſchen feuerte. Im Centrum des Viereckes ſtand ein ungeheures Bouquet von Raketen. Dem Schach gefiel unſere Muſik ſehr. Er entließ ſie mit Belohnung, und begab ſich in ſeinen Harem, indem er dem erſten Miniſter und General-Adjutanten die Honneurs bey dem Geſandten überließ.

Es wurden viele Früchte, Thee und Kallion gereicht, während die Perſiſche Hofmuſik ſpielte und die Tänzer ſich durch widerliche Geberden auszeichneten. Dieſer Lärm dauerte bis es dunkel wurde, wo dann das Feuerwerk in der Entfernung mit großen Raketen anfing, die ſehr hoch ſtiegen. Die Artillerie feuerte nur ſelten; hin und wieder brannten Fontainen, Räder ꝛc. Dieſes iſt aber nicht im Perſiſchen Geſchmacke. Bey ihnen muß Alles plötzlich in die Luft fliegen. Dieſes geſchah auch unter furchtbaren Artillerie-Salven, und ich muß geſtehen, dieſer Augenblick war himmliſch; ſchade nur, daß er nicht länger dauerte. Der ganze Himmel brannte in verſchiedenen Feuern, und die Erde dröhnte. Dieſes Feuer löſete ſich in Funken auf, die millionenweiſe herrlich wieder zur Erde fielen, und ſo war das Feuerwerk zu Ende.

28.

Unſer Geſandtſchaftsmahler hatte die erſte Audienz beym Schach aus der Erinnerung ziemlich treffend dargeſtellt, und damit dem Miniſter Awdula-Wehab ein Geſchenk gemacht. Dieſer hatte ſie dem Schach ſelbſt gezeigt, welcher ſogleich den Wunſch äußerte, gemahlt zu werden, und nach dem Mahler ſchickte. Er zeigte ihm ſelbſt zwey Porträts, in denen er ſich getroffen glaubte, und wünſchte, eben ſo gemahlt zu werden. Es hatte ſeinen Grund; denn er war ſehr geſchmeichelt. Kurz, der Schach von Perſien that, was er noch nie gethan, ſetzte ſich auf den Thron, nahm eine leichte Stellung an, und ſagte zu dem Mahler: „Sie müſſen mich zwey Mahl mahlen, Eins behalte ich für mich, das Andere ſoll für Europa ſeyn.“ Der

Mahler war wohl der erſte Sterbliche, der den Schach ſo nahe ſah und gar vor ihm ſaß. — Der Schach ließ auch unſere Grenadiere kommen, die in ſeiner Gegenwart haben exercieren und marſchiren müſſen. Er lobte ſehr die Pünctlichkeit im Exercieren, die Kleidung, und entließ ſie mit Geſchenken.

Eines Tages ritt der Schach auf die Jagd, und trug ſeinem General-Adjutanten auf, uns ſeine Koſtbarkeiten zu zeigen. Dieſer empfing uns im Pallaſte, und nach einigen Erfriſchungen, wobey die Perſiſche Muſik ſpielte, führte er uns in die Schatzkammer. Hier ſahen wir den goldenen Thron mit großen Steinen beſäet; den ſchönen Teppich aus echten Perlen gewirkt, nebſt dem dazu gehörigen Ohrkiſſen; den Kallion, an welchem eine Menge Solitairs ſaßen. Auf einem großen Shawl-Teppich lagen zwey Kronen; eine Mütze mit einer brillantenen Feder; vier Dolche, unter denen der Giff des einen aus einem Stück Smaragd beſtand; zwey Säbel; ein diamantener Gürtel; eine Reihe der ausgeſuchteſten echten Perlen an Größe ſowohl als Schönheit, ſehr viele Schnüre; außerdem das berühmte Schild; ein diamantener Knüppel; drey Kleider, ganz mit Perlen und Solitairs durchwirkt.

Alle dieſe Sachen wären jedoch nichts im Vergleiche derjenigen beyden Armbänder, an denen zwey Solitairs ſitzen, von faſt eben ſo großen umringt, deren Länge, Breite und Höhe ich ſelbſt eigenhändig gemeſſen, und deren Abbildung man hier ſehen kann. Der Eine heißt: Dariainur (das glänzende Meer), der Andere: Kuinur (der glänzende Berg). Das Gewicht habe ich auf Verſicherung des Schatzmeiſters beygefügt, und ich kann alſo nicht dafür ſtehen; die Größe aber und die Figur ſind genau. Die Abbildung iſt um deſto ſeltener, da der Schach noch nie Jemanden ſeinen Schatz hat zeigen laſſen. Das Waſſer dieſer Steine iſt außerordentlich rein.

Es drängte ſich unwillkührlich der Gedanke auf: Großer Gott! wie viele Millionen Familien könnten von dem allein glücklich gemacht werden, was in dieſer kleinen Stube liegt, und es liegt da ohne allen Nutzen. Man behauptet, daß dieſe Steine noch vom Schach Nadir aus Indien ſeyen mitgebracht worden, wo er ſie dem Groß-Mogul bey der Eroberung von Delly abgenommen habe. Damahls wurde auch der Thron vom Mogul genommen, der einen Pfau vorſtellte, welcher auf einem Gerüſte von gediegenem Golde, das drey Stufen bildete, ruhete. Dieſer Pfau ſowohl, als noch viele andere Koſtbarkeiten, befinden ſich in Teheran. Die Arbeit iſt aber ſehr plump, ohne allen Geſchmack, und hin und wieder mit emaillirten Blümchen verſehen.

Der General-Adjutant, der uns den Schatz zeigte, übergab

dem Geſandten im Rahmen des Schachs zwey Porträts in Lebensgröße. In dem einen ſitzt der Schach auf dem Throne, in dem andern auf ſeinem reichen Teppiche. Sie ſind beyde nicht übel gemahlt, beſonders ſind die Farben ſehr ſchön und die Genauigkeit der Kleider und die Verzierungen in's Unendliche getrieben, welches man überhaupt in den Aſiatiſchen Mahlereyen bemerken wird.

In Hinſicht der Mahlerey finde ich, daß Perſien mit China ganz auf einer Stufe ſteht. Man hat ſogar den nähmlichen Geſchmack des Bunten; nur verſtehe ich unter China nicht die Mahler in der Stadt Canton, die, um den Europäern das Geld abzugewinnen, das Mahlen mit großem Eifer treiben, und ich ſelbſt habe in Canton die berühmte Schönheit, Madame Recamier, meiſterhaft auf Glas gemahlt geſehen. Überhaupt ſuchen ſie dort auf alle Art Sachen hervor zu bringen, die den Europäern angenehm ſind. So findet man dort zum Beyſpiel die ſchönſten Boſtonmarken aus Perlenmutter gearbeitet, und dergleichen mehr.

Da bey den Perſern ein Porträt, beſonders dasjenige des Schachs, faſt eben ſo geachtet wird, als das Original; ſo that der Geſandte ihm die Ehre an, dieſe beyden Porträts von von uns Allen bis in's Lager tragen zu laſſen, wobey unter Weges uns die nähmliche Ehrenbezeigung von den Wachen und dem Volke widerfuhr, als wenn es der Schach ſelbſt wäre.

29.

Der Geſandte hatte mit ſo vielem Eifer und ſo glücklich die Unterhandlungen betrieben, und ohne Schmeicheleyen zu ſagen, mußte er ſich ſelbſt alles verdanken, daß die Geſchäfte zur Zufriedenheit der beyden Mächte am 27. Auguſt beendigt und unterſchrieben waren, und der Schach den Nachmittag an dieſem Tage zur Abſchieds-Audienz feſtſetzte.

In Perſien wird man nie ohne Geſchenke entlaſſen. Gewöhnlich werden dieſe am Abſchiedstage gebracht, und man muß mit ihnen vor dem Schach erſcheinen. Es war auch immer Sitte, daß man den geſchenkten Ehrenhalat *) anzieht; der Geſandte erklärte aber, daß man bey uns über eine Uniform, die vom Kaiſer gegeben ſey, nichts anziehen könne, ohne ſie zu beleidigen. Der Schach war hierin

*) Ein Oberkleid, das der Schach als beſondere Gunſt und Auszeichnung den Chans verleiht. Es iſt von Stoff, und ſieht aus wie ein Schlafrock; das Volk bückt ſich aber davor.

auch ſo delikat, nachzugeben, und machte mit unſerer Geſandſchaft die erſte vielleicht, auch die letzte Ausnahme. Er ſchickte uns daher auch keine Halats, ſondern der Stoff blieb in Stücken. Den Morgen um eilf Uhr wurden wir Alle in das Audienz-Zelt berufen, um die Geſchenke des Schachs zu empfangen. Sie bildeten einen langen Zug, der langſam vom Schloſſe hergeſchritten kam. Einige vornehme Chans marſchirten an der Spitze; die Träger gingen in Reihen, und hatten große Präſentirteller auf den Köpfen, die mit weißem Zeuge bedeckt waren, unter denen die Geſchenke lagen.

Das Volk grüßt alles ehrerbiethig, was vom Schach kommt. — Mehrere von uns gingen einige Schritte, der Ehre halber, dem Zuge entgegen, der, nachdem er bey uns angelangt war, die Teller alle niederſetzte.

Der eine Chan ſagte dem Geſandten, daß der Schach alle dieſe Geſchenke der ganzen Geſandtſchaft ſende, als Beweis ſeines Wohlwollens und zum Andenken an Perſien. Bey jedem Geſchenke lag ein Zettelchen, auf welchem mit Benennung der Sachen der Nahme desjenigen ſtand, dem es zukam.

Der Geſandte erhielt nebſt vielen reichen Geſchenken auch den Sonnen- und Löwen-Orden der erſten Claſſe; mehrere von uns die zweyte, und einige die dritte Claſſe.

Die Geſchenke waren ſehr unbedeutend; denn ein jeder, ausgenommen die beyden Geſandtſchaftsräthe, erhielten nur einen Shawl und zwey Stücke Stoff. Die Shawls waren meiſtens durchlöchert und zuſammengenäht, und ich wünſchte, daß Seine Majeſtät, der Schach, es erführe, wie ſchrecklich er von ſeinen Untergebenen hintergangen wird, welche die Geſchenke umtauſchen, ſo daß ein Shawl, der vom Schach kommt, vorher wohl fünf Mahl von Hand zu Hand umgetauſcht wird, ehe der Beglückte ihn erhält!! — —

Den Nachmittag um 5 Uhr zogen wir, mit den neuen Orden decorirt, in nähmlicher Ordnung wie das erſte Mahl zur Abſchieds-Audienz. Der Ort und die Introducirung waren die nähmlichen, wie bey der erſten Audienz. Der Schach war äußerſt freundlich, und verſicherte mit ſeiner gewöhnlichen Liebenswürdigkeit, daß er uns Alle liebgewonnen habe, daß wir durch unſer Betragen die Achtung aller Perſer erworben hätten, und daß er ſelbſt der Erſte ſey, der von unſerer Ankunft an eine ganz andere Idee von den Ruſſen gefaßt hätte. „Ich habe ſie bis jetzt nicht gekannt, meine lieben Nachbarn!“ ſchrie er mehrere Mahl.

Der Geſandte ſagte ihm, daß ein jeder von uns durchdrungen von ſeiner Güte wäre, und daß dieſer freundſchaftliche Empfang von einem ſo großen Monarchen, ſich gewiß auf ewig in unſern dankba-

ren Herzen eingeprägt hätte. — „Das wünſche ich!“ ſchrie der Schach; „wir ſind jetzt Freunde auf immer!“ Da ihr die Erſten ſeyd, die mir ſo gefallen haben, und ihr eine große beſchwerliche Reiſe zu mir gemacht habt, ſo bitte ich meinen großen Freund, Euern Kaiſer, daß er Euch Alle belohne. Du, ſagte er zu dem Geſandten, haſt mir beſonders gefallen, und ich bitte Dich, mir ein Paar Kronenleuchter aus Petersburg zu ſchicken; ſie müſſen groß und aus geſchliffenem Glaſe ſeyn!

Er überreichte eigenhändig dem Geſandten ein Schreiben an den Kaiſer, mit Betheuerung ſeiner aufrichtigen Freundſchaft; er ſchien ſogar ſehr gerührt dabey. Auch der Geſandte wurde es, und der Schach ſagte dem erſten Miniſter mehrmahls, der Geſandte muß ein gefühlvoller, guter Menſch ſeyn!

Darauf entſtand eine Pauſe, in der es wirklich ſchien, daß der Schach mit ſich ſelbſt kämpfte, und er am Ende ſagte: Ich kann das Lebewohl nicht ausſprechen. Hier empfahl ſich der Geſandte. Der Schach ſchrie noch viel Mahl nach: Hoſchkeldy! Hoſchmamedy! und ſah uns mit Wohlwollen nach, bis wir vor dem Mann mit dem ſilbernen Knüppel vorbey waren.

Darauf kam der General-Adjutant, und ſagte dem Geſandten, es wäre Sitte, daß man ſich vom Schach eine Gnade ausbäthe, worauf der Geſandte um die Beförderung des Naſar-Ali-Beck und Mamat-Ali-Beck zu Chans bath. Der Schach ließ ſagen, daß er letzteren nie dazu befördert haben würde, daß er aber dem Geſandten nichts abſchlagen könne.

Den andern Morgen machten ſie Beyde als Chans dem Geſandten die Aufwartung. Erſterer hatte es durch ſein muſterhaftes Betragen vollkommen verdient; Letzterem aber wurde es mehr deßwegen zugeſchanzt, weil er in Petersburg vom Kaiſer Gnadenbezeigungen erhalten hatte.

Vom Schach will ich nur noch ſagen; wir haben uns überzeugt, daß er der liebenswürdigſte und geſcheidteſte ſeines Volkes iſt, und alſo kein Wunder, daß er ſchon 20 Jahre regieret.

Mit dem Perſiſchen Orden erhielten wir auch Reſcripte, die Firman genannt werden, welches ſo viel bedeutet, als Befehl des Schach.

Man wird ſich des Miniſters Awdul-Wehab erinnern, mit dem ich eine Unterhaltung über die Aſtronomie gehabt habe, und der mich noch jetzt bittet, ihm ein Buch in zwey Theilen über die Sterne zu ſchreiben. Dieſer nähmliche nun führt die Hauptfeder in allen Staatsgeſchäften, und hat auch alle unſere Firman's geſchrieben. Außer dem Geſandten hat er allen das nähmliche in dem Firman wiederhohlt. Mir ſelbſt

wollte er aber durchaus etwas Paſſendes auf die Aſtronomie ſchreiben, und ich füge hier die Überſetzung bey, indem ich einem Jeden Glück wünſche, der klug daraus werden kann.

Im Nahmen des heiligen Gottes!

*) (L. S.) In dieſem Siegel ſteht geſchrieben:

Kraft der Vorſehung, das Reichsſiegel dieſes Jahrhunderts in der Regierung des Schachs Fet-Ali.

Das Reich gleicht der Göttlichkeit, ſein Befehl iſt, wie folgt:

Von dem Tage an, als der Baumeiſter der Vorſehung die Lage und den feſten Grund des Reichs ſichtbar machte, und mit einem tiefſinnigen Umriß den Plan des Hauſes zum Reiche auf der Karte ſeines Willens beendigte, und bis zur Unendlichkeit die erſte der geraden Colonnen ſeine Beſtändigkeit erhoben hatte, indem er die Richtſchnur unſers ewigen Glückes, ſo wie auch die unermeßlichen Seiten ſeiner Beſtändigkeit zog, und durch Herabſendung der Strahlen der Allmacht, in hohem Glanze erſchien: unſer gerader Gedanke und Willen iſt, uns mit allen Reichen zu vereinbaren, um die Grundlage des unſrigen noch mehr zu befeſtigen; der Glanz dieſes Vernehmens rührt von der Sonne der Unternehmungen des Schachs her!—

In dieſer frohen Zeit, als das ewige Ruſſiſche Reich glücklich durch Übereinſtimmung und Vereinigung mit unſerem glücklichen und wohlverwahrten Reiche und Sterne **) der beyden allergrößten Reiche auch im Bunde ſtehen, ſo wie unſere Freundſchaft und erprobte Aufrichtigkeit, haben wir im Centro unſeres geneigten Herzens beſchloſſen, daß ein jeder, der ſich im Schatten dieſes ewigen Reiches befindet, und der mit beharrlicher Mühe die Stufen des Eifers in beyden Reichen durchläuft, und der fleißig auf dem Wege des Dienſtes in beyden ewigen Reichen wandert, — Seine Ehrenbezeigungen zu vermehren und durch Äußerung einer Wohlthat unſers gnädigen Wohlwollens ihm einer Auszeichnung zu würdigen, und durch Vollbringung unſerer Monarchen-Gnade, ſchenken wir ihm unſere Neigung zur Erweiterung ſeiner Ehre; — die Ergänzung und der Inhalt des Geſagten iſt: daß in der Zeit, als der Hochbetitelte, Hochſtehende, der Vornehmſte durch die Begleitung ſeines Poſtens, der Klügſte, der Beſtändige, der Alles Durchſchauende, der Tapfere, Vertraute des kaiſerlichen Hofes, Orden und Güte Alexanders tra-

*) Sollte dieſes Werk in's Ruſſiſche überſetzt werden, ſo muß man durchaus die Ruſſiſche Überſetzung haben, die bey mir liegt, ſonſt verliert es ganz den Sinn des Originals.

**) Ich ſagte ihm, der Jupiter wäre ein Scorpion.

gend, geſchmückt mit Bändern des Ruhms und Macht, Anführer der Truppen zur Ehre, General-Lieutenant Jermoloff, der große Haupt-Commandeur und Geſandte des berühmten Ruſſiſchen Reichs, deſſen Verſtand dem Jupiter und ſeine Gedanken dem Merkurius gleichen, — auf beyderſeitiges Verlangen bey unſerem gerechten Hofe angelangt iſt, haben wir die Ehre und Ruhm eines jeden erweitert, der ſich in ſeiner Begleitung befand, indem wir ihm den gehörigen Orden verliehen; unter dieſe Zahl gehört: der Hochgelobte, der Hochſtehende, Kluge, beſonders Kluge Auswahl der vornehmen Chriſtenheit, Kapitän Cotzebue, Architector, der wie ein Cirkel im Dienſte der beyden hohen Reiche, den Kopf des Gehorſams auf der Erde der Unterwürfigkeit hält, und in der Baſis der Freundſchaft der beyden ewigen Reiche gleichſam wie ein Punct, nie den Fuß aus dem Striche des Eifers ſetzen wird; — und aus den Zahlen und Tafeln ſeiner Handlungen erſcheinen Figuren vornehmer Dienſtleiſtungen, ſo wie die Offenbarung ſeiner Geheimniſſe durch Talente, in abgemeſſenen Theilen der Wiſſenſchaft und der Weltordnung Fahnen auffetzt; — der Trabant *) ſeiner Einbildung geht um die Welt, und der Stern ſeiner Treue erhebt ſich längs den Stufen der geleiſteten Dienſte bis in die höheren Regionen, weßwegen wir ihn größerer Ehrenbezeigung halber auszeichnen wollen, indem wir ihm den Sonnen- und Löwen-Orden mit Diamanten verleihen, welches Zeichen die treuen Diener in Perſien auszeichnet, um damit er fleißig ſich bemühe im Dienſte der beyden ewigen Reiche, und noch mehr Eifer dem freundſchaftlichen Einverſtande beyzulegen.

Es wird hiermit anbefohlen, daß die hochgelobten, geachteten, glücklichen Journaliſten meiner ſeeligen Kanzley die Verleihung dieſes Ordens einſchreiben und anerkennen.

Geſchrieben im Monath Niwala 1232 Canri.

Das Original iſt unterzeichnet von den Miniſtern Mirza Jeſſi, Awdul-Wehab, Firidun, Muhammed Huſſein, Muhammed-Seki, Meria, Slnul-Abedina, Jasdul-Lacha, Muſſa-Jbni-Kiagina, Niſamud-Dewle, Merſuma.

Aus dem Perſiſchen überſetzt in's Ruſſiſche von dem Rath der Geſandtſchaft, Herrn wirklichen Staatsrath und Ritter Negri.

30.

Die letzten Tage unſers Aufenthaltes vergingen in gegenſeitigen Beſuchen unter den Miniſtern, die alle dem Geſandten verſicher-

*) Das iſt der Menſch ſelbſt.

ten, daß der Schach und ſie Alle ſo von ihm eingenommen wären, daß eine wahre Traurigkeit ſie überfallen habe. Der erſte Miniſter ſoll ſogar noch eine Thräne gefunden haben. Es heißt, daß der Schach die Ehre, die Geſandtſchaft während unſerm ganzen Aufenthalte in Sultanie zu bewirthen, dieſem Miniſter überlaſſen habe, der für den reichſten in ganz Perſien gilt.

Sieht der Schach jemanden zu reich werden, und es gefällt ihm nicht, ſo hat er eine gar liebenswürdige Manier, ihn bald arm, auch wohl gar zum Bettler zu machen. Er ſendet ihnen nähmlich täglich eine Speiſe aus ſeiner Küche, für welche Ehre man dem Schatzmeiſter nicht weniger als 1000 Dukaten überſchicken muß. Wird dieſes einige Wochen fortgeſetzt, ſo iſt es natürlich, daß der Reichſte arm wird. Will der Schach ihn nun vollends ruiniren, ſo beſtimmt er einen Tag, an dem er bey ihm zu Mittag ſpeiſet, und dieſe Ehre bringt jenen an den Bettelſtab!

Die Witterung hatte ſich während unſers Aufenthaltes in Sultanie nie verändert. Ein äußerſt ſtarker Wind blies regelmäßig vom Morgen bis auf den Abend. In der Nacht war es ſtill, aber ſehr kalt, indem der Thermometer immer auf ½ Grad Wärme ſtand, öfters auch auf dem Gefrierpuncte. Am Tage war die Hitze im Durchſchnitte 19 Grad Reaumur.

Am 14. Auguſt Nachmittags fiel ein ſtarker Hagel von der Größe einer Nuß, der über eine Viertelſtunde dauerte und den ganzen Horizont weiß färbte. Dieſes, und die Kälte des Nachts im 36. Grade der Breite, beweiſen deutlich, daß Sultanie ſehr hoch über der Meeresfläche liegen muß. Es ſoll hier auch ein ziemlich dauerhafter Winter ſeyn. Welch ein Unterſchied ſchon im Vergleiche mit Samanarchien, das nur 12 Werſte davon liegt, und zwar nördlicher.

Daher ſind auch hier die giftigen Thiere nicht ſo gefährlich; denn zwey von den Unſrigen ſind von Scorpionen geſtochen worden, und haben, außer einer kleinen Geſchwulſt, die bald verging, an keinen Folgen gelitten.

Ein Muſikant ſtarb hier am Schlage; alſo haben wir im Ganzen ſchon vier Mann verloren.

Übrigens muß das Klima hier ſehr geſund ſeyn; denn Keiner von uns bekam das Fieber; Einige verloren es ſogar, die damit herkamen. Nur iſt der ewige Staub, der überall und durch alles dringt, unausſtehlich. Den 29. Auguſt verließ die Geſandtſchaft das Lager von Sultanie, und wir langten am nähmlichen Abend noch in der Stadt Sangan an, wo der Geſandte den 30. blieb, um den Nahmenstag des Kaiſers zu feuern. Es war Illumination und Muſik, und

das ganze Volk drängte ſich um ſo lieber zu unſerer frohen Geſellſchaft, als ihnen bekannt gemacht worden, daß der Schach uns beſonders gnädig empfangen und ewige Freundſchaft mit unſerm Kaiſer geſchloſſen hätte.

Den 9. September zogen wir abermahls in Tauris ein. Der Militär-Gouverneur und die Engländer kamen dem Geſandten entgegen. Mr. Withloke und Campbell waren aus Sultanie ſchon hier angekommen, und befanden ſich auch unter ihnen.

Der Geſandte hatte wegen Gränz-Angelegenheiten hier noch Manches abzumachen, welches unſern Aufenthalt eilf Tage lang verzögerte.

Wir lebten mit den braven Engländern, die faſt ganz Europäiſch eingerichtet ſind, ſo luſtig, daß wir oft vergaſſen, in Perſien zu ſeyn. Mr. Campbell hatte einmahl die Güte mir zu verſichern, daß wohl ſelten eine Geſandtſchaft im Durchſchnitte aus ſo vielen liebenswürdigen, gebildeten Leuten beſtände, wie die unſrige; wir können aber ohne Schmeicheley Herrn Campbell verſichern, daß wir noch nie ſo eine Menge liebenswürdiger, geſelliger Engländer, als die in Tauris, beyſammen gefunden haben. Die Entfernung vom Vaterlande trägt freylich nicht wenig dazu bey.

Den 15. September feyerten wir in Geſellſchaft der Engländer das Krönungsfeſt des Kaiſers, wozu Abas-Mirza die Aufmerkſamkeit hatte, uns ein Feuerwerk zu ſchicken.

Den Tag vor der Abreiſe ſchickte Abas-Mirza einem Jeden einen Shawl, und dem Oberſten Jermoloff, Vetter des Geſandten, gab er einen Ring, den er vom Finger zog, mit einer hübſchen Beruſa.

Als der Geſandte die Geſchenke des Kaiſers dem Abas-Mirza überreichte, unter denen ein Porzellan-Service, eine brillantene Feder ꝛc. ſich befanden, zog er bloß eine prächtige Flinte und einen Säbel heraus, indem er ſagte: „Dieſes gehört mir; das Übrige iſt viel zu ſchön für mich, und gehört dem Schach.

Den 20. September verließen wir Tauris. Wir hatten das ſchönſte Reiſewetter, die Hitze war ſehr erträglich, und immer heiterer Himmel.

An dem Tage, wo wir Maranda verließen, erhielt der Geſandte die traurige Nachricht von dem Tode des Generals Kutuſoff, der in der Abweſenheit des Geſandten die Truppen in Gruſien commandirt hatte. Dieſer Mann hatte die Achtung und Liebe Aller gewonnen, die ihn nur kannten, und hat die Thräne hochverdient, die Mancher um ihn vergoß. Der Geſandte verlor an ihm einen Buſenfreund, und Rußland einen geſchickten General, der es einſt weit

gebracht hätte. Der Kaiſer nimmt ſich der Witwe und der lieben Kinder gnädig an.

Den 24. September paſſierten wir den Araxe, und obgleich der gerade Weg nach Nakatſchewan nicht längs dem Fluſſe führt, ſo wählten Mehrere von uns dieſen Weg, um die Ruinen der alten Stadt Julfa zu beſehen, ohne daß ein Perſer davon wußte, noch uns bemerkt hatte. Ein Stück von der Brücke, ein kleiner unanſehnlicher Thurm und ein Kirchhof von ungeheurer Größe iſt Alles, was man noch ſieht. Der Fluß ſchlängelt ſich romantiſch zwiſchen gräulichen Felſenklüften bey den Ruinen herum. Ein kleines Armeniſches Dorf liegt einſam zwiſchen dem grauen Alterthume. Die Einwohner kamen uns freudig entgegen; denn ſehr ſelten iſt es ihnen vergönnt, einen Chriſten zu ſehen, und ſie beklagten ſich ſehr über Bedrückung von Seiten der Regierung. Wir ſind nicht die einzigen Chriſten, ſagten ſie, die hier gleichſam im Schooße der Natur Schutz ſuchen; der Fluß geht hier weiter, in noch gräßlichere Felſenklüfte hinein, wo auch fromme Chriſten dulden, und wie wir, einſt auf Erlöſung hoffen.

Da der Umweg nicht ſehr groß iſt, ſo entſchloſſen wir uns, den Araxe hinauf zu gehen bis unweit Nakatſchewan, wo ſeine Ufer wieder gänzlich flach werden. Ein ſchmaler Steg führte längs den ſteilen Ufern des Fluſſes, die am Ende ſo hoch wurden, und nahe zuſammen ſtießen, daß wir von der Sonne nichts mehr ſahen, und vollkommen ein zweytes Dariella im Kaukaſus vor uns hatten. Auf halbem Wege lag ein ärmliches Dorf. Der reißende Fluß erlaubte nicht, hinüber zu ſetzen. Die Einwohner winkten uns freudenvoll, und blieben traurig am Ufer ſtehen, als wir weiter mußten.

Unſer Führer verſicherte uns, daß hinten auf einem hohen Felſen ein Kloſter läge, wo bloß ein mit dem Wege bekannter und ſehr geübter Kletterer hinauf kommen könnte. Die Gegend ging immer fürchterlicher dem Fluſſe hinauf. Wir mußten oft vom Pferde ſteigen, um eine Lücke zu überſpringen, die in dem geborſtenen Granite ſich formirt hatte, und wo man in ein Dunkel hinein ſchaute, als wir endlich plötzlich bey einer Wendung des Fluſſes von einem niedlichen Kloſter und einem kleinen Dörfchen überraſcht wurden.

Die Einwohner, die vermuthlich erſt glaubten, daß es Perſer wären, liefen in Unordnung durch einander; als ſie aber, kaum ihren Augen trauend, Chriſten kommen ſahen, kamen ſie uns Alle entgegen. An ihrer Spitze ging ein ehrwürdiger Geiſtlicher, der uns mit thränenden Augen bewillkommte. Die Glocken läuteten, und der ganze Zug ging in die Kirche, wo ein Gebeth verrichtet wurde,

in welches die ganze Gemeinde, Alt und Jung, mit einſtimmte, und am Ende laut weinte.

Nach beendigtem Gottesdienſte lagerten wir uns Alle auf einem grünen Platze, und ein jeder Bauer brachte das Beſte, was er hatte, um es mit einem Chriſten zu theilen. Die Geiſtlichkeit hatte, wie gewöhnlich, den beſten Wein. Wir ſchieden am Ende von dieſen guten Leuten, denen wir ſo viel Troſt gegeben hatten, als wir konnten.

Lange ſahen ſie uns noch nach, bis wir den Berg beſtiegen, von wo aus die Gegend bis Nakatſchewan flach zuläuft und zu unſern Füßen die kleine Feſtung Baſſarabas lag. Da verloren wir das Kloſter aus dem Geſichte, und langten ſehr zufrieden mit unſerm Umweg im Nachtlager an.

Dieſe kleine leidende Chriſtengemeinde, die an den Felſenufern des Araxes Schutz geſucht hatte, lebt von Fiſchfang und Viehzucht. Das Vieh wird aber auf ſteilen Felſen herum getrieben, wo ich in meinem Leben nicht geglaubt hätte, daß ein Menſch hinauf kommen könnte, viel weniger denn ein dicker Ochs.

Sonderbar genug bilden die Ufer des Araxes, die überall ſo flach ſind, hier einen Granitkeſſel.

Den 29. September langte die Geſandtſchaft in Erivan an, wo unſer Lager in dem Garten des Sardars ſelbſt am Fluſſe aufgeſchlagen war.

Der Sardar ſelbſt war in Tauris. In ſeinem Luſthauſe aber waren eine unzählige Menge verſchiedener Früchte um das Baſſin herum geſtellt, die uns bey der Hitze recht wohl thaten. Sein Haus ſtand jenſeits des Fluſſes ganz nahe unſerm Lager gegen über. Was Wunder, daß die Weiber, deren er 60 hat, alle ſehr gierig aus den Fenſtern guckten. Unſere Perſpective geriethen in große Thätigkeit, und man ſah manches niedliche Geſichtchen traurig in die freye Natur ſchauen. Einige Kleidungen waren auch nicht übel. Dieſes ſeltene Schauſpiel mochte wohl einige Stunden gedauert haben, als ein Eunuch ſich in unſerm Lager meldete, und gar verbiethen wollte, auf die Weiber zu ſehen; da er aber ſah, daß man ihm unter die Naſe lachte, ſo ging er weg, und wir ſahen ihn bald mit einem fürchterlichen Stock unter den Weibern wirthſchaften. Alle liefen davon, ausgenommen Eine, die wohl der Liebling und ſtark ſeyn mußte; denn ſie riß dem Eunuch den Stock aus der Hand, ſchlug derb auf ihn los, warf den Stock aus dem Fenſter, und blieb ſelbſt noch eine Viertelſtunde ſitzen, worauf ſie aufſtand und das Fenſter zumachte. Bald darauf wurden alle Laden verpicht und die Freude hatte ein Ende.

Den 2. October betraten wir mit großem Jubel unſere Grän-

zen, auf denen uns eine Menge Koſaken und eine Compagnie Grenadiere nebſt einer Kanone empfingen. Das Perſiſche Gefolge wurde von dem Geſandten reich beſchenkt und entlaſſen; ausgenommen Naſar-Ali-Chan, der nähmliche, welcher durch Fürbitte des Geſandten zum Chan gemacht worden, und welcher uns noch einige Märſche begleitete, weil der Geſandte ſowohl, als wir Alle, ihn liebgewonnen hatten. Er verließ uns am Ende ſehr gerührt, und der Geſandte gab ihm außer vielen reichen Geſchenken, noch eine brillantene Doſe mit einem Schreiben, daß er ſie für ſein braves Betragen von der ganzen Geſandtſchaft zum Andenken erhalten habe.

Den 10. October langte die Geſandtſchaft in Tiflis an, an welchem Tage ſie gerade ein Jahr vorher auch angekommen war.

Gewiß werden alle meine Reiſegefährten von ganzem Herzen in den Dank mit einſtimmen, den wir unſerm Chef öffentlich abzutragen ſchuldig ſind. Er hat uns Alle mit einer freundſchaftlichen Schonung behandelt, und hat brüderlich manche ſchwere Stunde mit uns getheilt. Seinem Herzen macht dieß Ehre. Um uns Alle hat er unmerklich ein trautes Band geknüpft, welches die Trennung in Tiflis ſehr ſchwer gemacht hat.

Digitized by Google

Reiſe
nach
Braſilien
in den Jahren 1815 bis 1817.

Von
Maximilian
Prinz zu Wied-Neuwied.

Erſter Band.

Mit einer Karte der Oſtküſte von Braſilien.

Wien 1825.
Bey Kaulfuß und Krammer, Buchhändlern.

Google

MUSEUM

DER

NEUESTEN UND INTERESSANTESTEN

REISEBESCHREIBUNGEN

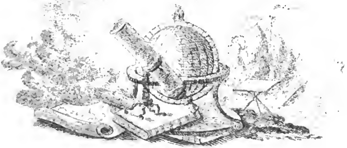
FÜR GEBILDETE LESER.

VOLLSTÄNDIG

NACH DEN ORIGINALAUSGABEN

MIT KARTEN UND KUPFERN

VII. BAND.



Wien 1825.
Bey Kaulfuß und Krammer, Buchhändlern.

Digitized by Google

Einleitung.

Dem Streben, das Gebieth der Natur- und Erdkunde durch Reiſen in fremde Welttheile zu erweitern, legten eine lange Reihe verhängnißvoller Jahre hindurch immer ſich erneuernde Kriege mannigfaltige Hinderniſſe in den Weg, und das durch dieſe Hinderniſſe minder gebundene England lieferte faſt allein noch für dieſen Theil des wiſſenſchaftlichen Forſchens einige Bereicherungen. Der endlich wieder hergeſtellte Friede der Völker gewährt bey manchen andern frohen Ausſichten auch die, daß nun wieder von der Sehnſucht nach neuen Entdeckungen in der Natur begeiſterte Männer mit günſtigem Erfolge bedeutendere Reiſen unternehmen und die gefundenen Schätze ihren, durch Verhältniſſe, Neigung und Beruf an den vaterländiſchen Boden gefeſſelten Landsleuten mittheilen können. Möge eine lange Dauer des Friedens uns dieſe erfreulichen Ausſichten ſichern!

Der Blick der Naturforſcher war lange Zeit vorzüglich auf Braſilien gerichtet, dieſes glücklich gelegene, der Wißbegierde reiche Ausbeute verſprechende, und doch dem Forſcher früherhin ſo ſorgfältig verſchloſſene Land.

Die alten Nachrichten einiger Reiſenden, die Mittheilungen Spaniſcher und Portugieſiſcher Seefahrer, die gründlichern endlich, welche die Jeſuiten uns gaben, und die Beobachtungen Marcgraf's und Piſo's, machten die ärmliche Literatur jenes vorlängſt entdeckten und ſo intereſſanten Landes aus. Seit langer Zeit indeſſen

haben ſich die Verhältniſſe, die ehedem die Erforſchung Braſiliens erſchwerten, ſehr wohlthätig verändert. Ungünſtige Umſtände bewogen den Monarchen, ſich ſelbſt nach dem ſchönen noch nie geſehenen Quell ſeiner Reichthümer zu begeben; eine Auswanderung, welche auf jenes Land den größten Einfluß haben mußte. Aufgehoben ward nun das drückende Syſtem geheimnißvoller Sperre; Vertrauen trat an die Stelle der Ängſtlichkeit, und fremde Reiſende erhielten den Zutritt zu dieſem Felde neuer Entdeckungen. Die liberalen Geſinnungen eines weiſen Königs, durch ein aufgeklärtes Miniſterium unterſtützt, geſtatteten Ausländern nicht nur den Eintritt, ſondern beförderten auch auf die großmüthigſte Art ihre Nachforſchungen. So erhielt der Engländer Mawe die Erlaubniß, jene reichen Diamantgruben unterſuchen zu dürfen, zu welchen bis dahin keinem Ausländer der Zutritt geſtattet war, und durchſtrich einen Theil von Minas Geraes in mineralogiſcher Hinſicht. Seitdem haben einige Deutſche Reiſende jene Provinz bereiſet. Obrſt-Lieutenant von Eſchwege, der zu Villa-Rica im königlichen Ingenieur-Corps angeſtellt iſt, hat, durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Braſilien begünſtiget, ſchon einige intereſſante Abhandlungen dem Publikum übergeben, und mit allem Rechte haben wir von dieſem, mit gründlichen Kenntniſſen ausgerüſteten Manne, noch viele wichtige Entdeckungen zu erwarten. Er maß die höheren Ketten der Gebirge von Minas, entwarf ihre Profile, und unterſuchte auf ſeinen mineralogiſchen Reiſen die verſchiedenen Producte jener hohen Erdrücken, wo er unter andern noch kürzlich Schwefelleber-Quellen entdeckte. Mit zuvorkommender Güte unterſtützt er fremde Reiſende mit ſeinem Rathe und Beyſtande. Einige andere Deutſche, von gleichem Eifer beſeelt, haben ſich nun dorthin begeben, und auch ihnen wird es gewiß nicht an reichem Stoffe zu Beobachtungen fehlen. Durch den Beſchützer der Wiſſenſchaften, Miniſter Conde da Barca, dem Könige empfohlen, gab man ihnen nicht nur die Erlaubniß, die verſchiedenen Capitanien der Monarchie ungehindert zu durchreiſen, ſondern man unterſtützte ſie auch auf die großmü-

thigſte Weiſe durch eine gewiſſe ihnen jährlich ausgeſetzte Summe, ſo wie durch günſtige Päſſe und nachdrückliche Empfehlungsſchreiben an die General-Capitäne der verſchiedenen Provinzen. Wie weit tritt gegen dieſe aufgeklärten und liberalen Maßregeln der jetzigen Regierung das ehemahlige Syſtem zurück, wo der Reiſende bey ſeiner Ankunft in Braſilien von Soldaten ängſtlich umgeben und bewacht ward! Im Nahmen meiner Landsleute und aller Europäiſchen Reiſenden ſey dieſes Bekenntniß hier öffentlich niedergelegt, um die Empfindungen des Dankes auszudrücken, von welchen ich mich gegen den Monarchen durchdrungen fühle, der ſolche liberale Verfügungen traf. Dem Weltwanderer, entfernt von den heimiſchen Geſtaden, iſt eine ſolche günſtige Aufnahme und ſo freundliche Behandlung unausſprechlich erfreulich, und gewiß bringt ſie für die Wiſſenſchaften einen nicht zu berechnenden Gewinn, an welchem die ganze gebildete Welt Theil nimmt.

Wer die innern Gegenden jenes weiten Continents mit bedeutendem Nutzen bereiſen will, muß ſogleich mehrere Jahre dazu beſtimmen, und ſeinen Plan darnach einrichten. Um zum Beyſpiel nur nach Goyaz und Cuiba vorzudringen, ſind zwey Jahre nicht hinreichend; welche Zeit wird man aber beſtimmen müſſen, um bis zu den Gränzen von Paraguay Braſilien quer zu durchſchneiden, bis zu den Ufern des Uruguay, bis zu den entfernten Gränzen von Matto Groſſo, wo eine in Lisboa gehauene Marmor-Pyramide die Gränze an der Mündung des Jauru bezeichnet. Minas Geraes war durch Mawe und von Eſchwege ſchon bereiſet, und wenn auch noch nicht erſchöpft, dennoch großen Theils bekannt. Ich fand es daher bey meiner Ankunft in Braſilien zweckmäßiger, lieber die noch ganz unbekannte oder vielmehr noch nicht beſchriebene Oſtküſte zu wählen. Hier leben mehrere Stämme der Urbewohner noch in ihrer Originalität und unangefochten von den ſich überall nach und nach ausbreitenden Europäern. Der hohe nackte Rücken des mittlern Braſiliens, der Provinzen von Minas Geraes, Goyaz und Pernambucco, wird von

der Oſtküſte durch einen breiten Strich hoher Urwälder getrennt, die von Rio de Janeiro bis in die Gegend der Bahia de todos os Santos, etwa 11 Breitengrade, 198 Legoas, (165 geographiſche Meilen) weit ſich ausdehnen, und von den Portugieſiſchen Anſiedlern noch nicht in Beſitz genommen ſind; denn nur einige wenige Straßen an und auf den ſie durchſtrömenden Flüſſen hat man mit Mühe jetzt eröffnet. Hier in dieſen Wäldern, wo dem ſonſt überall bedrängten Urbewohner ein ruhiger Aufenthalt bis jetzt geſichert war, kann man dieſe Menſchen noch in ihrem urſprünglichen Zuſtande finden. Wie hätte nicht eine ſolche Gegend für den Reiſenden vor allen andern anziehend ſeyn ſollen, der nicht geſonnen war, viele Jahre in dieſen heißen Regionen unſerer Erde zu verleben!

Die Stämme der Urbewohner, welche dieſe Wildniſſe bevölkern, ſind ſelbſt dem Nahmen nach bey uns in Europa unbekannt, Portugal vielleicht ausgenommen. Die Jeſuiten, und unter ihnen Vasconcellos (Noticias curiosas do Brazil), theilten alle Stämme der Wilden, welche ſowohl die Küſte, als jenen Strich der Urwälder bewohnten, in zwey Claſſen, nähmlich in ſolche, welche die Küſte bevölkerten, und von den Portugieſen, beſonders den Jeſuiten, der Europäiſchen Bildung näher gebracht wurden, Indios manſos, und in ſolche, welche als rohe unbekannte Barbaren die Wälder und innern Wildniſſe bewohnten, Tapuyas; und dieſe letztern ſind es, welche noch heut zu Tage im rohen Zuſtande der Natur exiſtiren, und es wohl verdienen, näher gekannt zu werden. Wenn wir von dieſen Strichen der aneinander hängenden Küſtenwälder auch durch die Schriften der Jeſuiten und mehrerer alten Reiſenden einige wenige Notizen hatten, ſo war dennoch dieſes Alles äußerſt unvollkommen und durch fabelhafte Zumiſchungen verunſtaltet; auch geben ſie uns keine naturhiſtoriſchen Nachrichten. Wir wußten alſo von den hier noch im Zuſtande der Natur lebenden Urbewohnern, ſo wie von der belebten und lebloſen Schöpfung dieſer Gegenden wenig oder gar nichts und dennoch gibt es hier ſo unendlich viel Merkwürdiges und Neues,

beſonders für den Botaniker und Entomologen. Allein auf eben ſo zahlreiche große Beſchwerden und Hinderniſſe, zum Beyſpiel Mangel an Lebensmitteln, an Weide für die Thiere, Schwierigkeit des Transports der Naturalien, anhaltende Regenzeiten, Feuchtigkeit und dergleichen, muß der Reiſende ſich zum voraus gefaßt machen. Die bedeutendſte Unannehmlichkeit bey den Reiſen in Braſilien iſt unſtreitig der gänzliche Mangel an brauchbaren Landkarten. Arrowſmith's Karte iſt voll von Irrthümern; ja es fehlen anſehnliche Flüſſe an der Oſtküſte; dagegen ſind deren an Stellen angegeben, wo gar keine exiſtiren; und ſo iſt die beſte bis jetzt vorhandene Karte von Braſilien dem Reiſenden beynahe unnütz. Dieſem Mangel abzuhelfen, hat unlängſt die Portugieſiſche Regierung den Befehl zur genauen Aufnahme der Küſte gegeben, um alle dem Seefahrer drohenden Gefahren genau beſtimmen zu können; auch hat man mit dieſer gemeinnützigen Arbeit bereits den Anfang gemacht, und geſchickte Marine-Officiere, Capitän-Lieutenant Joſe da Trindade und Antonio Sylveira de Araujo, haben die Küſte von Mucuri, St. Matthäus, Viçoza, Caravellas bis Porto Seguro und St. Cruz aufgenommen.

Der Liberalität und der aufgeklärten Denkungsart der Portugieſiſchen Regierung habe ich es gleichfalls zu verdanken, daß ich mich im Stande ſehe, meinen Landsleuten dieſe Nachricht einer Reiſe längs der Oſtküſte vom 23. bis zum 13. Grad ſüdlicher Breite, vorlegen zu können. Zwey Deutſche, die Herren Freyreiß und Sellow, welche noch mehrere Jahre hindurch in Braſilien zu reiſen geſonnen ſind, haben an Sr. Majeſtät dem Könige von Portugal und Braſilien einen großmüthigen Unterſtützer gefunden; beſſer als ſie wird nicht leicht ein Fremder in dieſes Land eindringen können, da ſie mit Sprache und Sitten desſelben bekannt, und durch ihre mehrjährigen Reiſen hinreichend vorbereitet ſind. Einen Theil der von mir vollbrachten Reiſe machte ich in ihrer Geſellſchaft, und von Herrn Freyreiß erhielt ich ſelbſt manche intereſſante Notiz, wofür ich ihm meinen Dank hier öffentlich ausdrücke.

Herr Freyreiß wird mir auch in der Folge den Bericht ſeiner fortgeſetzten Reiſen, ſo wie naturhiſtoriſche Beobachtungen, mittheilen, und ich werde mich glücklich ſchätzen, ſie alsdann den Freunden ſolcher Forſchungen vorzulegen. Mein gegenwärtiger Reiſebericht wird demnach nur als Vorläufer intereſſanterer Beobachtungen anzuſehen ſeyn. Weitere Nachrichten und wiederhohlte Beobachtungen werden die Lücken ausfüllen, die ſich in dieſen Blättern finden müſſen, und die der gütige Leſer hoffentlich mit Nachſicht überſehen und verzeihen wird. Wohl fühle ich, wie gewagt es iſt, nach der glänzenden Erſcheinung jenes hellen Sternes an unſerm wiſſenſchaftlichen Horizonte, — ich meyne unſern großen Landsmann, den ausgezeichneten Alexander von Humboldt, — mit dieſen Reiſebemerkungen über einen Theil von Süd-Amerika öffentlich aufzutreten! Indeſſen iſt doch der reine gute Wille, auch bey geringer Kraft, der Beobachtung nicht unwerth; und ſo wenig ich auch Anſpruch darauf machen kann, etwas Vollendetes zu liefern, ſo darf ich doch hoffen, daß Freunde der Natur-, Länder- und Völkerkunde in meinen Mittheilungen manchen nicht ganz unwichtigen Beytrag zur Erweiterung dieſer Wiſſenſchaften finden werden.

I.

Reiſe von England nach Rio de Janeiro in Braſilien.

Braſilien, nach dem ſeit einer Reihe von Jahren eine Menge von Reiſenden ihr Auge richten, hat den Vortheil, daß es durch eines der friedlicheren Meere von Europa getrennt wird. Der unermeßliche Ocean hat gewiſſe Monathe, beſonders um die Zeit der Äquinoctien, wo Stürme gewöhnlich ſind; dennoch aber ſind ſie in dieſen Regionen im Ganzen weniger gefährlich, als in andern Theilen desſelben, zum Beyſpiel in der Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung, des Cap Horn u. a.

Ich verließ London zu der Zeit, wo die Stürme gewöhnlich ihre größte Heftigkeit verloren haben; und wir ſahen daher einer ruhigen angenehmen Fahrt zuverſichtlich entgegen. Unſer Schiff, der Janus, von 320 Tonnen, verließ die Themſe bey dem heiterſten, ſchönſten Wetter, und wir vertrauten um ſo mehr auf das Sprichwort der Engliſchen Seeleute: Evening red and morning grey sign of a very fine day, als wir am Abend den Himmel auf das ſchönſte geröthet erblickten. Wir erreichten die Mündung der Themſe mit einem guten friſchen Winde; allein ſchon gegen Abend verlor ſich dieſer günſtige Zephyr, und man ſah ſich genöthiget, den Anker fallen zu laſſen.

Die erſten Tage der Reiſe benutzt man gewöhnlich zu ſeiner Einrichtung im Schiffe und zur Betrachtung der neuen ſich darbiethenden Gegenſtände; ſie verfließen daher ſehr ſchnell. Am zweyten Tage, als der Morgen anbrach, hatte man die gegründetſte Hoffnung auf eine günſtige Reiſe. Stolze dreymaſtige Schiffe ſegelten mit uns gleichen Weg; coloſſale Oſtindienfahrer, mit ſchwellenden Segeln bedeckt, feuerten ihre Kanonen ab, und glitten ruhig über den grünen Spiegel dahin; aber ſchon gegen Mittag wendete ſich der Wind, und wurde conträr, ſo daß wir uns genöthiget ſahen zu kreuzen. Wir ſegelten bey Margate, einem hübſchen Städtchen, vorbey, umſchifften Cap North Foreland mit ſeiner ſteil ab-

geſchnittenen weißen Küſte, fuhren in den Canal ein, und ankerten gegen Abend in den Downs, im Angeſichte der Stadt Deal. Die Küſte von England iſt in dieſer Gegend völlig offen; keine Bucht, keine Höhe ſchützt hier den Seemann, wenn Stürme eintreten. Die Menge der Schiffe vor Deal war ſehr groß; die größten Oſtindienfahrer und mehrere Kriegsſchiffe ankerten mit uns zugleich; ein Linienſchiff gab den Retraiteſchuß (Sunset), und auf den andern gab ein Flintenſchuß das Zeichen, worauf Zapfenſtreich geſchlagen ward. — Ungünſtiger Wind hielt unſer Schiff mehrere Tage auf der Rhede zurück; der Capitän benutzte die Zeit, um friſches Fleiſch, mancherley Grünes und einige lebende Thiere zur Verproviantirung zu nehmen. Nach einigen Tagen, da der Wind etwas günſtiger ſchien, lichteten wir die Anker, und ſegelten um Cap South-Foreland herum, begleitet von dem Brigg Albatros, geführt vom Capitän Harriſon. Von nun an wurde uns das Wetter immer ungünſtiger, und da wir dem immer conträrer werdenden Winde nicht mehr widerſtehen konnten, ſo liefen wir wieder vor Deal auf unſerm Ankerplatze ein. Der Wind nahm zu, ſo daß man in der Nacht ſchon ſtarke Wache auf dem Verdecke halten mußte; der Himmel trübte ſich immer mehr, und verdunkelte das nahe Vorgebirge South-Foreland. Der Sturm brauſete furchtbar um uns her, und die dunkelgrünen Wogen der See erſchienen mit weißem Schaum bedeckt. Man nahm die Segelſtangen (Yards) herab, und befeſtigte ſie in ſenkrechter Stellung, um dem Winde deſto weniger Fläche zu biethen. So dauerte das ſtürmiſche Wetter mit abwechſelnder Heftigkeit einige Tage fort, und gab den Reiſenden, die zum erſten Mahl ſich auf dieſem unſichern Elemente befanden, eben nicht den angenehmſten Vorgeſchmack von den Freuden des Seelebens. An einem Nachmittage, als der Wind etwas günſtiger ſchien, erhielten wir das Signal von einem Kriegsſchiffe, worauf die ganze Flotte die Anker lichtete. Als die Dämmerung eintrat, bedrohte uns eine neue Gefahr; die Schiffe ſegelten zum Theile ſo nahe an einander hin, und drängten ſich ſo zuſammen, daß es der größten Vorſicht bedurfte, damit nicht eines das andere beſchädigte. Einer noch größeren Gefahr waren wir um Mitternacht ausgeſetzt, der wir aber auch glücklich entgingen; ein mächtiges Schiff kam uns mit vollen Segeln pfeilſchnell entgegen, und unſere Wachen auf dem Vordertheile bemerkten es wegen der Dunkelheit nicht eher, als bis es dicht bey uns vorbey ſtrich. Der Wind nahm an Stärke immer zu, und da der Morgen kam, hatte ſich die Scene ſehr geändert; trüb und wie von Rauch umhüllt ſchien der wolkenleere Himmel, und bey ſtetem Sonnenſcheine wuchs der heulende Sturm. Unſer ganz

auf die Seite gelegtes Schiff kämpfte nur mit wenigen Segeln gegen den Wind, bis wir uns etwa bis 10 Uhr Morgens dem Leuchtthurme von Dungeneß gegenüber befanden. Alle Paſſagiere waren krank im Raume des Schiffes, wo eine öde, traurige Stille nur durch das Toſen des Sturmes in dem Tauwerke, und durch das furchtbare Brauſen und Schlagen der Wogen unterbrochen wurde. Der Capitän, der alles Mögliche verſuchte, um die Reiſe fortzuſetzen, mußte endlich umkehren, und ſeinen Lauf wieder nach Deal richten. Jetzt wirkte der Sturm mit günſtiger Kraft auf das Schiff; denn nur mit wenigen kleinen Segeln flogen wir dermaßen ſchnell dahin, daß wir in kurzer Zeit den Raum zurück legten, zu welchem wir die ganze Nacht gebraucht hatten. Ein Brigg, der mit uns ſegelte, war von den Wellen immerfort bedeckt, während wir auf dem höheren Schiffe noch ziemlich trocken blieben. Wir trafen vor Deal ein, jedoch mit ſolcher Schnelligkeit, daß man, um nicht auf die Küſte zu laufen, in größter Eile den Anker fallen laſſen mußte, welches jedoch nur mit vieler Mühe bewerkſtelliget werden konnte; denn die ſtarke Reibung des ſchnell ablaufenden Ankertaues verurſachte eine ſolche Hitze, daß es bereits dampfte, und ſich gewiß entzündet haben würde, wenn nicht das in Strömen von den Matroſen aufgegoſſene Waſſer es abgekühlt hätte; endlich fiel der coloſſale Anker, und wir ſahen uns auch aus dieſer Gefahr glücklich gerettet. Glücklicher Weiſe hatte unſer Schiff, das überhaupt eines der beſten und dauerhafteſten war, gute neue Cables und ein treffliches Tauwerk. Die Menge von Fahrzeugen, die wir hier vor Anker fanden, tröſtete uns einiger Maßen über unſern Zeitverluſt; alle großen Schiffe hatten ihre oberen Maſte und ihre Segelſtangen abgenommen, um ſich gegen den Sturm zu ſichern, und die Kriegsſchiffe lagen auf zwey Ankern. — Der augenſcheinlichen Gefahr waren wir zwar nun entgangen, aber eingeſperrt in den Kaſten, der noch immer von den Wellen auf's furchtbarſte geworfen wurde, führten wir eine Zeitlang ein trauriges Leben; und doppelt fühlten wir nun uns glücklich, als endlich das Ungeſtüm der Wogen nachließ, und wir froh unſerer Beſtimmung entgegen ſegeln konnten. Dungeneß liefen wir vorbey, ſahen die ſchönen Felſenküſten von Beachyhead, einem Vorgeburge in Suſſex zwiſchen den Städten Haſtings und Shoreham, wo die Franzöſiſche Flotte im Jahre 1690 die vereinigte Holländiſche und Engliſche ſchlug; ſahen am Mittage die wegen ihrer Seebäder ſo berühmte Stadt Brighthelmſtone (Brighton) 56 Engliſche Meilen von London, und befanden uns Abends im Angeſichte der Inſel Wight bey unbewegtem ruhigem Meere und dem ſchönſten Mondſcheine. Fröhlichkeit

war wieder bey unſerer Schiffs-Geſellſchaft zurückgekehrt; die Geigen der Matroſen ließen ſich wieder vernehmen, und beym Tanze vergaſſen die jungen Leute die erlittene Angſt.

Am 20. May Morgens verließen wir St. Katharina's Point auf der Inſel Wight, und ſegelten dann Portland Point in Dorſetshire vorbey, wo der ſchöne Londoner Bauſtein gebrochen wird. In der nächſten Nacht erhob ſich wieder ein ſo heftiger Sturm, daß das Schiff kreuzen mußte, um nicht gegen die Felſenküſten von England geworfen zu werden, wobey uns von dem Winde ein Segel zerriſſen wurde. Am Abend des folgenden Tages liefen wir wegen hoher See und etwas ungünſtigem Winde in dem ſichern Buſen von Torbay ein. Dieſer Buſen iſt weit und von Felſengebirgen ſchön eingefaßt. Nördlich tritt Cape Portland Point und ſüdlich Cape Start Point vor. Hier gedachten wir beſſeres Wetter abzuwarten, und uns von den überſtandenen Beſchwerden auszuruhen. Allein zwey Schiffe, die mit uns gleiche Beſtimmung hatten, ſignaliſirten, und gaben uns zu verſtehen, daß ſie mit uns zu ſegeln wünſchten. Wir mußten alſo der gehofften Ruhe ſchon wieder entſagen, und die Briefe nach dem Vaterlande, die wir ſämmtlich fertig liegen hatten, mit in See nehmen. Gegen Abend umſegelten wir das ſüdlich vortretende Cape Start Point; hohe zackige Felſenwände bilden ein wildes Vorgebirge, auf deſſen Höhe, wie an allen Küſten von Devonshire, eine ſchön grün bewachſene Fläche ſich zeigt. Die Berge erſchienen zum Theile gelb gefärbt von den weit in's Auge fallenden Blumen des Ulex, eines Strauches, der in England und Frankreich ſehr gemein iſt. In der See blicken kleine Felſen-Inſelchen hervor, an denen weiß ſchäumend die Wogen ſich brechen, ein Gemählde, das heute durch die milde Beleuchtung der freundlich untergehenden Sonne noch reitzender ward. Unſer Schiff, von der ſtark bewegten See bald hoch gehoben, bald in die Tiefe zu ſtürzen ſcheinend, eilte nun dem Ocean entgegen. Als der folgende Morgen erſchien, erblickten wir Fort Pendennis, unweit Falmouth, in der Ferne, und verließen den Canal bey Cape Lizzard, das ſich durch ſeine beyden weißen Leuchthäuſer (Lighthouses) auszeichnet. Die Küſten von Devonshire und Cornwall haben nicht die weiße Farbe derer von North und South Foreland, ſondern ſind mehr rothgefärbt. Falmouth in Cornwall iſt ein kleiner aber wichtiger Hafen, indem von hier alle Packete nach den verſchiedenen Gegenden der Welt abgehen; in den erſten Tagen eines jeden Monathes findet man hier Schiffe, welche nach Lisboa, Braſilien, Weſtindien, Nord-Amerika, Indien u. ſ. w. beſtimmt ſind. So befanden wir

uns denn nun in dem unermeßlichen Ocean. Alles Land verſchwand aus unſern Augen. Auch die letzte Spitze von England, Cape Landsend, entzog ſich am 22. May gegen Mittag unſerm Blicke. Von dieſem Augenblicke an hören Unterhaltung in den Umgebungen auf; Meer und Himmel ſind nun die einzigen ſichtbaren Gegenſtände, die man bald ziemlich genau kennen lernt; jetzt ſucht man Beſchäftigung am Schreibtiſche, und iſt glücklich, wenn man ſich hinlänglich mit guten Büchern verſehen hat. Unſere Reiſe ging ohne Zufälle mit abwechſelnd gutem Wetter in zehn Tagen bis Madeira. Wir unterhielten uns auf dieſer Fahrt häufig durch das Auswerfen der Angeln und anderer Fiſchergeräthſchaften; allein nur die Trigla Gurnardus, ein guter eßbarer Fiſch, ward gefangen. Schaaren von Braunfiſchen (Delphinus Phocaena, *Linn.*) begleiteten oft weit unſer Schiff, beſonders bey etwas unruhiger See; wir feuerten nach ihnen, hatten aber nicht das Glück einen zu erlegen. Zu den häufigen Begleitern der Schiffe gehört auch beſonders der kleine ſchwarze Sturmvogel (Procellaria pelagica), der von den Portugieſen Alma de Mestre genannt wird. Die Seeleute halten es für ein Zeichen eines nahe bevorſtehenden Sturmes, wenn dieſe Vögel ſich in bedeutender Anzahl um die Schiffe verſammeln, und ſehen ſie darum höchſt ungern. Ein Kriegskutter überbrachte uns die Nachricht von der Kriegserklärung Englands an Frankreich; man rief unſere Matroſen auf, ohne jedoch einen davon für den königlichen Dienſt zu nehmen. Die erhaltene Nachricht war Urſache, daß wir bald nachher in große Unruhe verſetzt wurden, als wir von der Spaniſchen Küſte herüber ein Schiff geradezu auf das unſrige ſeine Richtung nehmen ſahen; doch dauerte unſere Beſorgniß nicht lange; man erkannte es ſehr bald für ein Engliſches; es übernahm unſere Briefe nach Europa zur Beſorgung. Am 1. Juny gegen Mittag zeigte ſich ſüdlich ein hohes Land und hohe Gebirge in trüber Ferne; es war die ſchöne große Inſel Madeira. Abends um ſechs Uhr befanden wir uns an ihrer Weſtſpitze, Ponta Pargo, und umſchifften dieſelbe mit friſchem Winde. Eine große Menge von Sturmvögeln, Möven und andern Waſſervögeln belebten das Meer. Die Anſicht von Madeira iſt ſchön; die Inſel zeigte ſich uns als ein einfaches Felſenland, deſſen Rücken heute in Wolken verhüllt war. Von allen Seiten erhebt ſie ſich ſteil, ſchwärzlich gefärbt, mit tiefen Schluchten und Riſſen; überall aber breitet der Weinſtock ſeine grünen Ranken aus, und zwiſchen ihnen ſchimmern die weißen Wohnungen und Landhäuſer der Bewohner durch. Auf den Rücken jener Höhen, die nicht durch Wolken verſchleyert waren, zeigten ſich grüne Weiden, gleich Alpen, und hohe dunkle Baumgruppen beſchatteten die kleinen Wohnungen.

Dieſe ſchöne Inſel hat ein vorzügliches Clima, in welchem die Gewächſe der heißen, wie der gemäßigten Zone gedeihen; große Wärme iſt hier mit vieler Feuchtigkeit verbunden, und Regen muß häufig fallen; denn an den ſteilen Felſenwänden haben die von Zeit zu Zeit herabſtürzenden Regenbäche tiefe Rinnen und Einſchnitte ausgewaſchen. Achtzig tauſend Einwohner nähren ſich hier größten Theils vom Baue des ſo beliebten Weines, ſo wie mancher herrlichen Früchte, der Orangen, Bananen, Citronen und anderer mehr.

Da es unſere Abſicht nicht war, Funchal, die Hauptſtadt der Inſel, zu beſuchen, ſo hielten wir uns nicht auf, ſondern ſtrichen mit einem friſchen Winde vorwärts, und verloren bald die Inſel aus dem Geſicht. Ein günſtiger Paſſatwind trieb uns mit großer Schnelligkeit nach dem Wendekreiſe hin, ohne daß beſondere Ereigniſſe unſere Ruhe geſtört hätten. Fliegende Fiſche erhoben ſich in ſilbernen Geſchwadern, und flohen zu beyden Seiten vor unſerm Schiffe. Je näher man dem Äquator kommt, deſto häufiger erſcheinen dieſe Thiere; ehe man den Wendekreis berührt, ſind ſie noch ſelten.

Am 6. Juny durchſchnitten wir den nördlichen Wendekreis, und erhielten von nun an einige Unterhaltung durch verſchiedene ſich uns zeigende Mollusken. Unter dem 22. Grad 17 Min. nördlicher Breite erblickten wir die erſte Phyſalie (Physalis), ein äußerſt ſonderbares Mollusk *), das von hier an nach dem Äquator nun immer häufiger erſcheint, ſo daß man weiter ſüdlich deren mehrere Hunderte an einem Tage zählen kann. Sehr viele Reiſebeſchreiber haben dieſes ſonderbaren Geſchöpfes ſchon erwähnt, und es intereſſirte mich daher ganz beſonders, daſſelbe genauer zu beobachten. Der größere über dem Waſſer ſchimmende Theil des Thieres iſt eine mit Luft gefüllte Blaſe, die bloß dazu zu dienen ſcheint, den Obertheil über Waſſer zu halten; an ihrem untern Theile ſtehen acht bis neun Bündel langer Fleiſchfäden, welche an der Wurzel in kurze dicke Stämme verwachſen ſind, und hier an der Baſis der Blaſe ein Ganzes ausmachen. In dieſem Theile liegt das Leben des Thieres; die Fäden ſind reitzbar (aber nicht die Blaſe), verlängern und verkürzen ſich, fangen auch den Raub, und ſind mit einer Menge von Saugnäpfchen und Saugwarzen bedeckt. Die Blaſe ſcheint unveränderlich; ich habe keine Canäle finden können, die ſich in dieſelbe öffnen; ſie

*) Über dieſes Mollusk ſiehe die Nachrichten des Herrn Hofrath Tileſius im 3. Band von Capt. von Kruſenſtern's Reiſe um die Welt. Seite. 1 bis 108

fällt beym Abſterben des Thieres nicht zuſammen; denn ſelbſt in Weingeiſt geſetzt, behält ſie ihre Geſtalt. Ihr Bewegungsvermögen iſt nur ſchwach; ſie krümmt ſich in die Geſtalt eines halben Mondes, auch biegt ſie ihre beyden Enden auf- und abwärts. Durch dieſe Bewegungen richtet ſie ſich auf, wenn eine heranrollende Welle ſie umgeworfen hat. Die Blaſe ſelbſt kann man ohne ſchmerzhafte Empfindung berühren; allein die Saugfäden verurſachen einen brennenden Schmerz. Dieſes merkwürdige Mollusk wird von den Engländern **Portuguese** man of war, von den Franzoſen Galère, und von den Portugieſen Agoa viva oder Caravela genannt. Näher nach dem Äquator zu nahm die große Zahl dieſer Mollusken ab; hier fanden wir hingegen die Medusa pelagica oft ſehr häufig. Seevögel umflatterten uns ebenfalls einige Mahl; nach einem Sturmſchauer fing der Steuermann Cook eine Meerſchwalbe (Sterna stolida, *Linn.*) mit den Händen, da ſie ermüdet ſich niedergeſetzt hatte; auch zeigten ſich Fregattvögel (Pelecanus aquilus, *Linn.*) die von den benachbarten Klippen verſchlagen worden waren.

Das Wetter blieb, während wir die nördliche heiße Zone durchſchifften, im Ganzen gut; aber nun wurde uns oft die immer zunehmende Hitze im Schiffe ſehr beſchwerlich. Dunkle Regen- und Sturmwolken ſtiegen zuweilen völlig iſolirt am Horizonte auf; ſie breiteten ſich aus, kamen ſchnell heran mit einem äußerſt heftigen Sturme und Regenſchauer, wovon ſogleich das ganze Schiff überſchwemmt war, machten aber gewöhnlich in einer halben Stunde dem heiterſten Sonnenſcheine ſchon wieder Platz. Da es uns zuletzt an gutem friſchem Waſſer zu fehlen anfing, ſo waren die Regengüſſe oft ſehr willkommen. Unvorſichtige Schiffer, die bey der Annäherung ähnlicher Wetter nicht die obern Segel einziehen, leiden zuweilen von dieſen plötzlichen Windſtößen (Squalls) Schaden, oder verunglücken gar; nach den Erzählungen unſerer Schiffer hatte vor noch nicht langer Zeit dieſes traurige Schickſal ein Schiff betroffen. Auch auf unſerm Schiffe zerriß der Sturm einige Segel, that aber übrigens keinen Schaden, da man jederzeit auf dergleichen Fälle vorbereitet war.

Am 22. Juny durchſchnitt der Janus den Äquator, wo Neptun, wie gewöhnlich ſeinen Beſuch am Bord abſtattete. Schon am Abend zuvor hatte man uns einen Abgeordneten des Herrſchers der Meere angekündigt; dieſer ſtieg zu uns herauf, und unterhielt ſich mit dem Capitän durch das Sprachrohr, worauf er mit einem feurigen Schiffe wieder abfuhr; ſeine Fregatte, beſtehend in einer brennenden Theertonne, gewährte uns Allen noch einen ſchönen Anblick in der Dunkelheit der Nacht.

Vom Äquator ſüdlich fanden wir jetzt weniger gutes Wetter. Kurze Regenſchauer, begleitet von Sturmſtößen, ſtellten ſich häufiger ein; die See war nicht ſelten bewegt, Sturmvögel (Procellaria pelagica) und Delphine, Braunfiſche und größere Cetaceen zeigten ſich öfters. Wir hatten die Linie unter dem 28. Grad 25 Min. W. L. von Greenwich durchſchnitten, weil wir früher, den Afrikaniſchen Küſten näher, viel Regen und Gewitter gefunden hatten, und deßhalb mehr weſtlich geſteuert waren; dieſes brachte uns in die Strömungen, welche nach der Amerikaniſchen Küſte hinziehen.

Am 27. Juny Morgens, als wir zum Frühſtücke vereint waren, wurde uns die Anſicht des Landes gemeldet. Alles ſtürzte auf's Verdeck, und ſiehe da, Braſilien ſtieg vor unſern freudigen Blicken über den Spiegel des Oceans empor. Bald erſchienen zwey Arten von Tang (Fucus) und mancherley Anzeigen der Küſte, bis wir endlich ein Fiſcherfloß in See erkannten, auf welchem ſich drey Menſchen befanden. Dieſe Flöße, Jangadas, werden aus fünf bis ſechs Baumſtämmen von einer leichten Art Holz gemacht, die in Braſilien Pao de Jangada genannt wird. Koſter hat in ſeiner Reiſe nach Braſilien die Zeichnung davon gegeben. Dieſe Jangadas gehen ziemlich ſicher in See; ſie werden zum Fiſchfange oder zu Fortſchaffung verſchiedener Gegenſtände längs der Küſte gebraucht, und laufen ſchnell, da ſie ein ſtarkes Segel an einem niedern Maſte führen. Wohl würden wir nach einer langen Fahrt gern die Gelegenheit benutzt haben, uns mit einigen friſchen Fiſchen zu verſehen; doch ſchien uns die Befriedigung dieſes Wunſches nicht bedeutend genug, um deßhalb der Fiſcher-Jangade nachzuſegeln. Wir lieſen ſchnell nach der Küſte hin, und hatten uns derſelben ſchon gegen Mittag ſo ſehr genähert, daß man ſie für die Gegend von Goiana oder Paraiba do Norte in der Capitania von Pernambuco erkennen konnte. Wenn wir bey ſtarkem Winde und bey Nacht in dieſer Richtung dem Lande uns ſo genähert haben würden, ſo hätten wir in große Gefahr gerathen können. Glücklicher Weiſe konnten wir jetzt bey Zeiten umlegen und wieder der hohen See zuſteuern. Schon in der Nacht traf ſehr heftiger Regen mit Sturm ein, der uns nöthigte, mehrere Tage beynahe auf derſelben Stelle zu kreuzen. Der Wind heulte, das Schiff ward heftig umher geworfen, Regen ſtürzte in Strömen vom Himmel, ſo daß wir ſelbſt in unſern Betten kaum mehr ſicher waren. Unſere Matroſen litten am meiſten durch die Näſſe; ſie mußten wegen den uns drohenden Gefahren Tag und Nacht auf dem Verdecke ſeyn, und ſelbſt der Rhum war kaum mehr hinreichend, ſie bey Muth und gutem Willen zu erhalten. Der Anblick der See in dieſen finſtern ſtürmi-

ſchen Regennächten war furchtbar. Hoch ſich aufthürmend ſchlugen die brauſenden Wogen bis auf's Schiff, und die ganze unabſehbare Waſſerfläche ſchien in Feuer zu ſtehen; tauſend leuchtende Puncte, Striche, und ſelbſt große weite Felder glänzten um uns her, und veränderten Geſtalt und Ort in jedem Augenblicke. Dieſes Licht gleicht vollkommen dem des feuchten faulenden Holzes, das wir öfters in den Wäldern ſehen. Man hofft bey jenen finſtern Sturmnächten gewöhnlich auf den kommenden Tag; allein der Tag erſchien uns oft, ohne unſere Lage zu beſſern. Furchtbar trübe und dunkel zeigte er ſich uns, wie die Nacht, die vor ihm herging, und die Seeleute konnten ihre Beſorgniſſe vor noch heftigerm Sturme nicht unterdrücken. Man machte alsdann jedes Mahl die erforderlichen Vorbereitungen, zog manche Stricke, die in der Nacht gewichen waren, wieder an, befeſtigte die Maſten, den Bogſpriet und ſo weiter, und ſetzte die Pumpen in Bewegung, um die Dichtigkeit des Schiffes zu unterſuchen und dergleichen. Solche Zurüſtungen ſind für die Paſſagiere äußerſt beunruhigend und ängſtigend. Einen bedeutenden Fehler hatten wir dadurch gemacht, daß wir uns hier bey Pernambuco der Küſte ſo ſehr genähert hatten, da in dieſer Gegend im Winter der heißen Zone ſtets ähnliche Gewitter und Stürme herrſchen. Der Capitän wendete das Schiff, ſo viel es der Wind erlaubte, um die hohe See zu ſuchen, mußte aber beſtändig kreuzen, und kam demnach wenig vorwärts. Endlich, etwa acht Tage nach unſerer erſten Anſicht des Landes, wurde der Wind etwas beſſer, und erlaubte uns eine günſtigere Richtung zu nehmen. Man maß einige Mahl die Strömung der See, eine nöthige Vorſichtsmaßregel, da wir der Küſte ſo nahe ſteuerten; große Seevögel, Möven oder Petrelle umſchwebten uns einzeln, ohne daß wir jedoch einen davon hätten ſchießen können; dabey umſchwammen Phyſalien unſer Schiff; fliegende Fiſche flohen vor uns, und große Cetaceen blieſen ihren Waſſerſtrahl in die Luft.

Am 8. gegen Mittag hatten wir wieder die Anſicht der Braſilianiſchen Küſte in der Gegend der Bahia de todos os Santos. Sie zeigte uns hohe ſchön geformte Gebirge, über denen dichte Wolkenſchichten gelagert waren. Man ſah Strichregen auf ſie herabfallen, ſo wie auch wir in See noch beſtändig abwechſelnd Sturm, Regen und ungünſtigen Wind hatten. Da wir des Abends den Wind von der Küſte her zu erwarten hatten, ſo ſegelten wir am Tage nach derſelben hin; und da jener nie eintrat, bey Nacht immer wieder in hohe See; auf dieſe Art hatten wir faſt beſtändig den Anblick der Küſte. Am 10. ward das Wetter ſchön und der Wind günſtig. Wir waren die gefährlichen Felſen-Inſeln der Abrol-

hos (öffne die Augen, abra os olhos) vorbey geſchifft, und konnten jetzt die Richtung gerade auf Cabo Frio nehmen. Unter dem 22. Grad 23 Min. ſüdlicher Breite beobachtete ich eine zweyte Art von Seeblaſe (Physalis), die weit kleiner als die gewöhnliche Art iſt, und nichts Rothes in ihrer Färbung hat; es iſt ohne Zweifel die, welche Bosc im zweyten Bande ſeiner Histoire naturelle des Vers, Tab. 19 abgebildet hat. Dieſes Thier fand ſich in großer Menge. Die Hitze wurde jetzt am Mittage in dieſer Region des Meeres immer drückender; von einer Taſſe Thee gerieth man in ſtarke Tranſpiration. Dagegen waren die Nächte bey hellem Mondſcheine und dem Glanze der Sterne, welche vorzüglich hell und heiter ſtrahlten, von angenehmer Temperatur. Die Anzeigen des nahen Landes nahmen nun immer mehr zu; Fucus, Pflanzen und dergleichen zeigten ſich in Menge, bis wir am Nachmittage des 14. die Küſte wieder erblickten, und deutlich vor uns das Vorgebirge Cabo Frio mit einer kleinen vorliegenden Felſen-Inſel erkannten. Laut und lebhaft äußerte ſich die allgemeine Freude; denn wir waren heute ſeit unſerer Einſchiffung zu Graveſend an der Themſe ſchon 70 Tage in See, und hatten bis Rio de Janeiro nur noch eine kurze Reiſe zu machen. Gegen Morgen umſegelte der Janus mit günſtigem Winde Cabo Frio, und am 15. July waren wir im nahen Angeſichte der Südküſte von Braſilien, da das Vorgebirge die Südküſte von der Oſtküſte trennt. Der friſche günſtige Wind bewegte ſtark das Meer, welches hier, wie an den Küſten von Europa, ſchon die hellgrüne Küſtenfarbe angenommen hatte. Die Berge von Braſilien, von den ſchönſten, abwechſelndſten Formen, alle grün mit jetzt eben mannigfaltig beleuchteten, ſchönen Waldungen bedeckt, die ſich in ununterbrochener Reihe längs der Küſte hinziehen, verſetzten uns ſämmtlich in eine ungemein fröhliche Stimmung; wir mahlten uns im Geiſte ſchon jene neuen, noch nie geſehenen Scenen aus, und erwarteten mit Sehnſucht den Augenblick der Ankunft. Die Urgebirge, an denen wir hinſegelten, haben die mannigfaltigſten Bildungen; oft ſind ſie kegel- oder pyramidenförmig; Wolken waren auf ihnen gelagert, und ein leichter Nebel oder Dunſt gab ihnen eine angenehme ſanfte Färbung. Am Mittage hatten wir im Schatten bey ſehr ſchwachem Winde 19 Grad Reaumur ($74\frac{3}{4}$ Fahrenheit) Wärme. Bey einer bald darauf eingetretenen Windſtille, die uns bis zum Abende aufhielt, ſtand das Thermometer auf 17 Grad Reaumur; etwas ſpäter erhob ſich der Wind, hinlänglich ſtark, das Schiff ſegelte ſchnell, und am folgenden Morgen befanden wir uns vor dem Eingange in das große Binnenwaſſer von Rio de Janeiro.

Bey einer von neuem eingetretenen Windſtille lagen wir eine Zeit lang auf einer und derſelben Stelle, wurden aber von der bewegten See ſtark geſchaukelt. Nahe vor uns hatten wir die Öffnung in der Küſte, die nach der Königsſtadt Rio de Janeiro führt; eine Menge kleiner Felſen-Inſeln liegt darin zerſtreut, von denen einige durch ausgezeichnete Formen auffallen, und mit den entfernteren Gebirgsmaſſen der Küſte eine höchſt mahleriſche Anſicht gewähren. Die dem zweyten Abſchnitte der Quart-Ausgabe beygefügte Vignette liefert davon ein treues Bild; die Sonne geht auf, und beleuchtet mit ihren kräftigen Strahlen den glänzenden Spiegel des bey der Windſtille glatten, ruhigen Meeres, ſo wie die ſich zu beyden Seiten in mahleriſche Perſpective verlierenden Gebirge. Unter ihnen zeichnet ſich zur Linken der ſogenannte Zuckerhut (Pào d'assucar) durch ſeine kegelförmige Geſtalt beſonders aus, und zur Rechten gewahrt man ihm gegen über in der Ferne die Landſpitze, auf welcher zum Schutze der Hauptſtadt das Fort St. Cruz; eine kleine, aber ſtarke und mit vielen Kanonen verſehene Feſtung, erbauet iſt.

Da ſich der Wind gegen 11 Uhr äußerſt leiſe erhoben hatte, ſo rückte das Schiff kaum bemerkbar vorwärts, wiewohl man ihm durch alle Segel zu helfen ſuchte. Dieſe Zeit der Unthätigkeit beſchloſſen wir zu benutzen, um durch die Unterſuchung einer jener Felſen-Inſeln die erſte nähere Bekanntſchaft des Braſilianiſchen Bodens zu machen. Der Capitän ließ das Boot in See ſetzen, nahm einige Matroſen mit, und drey der Paſſagiere, worunter auch ich mich befand, begleiteten ihn. Man ruderte vorwärts, ohne zu bemerken, daß unſer Boot ſehr ſtark Waſſer zog, indem es immer am Hintertheile des Schiffes aufgehangen, durch die Hitze der Sonnenſtrahlen ſtark ausgetrocknet war. Als wir eine halbe Stunde heftig gegen die hochſchwellende See gearbeitet hatten, ſahen wir uns genöthiget, das eingedrungene Waſſer auszuſchöpfen; da es uns aber an Schöpf-Inſtrumenten fehlte, ſo blieb nichts übrig, als die Schuhe auszuziehen und mit ihnen dieſes Geſchäft zu verrichten. Das hohe Anſchwellen der See hatte das Schiff unſern Augen entzogen; wir erreichten indeſſen nach zweymahligem Ausſchöpfen des Bootes mit unſern Nothſchaufeln glücklich die Ilha raza (die flache Inſel zum Unterſchiede von der hohen, Ilha rotunda ſo genannt), wo wir zu landen wünſchten. Leider zeigte ſich aber bey unſerer Ankunft an dieſer wüſten Inſel die Unmöglichkeit, das Ufer zu erſteigen; denn rings umher waren ſteile, gebrochene, bunte Felſen, woran eine Menge Fleichgewächſe ein wahres Wurzel- und Zweignetz verbreiteten; die ungeſtüme, mit weißem Schaume hoch aufſpritzende Bran-

bung tobte ſo heftig, daß wir voll Ehrfurcht uns begnügen mußten, die ſchönen Baumformen in dem auf der Fläche der Inſel dicht verflochtenen Gebüſche aus der Ferne zu bewundern, und uns über den zu uns herüberſchallenden Geſang der Vögel zu freuen. Völlig neu und intereſſant war uns dieſer Anblick der erſten Tropen-Inſel. Auf den Felſenſpitzen ſtanden paarweiſe in großer Menge die weißen Möven mit ſchwarzen Rücken, welche völlig unſerer Larus marinus an den Europäiſchen Meeren gleichen. Wir ſchoſſen häufig nach ihnen, ohne eine davon zu erlegen; denn bey unſern erſten Schüſſen hatten ſie ſich alle hoch in die Luft erhoben, wo ſie uns, gleich Schwalben, umflogen, und ihre Stimmen hören ließen. Nach einem Aufenthalte von etwa einer Stunde entfernten wir uns wieder von der Inſel, und ſahen uns nach dem Schiffe um; allein dieſes war nun nicht mehr ſichtbar. Unſere Lage ward jetzt bedenklich; denn es herrſchen in dem Eingange dieſes großen Binnenwaſſers von Rio Strömungen in der See, welche die Schiffe unbemerkbar von ihrer Bahn ſeitwärts abziehen, und wodurch ſchon mehrere geſcheitert ſind *). Unſere Matroſen mußten gegen die hohe, angeſchwollene See heftig arbeiten, ohne die Richtung des Janus beſtimmt zu wiſſen. Wir arbeiteten aus allen Kräften mit, ſchöpften wieder ein paar Mahl das Waſſer mit unſern Schuhen aus dem Boote, und hatten endlich das Glück, über den hohen Wellen die Spitzen der Maſten des Janus zu entdecken. Nach einer langen anſtrengenden Arbeit erreichten wir endlich das Schiff, auf welchem man auch in Beſorgniß um uns gerathen war. Wegen des ſchwachen Windes rückten wir nur äußerſt langſam fort, ankerten aber dennoch, als der Abend kam, ſchon in dem ſtark verengten Eingange des großen

*) Die Strömungen im Eingange des Buſens von Rio werden den Schiffen bey eintretender Windſtille oft gefährlich. Kurz vor meiner Ankunft hatte ſich ein merkwürdiger Fall dieſer Art daſelbſt zugetragen. Ein Amerikaniſches Schiff lief ein, und gleich darauf ein Engliſcher Caper; der Amerikaner zögerte lange, auszulaufen, mußte aber endlich abſegeln, und der Engländer wollte ihm ſogleich folgen, um ihn zu nehmen. Nach den Hafengeſetzen von Rio iſt den Schiffen eine Friſt von drey Stunden vergönnt, ehe ein feindliches Fahrzeug ihnen folgen darf. Der Engländer mußte daher drey Stunden verſtreichen laſſen; dann aber zog er alle Segel auf, und eilte nach. Kaum war er in die Gegend der Ilha rotunda gekommen, als eine völlige Windſtille eintrat; die Strömung warf nun das Schiff mit großer Gewalt an den Felſen; es ſcheiterte, und ging mit aller Mannſchaft zu Grunde, während der Amerikaner ſchon längſt in offener See war.

Buſens von Rio de Janeiro, der vor Zeiten von den hier wohnenden Stämmen der Urbewohner Ganabara genannt wurde. Dieſer Eingang iſt imponirend und äußerſt mahleriſch. Zu beyden Seiten erheben ſich hohe ſchroffe Felſengebirge, denen der Schweiz ähnlich, mit mancherley ſonderbar geſtalteten Kuppen und Hörnern, die zum Theile ihre eigenen Nahmen haben. Unter ihnen belegt man zwey gepaarte Spitzen mit dem Nahmen der Duos Irmaos (der beyden Brüder), eine andere wird von den Engländern Parrotbeak (Papageyſchnabel) genannt, und weiter hinein liegt der hohe Corcovado, welchen man von Rio aus beſteigt, um eine weite Überſicht der ganzen ſchönen Gegend zu erhalten. Als wir etwa eine Engliſche Meile von dem Fort den Anker geworfen hatten, durchſpäheten unſere Blicke die neue große, uns umgebende Natur. Die hohen Zackengebirge ſind zum Theile mit Wald bedeckt, aus deſſen hohem Grün ſtolz und ſchlank die Cocos-Palmen empor ſteigen. Wolken lagen Morgens und Abends auf jenen anſehnlichen Urgebirgen, und verſchleyerten ihre Gipfel; an ihrem Fuße brandete weißſchäumend die See, und verurſachte ein Geräuſch, das wir von allen Seiten rund um uns her die ganze Nacht hindurch vernahmen. In dem Schimmer der untergehenden Sonne erblickten wir auf dem Spiegel des Meeres Schaaren ſehr ſchön gefärbter Fiſche, deren prächtig rothe Farbe einen ſeltenen Anblick gewährte. Seetang (Fucus) und einige Mollusken, die wir fiſchten, beſchäftigten uns, bis die einbrechende Nacht und der in dieſer Zone der Erde gewöhnliche heftige Thau uns vom Verdecke in den Raum des Schiffes hinab nöthigten. Als wir aber im Begriffe waren, uns zur Ruhe zu begeben, rief uns ein fernes Schießen wieder auf's Verdeck. Im Hintergrunde des Meerbuſens, da, wo wir wegen einer Menge großer Schiffe die Lage von Rio de Janeiro vermuthet hatten, überraſchte uns in der Dunkelheit der Nacht ein wahrhaft prachtvoller Anblick — ein ſchönes großes Feuerwerk. — Der nächſte Morgen ward nunmehr mit Ungeduld von uns erwartet; auch lichteten wir, als kaum die Sonne ihre erſten heißen Strahlen verbreitete, die Anker, und ſegelten mit einem mäßigen Winde dem Hafen zu. So viel Unſer waren, vereinten wir uns Alle auf dem Verdecke; ſtolz wehte über unſern Köpfen die Engliſche Flagge, und alle Segel waren majeſtätiſch aufgeſchwellt. Ein Boot nahete ſich mit acht Indiſchen Ruderern *), und brachte zwey Piloten, um

*) Indier (Indios) nennen die Portugieſen alle Urbewohner von Braſilien, ſo wie man überhaupt fälſchlich alle Amerikaniſchen Völkerſtämme, in allen Theilen dieſes weiten Continents, Indianer oder Indier zu nennen pflegt.

den Janus zur Stadt Rio vor Anker zu führen. Sie überreichten uns als Proben ihres ſchönen Landes, köſtliche Orangen, die uns um ſo willkommener waren, da wir nun in den 72 Tagen unſerer Seefahrt keine friſchen Früchte genoſſen hatten. Jetzt ſegelten wir von einem Ufer zum andern in den engen Eingang des Buſens, immer weiter nach der Stadt hinauf. Prachtvoll ſchwanden die Gebirge an beyden Ufern dahin; wir ſahen niedliche Wohnungen mit freundlich rothen Dächern in von dunklem Gebüſche beſchatteten Bergſchluchten liegen, aus welchen ſchlanke Cocospalmen emporſtiegen; Schiffe ſegelten hin und her, kleine Inſeln wurden zurück gelegt, unter welchen ſich eine auszeichnet, auf welcher Villegagnon das Fort Coligny erbaut hatte, und welche noch ſeinen Nahmen trägt; im Jahre 1560 wurden die Franzoſen von da vertrieben. Von hier überſieht man einen Theil des großen Buſens von Rio, welcher in blauer Ferne rund umher von hohen Gebirgen eingefaßt iſt, worunter die Serra dos Orgaos (das Orgelgebirge) durch die merkwürdigſten, den Schweizeriſchen ähnlichen Kegelhörner ſich auszeichnet. Mancherley niedliche Inſeln liegen in dieſem ſchönſten und ſicherſten Hafen der neuen Welt, deſſen Eingang an beyden Seiten durch ſtarke Batterien vertheidiget wird. Gerade gegenüber iſt man hier der Stadt Rio de Janeiro, oder eigentlich St. Sebaſtian, die auf mehreren Hügeln unmittelbar am Ufer erbaut iſt, und mit ihren Kirchen und Klöſtern auf den Höhen einen angenehmen Anblick gewährt. Den nahen Hintergrund der Stadt bilden ſchöne, mit Wald bedeckte grüne Gebirge von ziemlich kegelförmiger, oben abgerundeter Geſtalt; ſie verſchönern unendlich die Landſchaft, deren Vordergrund durch eine Menge Schiffe aller Nationen belebt wird. Hier herrſcht reges Leben und mannigfaltige Thätigkeit; Boote und Canots fahren hin und her, und die kleinen Küſtenſchiffe der benachbarten Hafen füllen den Raum zwiſchen den majeſtätiſchen Dreymaſtern der Europäiſchen Völker.

Kaum hatte unſer Schiff geankert, als wir ſchon von mehreren Booten umlagert wurden; eines derſelben führte Soldaten, die ſogleich das Verdeck beſetzten; die Bedienten der Alfandega (Zollbeamten) ſtellten ſich ein; auch erſchien eine Geſundheits-Commiſſion, welche den Geſundheits-Zuſtand der Angekommenen, und Officiere, welche unſere Päſſe unterſuchten; endlich ward das Schiff von einer Menge Engländer angefüllt, welche nach Neuigkeiten aus dem Vaterlande verlangten. Leicht ſchwand uns nun am Bord unſeres Schiffes der letzte Abend, nach einer Gefangenſchaft von zwey und ſiebzig Tagen, und während wir uns bey heiterem Mondſcheine und einer ſtillen, angenehm warmen Temperatur bis ſpät in die Nacht

auf dem Verdecke unterhielten, konnten wir uns gegenſeitig die ungeduldigen Erwartungen für den kommenden Tag nicht verbergen. Unſere Einbildungskraft beſchäftigte ſich mit den lebhafteſten Bildern der nahen Zukunft, und doch konnte ich dabey nicht ohne Intereſſe auf die jetzt in Ruhe verſetzten hohen Maſten des guten Schiffes zurückſehen, welches uns ſo ſicher und nach ſo manchen glücklich überſtandenen Prüfungen aus fernen Landen herüber geführt hatte. Der Reiſende, welcher auf dem unermeßlichen Ocean für eine lange Zeit ſeine Heimath in einer ſolchen künſtlichen Arche gefunden hat, fühlt gegen ſie eine gewiſſe Dankbarkeit, wenn er ſie verlaſſen ſoll, und dem rohen, aber biederen Seemanne, der ſo lange ſeine Stütze war, wünſcht er herzliches Lebewohl, und Glück zu den weitern Zügen auf jenem unſichern trügeriſchen Elemente, dem er ſein Leben gewidmet hat.

II.

Aufenthalt in Rio de Janeiro.

Die Stadt und ihre Umgebungen. Die Indianer zu St. Lorenzo. Anſtalten zur Reiſe in's Land.

Rio de Janeiro, welches in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts nur 2500 Einwohner mit 600 Soldaten zählte*), hat ſich nun zum Range einer der erſten Städte der neuen Welt erhoben. Da man ſchon mehrere Schilderungen dieſer Hauptſtadt beſitzt, ſo würde es unnütze Wiederhohlung ſeyn, wenn ich mich auf eine förmliche Beſchreibung derſelben einlaſſen wollte. Barrow, der angenehme Reiſebeſchreiber, gab eine ziemlich anſchauliche Idee von ihr; man findet aber jetzt die Anſicht im Ganzen ſehr verändert, da mit dem Könige beynahe 20,000 Europäer aus Portugal einwanderten, welches die natürliche Folge hatte, daß nun die Braſilianiſchen Gebräuche den Europäiſchen weichen mußten. Verbeſſerungen aller Art wurden in der Hauptſtadt vorgenommen; ſie verlor viel von ihrer Originalität, und ward hierdurch Europäiſchen Städten ähnlicher. Freylich befremdet es den neuen Ankömmling, unter den zahlreichen, in den Straßen ſich drängenden Menſchen den größeren Theil ſchwarz oder gelbbraun gefärbt zu ſehen; denn Rio zählt unter ſeiner beträchtlichen Volksmenge mehr Neger und farbige Leute, als Weiße. Mancherley Nationen werden hier durch den Handel vereint, und aus ihrer Verbindung entſpringen wieder mancherley neue Blendlinge. Den vorzüglicheren Theil der Bewohner aller Portugieſiſch-Braſilianiſchen Staaten machen echte Europäiſche Portugieſen aus, Portuguezes oder Filhos do reino; ferner Brazileiros (Braſilianer oder Portugieſen in Braſilien geboren, von mehr oder weniger reiner Abkunft); Mulatos (Mulatten, aus der Vermiſchung

*) *Southeys* History of Brasil. Vol. II. p. 667.

der Weißen mit Negern); Mamaluccos (Mameluken, von Weißen und Indiern, ſonſt auch Meſtizen genannt); Negros (echte Neger aus Afrika, auch Muleccos genannt; Creolos (Creolen, von Negern in Braſilien geboren); Caribocos (vom Neger und Indier); Indios, reine Indier oder Urbewohner von Braſilien, unter denen man die civiliſirten Caboclos nennt, und die noch im rohen Urzuſtande lebenden mit dem Nahmen der Gentios, Tapuyas oder Bugres belegt.

Von allen dieſen Farben-Varietäten kommen Proben in Rio de Janeiro vor, jedoch von den Tapuyas nur einzeln, als Seltenheiten. Dieſes merkwürdige Gemiſch ſieht man bey dem erſten Eintritte in die Straßen der Stadt mannigfaltig beſchäftigt, ſo wie neben ihnen auch alle Europäiſchen Nationen. Sehr zahlreich ſind hier die Engländer, Spanier und Italiäner; Franzoſen wandern jetzt aus ihrem Vaterlande in Menge dahin aus; in geringerer Anzahl findet man Deutſche, Holländer, Schweden, Dänen und Ruſſen. Neger, zum Theil mit halbnacktem Körper, ziehen ſchwere Laſten, und durch dieſe nützliche Menſchen-Claſſe werden alle Kaufmannsgüter vom Hafen in die Stadt geſchafft; ſie tragen vereint zu zehn und zwölf, durch Geſang oder vielmehr Geheul ſich im Tacte haltend, ſchwere Laſten an großen Stangen. Der Karren bedient man ſich nie, um Waaren fortzuſchaffen; dagegen ſieht man Kutſchen und andere von Maulthieren gezogene Fuhrwerke, welche die, im Allgemeinen ſchlecht gepflaſterten, aber mit Trottoirs verſehenen Straßen durchkreuzen. Die Straßen durchſchneiden ſich meiſtens in rechten Winkeln; die Häuſer ſind größten Theils niedrig von ein oder zwey Stockwerken. Doch gibt es in einigen Theilen der Stadt anſehnliche Gebäude, beſonders in der Nähe des Hafens, der Rua direita, und in der Gegend des nicht beſonders prächtigen aber ſchön gelegenen königlichen Pallaſtes, wo man nach dem Meere hin eine herrliche Ausſicht hat. Zu den vorzüglicheren Gebäuden gehören beſonders die zahlreichen Kirchen, welche innerlich zum Theil prächtig verziert ſind; Kirchenfeſte, Prozeſſionen und ähnliche Feyerlichkeiten fallen hier häufig vor, und man hat die ſonderbare Gewohnheit, bey allen Gelegenheiten der Art, in den Straßen vor den Kirchthüren Feuerwerke unter heftigem Geknalle und Gepraſſel abzubrennen.

Rio beſitzt ein ziemlich anſehnliches Opernhaus, eine Italiäniſche Oper und Franzöſiſche Ballett-Tänzer. Ein bedeutendes Werk iſt der Aquäduct, und vorzüglich angenehm der Spaziergang nach der Höhe, von welcher derſelbe in die Stadt hinab läuft; herrlich iſt von dort aus die Ausſicht in den Hafen, und auf die in einem Thal-Einſchnitte ausgebreitet liegende Stadt, aus welcher Cocospalmen

(Cocos butyracea) emporſteigen. Auf der Landſeite iſt die Stadt von einigen mit Mangle-, oder wie die Portugieſen ſagen, Mangibäumen (Rhizophora) bewachſenen Sümpfen umgeben, welche Nachbarſchaft, ſo wie überhaupt ihre Lage, nicht ſehr günſtig für die Bewohner ſeyn ſoll.

Der Europäer, welcher ſich zum erſten Mahl in dieſe tropiſchen Regionen verpflanzt ſieht, wird von allen Seiten durch die Schönheit der Natur, und beſonders durch die Üppigkeit und Fülle der Vegetation angezogen. In allen Gärten wachſen die herrlichſten Bäume, zum Beyſpiel hohe coloſſale Mangoſtämme (Mangifera indica, *Linn.*), die einen dunkeln Schatten und eine angenehme Frucht geben; hohe ſchlanke Cocosbäume, Bananenbäume (Musa) in dichten Gruppen, dunkelgrüne Orangenwäldchen mit goldenen Früchten beladen, Melonenbäume (Carica), die prachtvolle ſcharlachroth blühende Erythrina und andere mehr. Dieſe und manche andere treffliche Gewächſe in den nächſten Umgebungen der Stadt verſchaffen eine Menge angenehmer Spaziergänge; auch biethen dieſe ſchönen Gebüſche der Bewunderung der Ausländer noch nie geſehene Vögel und Schmetterlinge dar, unter denen ich nur die vergoldeten Colibris als die bekannteſten nennen will. Herrlich ſind ferner die Spaziergänge am Strande des Meeres, und der Anblick der aus fernen Weltgegenden in den Hafen glücklich anlangenden Schiffe; auch darf ich des Passeio publico, eines von Bäumen beſchatteten Platzes mit Gängen und einer Terraſſe am Ende, zu erwähnen nicht vergeſſen. Bis jetzt hat in Braſilien die Natur mehr gethan als der Menſch; jedoch iſt ſeit der Anweſenheit des Königs ſchon viel zum Vortheil des Landes geſchehen. Beſonders hat Rio viele Verbeſſerungen erhalten; hierhin gehören vorzüglich manche Anordnungen zur Begünſtigung eines ſehr thätigen Handels, auf welchen jedoch, zum Schaden der Unterthanen, Großbrittannien zu ſtarken Einfluß hat; denn ſelbſt die Schiffe der Portugieſen müſſen mehr Abgaben entrichten als die Brittiſchen. Indeſſen hat der Umlauf bedeutender Summen den Wohlſtand der Stadt ſehr gehoben, und hierzu trägt der Aufenthalt des Hofes nicht wenig bey; der Hof ſelbſt ernährt eine große Menge Menſchen; dabey haben die Geſandten der Europäiſchen Höfe und andere dadurch herbeygezogene Fremde, einen bedeutenden Grad des Luxus unter den verſchiedenen Claſſen der Bewohner verbreitet. Trachten und Moden ſind völlig die unſerer Europäiſchen Hauptſtädte; auch findet man ſchon ſo viele Künſtler und Handwerker aller Art aus allen Ländern, daß man in wenigen Jahren nicht leicht etwas von dem vermiſſen wird, was zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört. Hierzu kommt der Reichthum an Früchten und anderen Erzeugniſſen jeder Art,

welche das vortreffliche Clima hervorbringt, und die nur der Menſch durch Fleiß, Wartung und Veredelung muß zu ſchätzen und zu gebrauchen wiſſen. Orangen, Mangos, Feigen, Weintrauben, Goyaven (Psidium pyriferum, *Linn.*), Ananas (Bromelia Ananas, *Linn.*) gedeihen zu einer ſeltenen Vollkommenheit; die Bananen (Musa) hat man von mehreren Abarten, beſonders die von S. Tomé und die Banana da terra, welche man noch für geſünder hält; beyde ſind ſehr nahrhaft und wohlſchmeckend; die Cocosnüſſe mit ihrer erfriſchenden Milch; die Jacas (Artocarpus integrifolia) mit widerlich ſüßem Geſchmack; die Melancias (Waſſermelonen), die Nüſſe des Sapucaya-Baumes (Lecythis Ollaria, *Linn.*), die der Braſilianiſchen Fichte (Araucaria) und andere Früchte werden auf den Straßen zu allen Stunden zum Verkaufe angebothen; das Zuckerrohr ſoll urſprünglich, beſonders in der Gegend von Rio, wild gefunden worden ſeyn. Eben ſo reich ſind die Märkte an Fiſchen verſchiedener Art, von den ſonderbärſten Geſtalten und den ſchönſten Farben; Geflügel, ſo wie mancherley vom Jäger verkauftes Wildbret, vermehren den Überfluß. Von den Hühnern hat man hier eine Raçe mit gelben Füßen und Schnäbeln, die aus Afrika gekommen ſeyn ſoll. Ein jetzt bedeutend zahlreiches Militär ernährt ebenfalls viele Menſchen. Der Unterſchied zwiſchen den von Portugal herüber geſchifften Truppen, die unter Wellington in Spanien gefochten hatten, und jenen, welche in Braſilien errichtet worden ſind, iſt ſehr auffallend. Ein militäriſcher Anſtand zeichnet die Erſtern aus; die Letztern ſind durch das warme Clima weichlicher und gemächlicher, geworden, und laſſen ſich vom Exercier-Platze ihre Gewehre durch Negerſclaven nach Hauſe tragen.

Von einem Reiſenden, der ſich nur eine kurze Zeit in dieſer Stadt aufgehalten hat, wird man keine vollendete Schilderung derſelben und ihrer Bewohner verlangen; denn hierzu iſt eine längere Beobachtung nöthig, und falſche, übereilte Angaben würden in einem ſolchen Gemählde unvermeidlich ſeyn, und ſeine Zuverläſſigkeit ſehr gefährden. Gewiß haben wir indeſſen in kurzem von den vielen gegenwärtig dort lebenden Europäern intereſſante Darſtellungen dieſer Königsſtadt zu erwarten.

Ich trat im Winter des tropiſchen Clima's in Rio an's Land, bey einer Temperatur, die der Hitze unſerer wärmſten Sommermonathe gleich war, und erwartete Regen in dieſem Amerikaniſchen Winter; allein ich hatte mich zu meiner Freude geirrt; es regnete nicht; ein Beweis, wie ungegründet die gemeine Sage iſt, daß es in dem heißen Amerikaniſchen Clima in der kalten Jahreszeit beſtändig regne. Meine Empfehlungsbriefe verſchafften mir in einigen Häuſern eine ſehr zuvorkommende Aufnahme.

Ich muß hier mit innigem Dankgefühle des Schwediſchen General-Conſuls Weſtin, des Ruſſiſchen Conſuls von Langsdorff, des Engliſchen Chargé d'affaires Chamberlain, und des Ruſſiſchen Swertskoff erwähnen. Dieſe Herren beſtrebten ſich um die Wette, mir meinen Aufenthalt angenehm zu machen, und mein Landsmann, der Ingenieur-Major Feldner, überhäufte mich mit Beweiſen ſeiner Güte. Ihnen verdanke ich mehrere unterhaltende Landpartien, welche mich die ſchöne Gegend um Rio kennen lehrten. Unter dieſen war eine für mich vom höchſten Intereſſe, da ſie mir die erſte Anſicht der Urbewohner Braſiliens verſchaffte. Das Dörfchen St. Lourenzo iſt in der Nähe von Rio de Janeiro der einzige Ort, wo ſich noch Überreſte der ehemahls ſo zahlreichen eingebornen Stämme dieſes Landes erhalten haben. Um dieſe näher kennen zu lernen, verließen wir in angenehmer Geſellſchaft die Stadt, geführt von dem der Gegend kundigen Capitân Perreira, und überſchifften einen Theil des Buſens von Rio. Das ſchönſte Wetter begünſtigte uns, und jeder Augenblick brachte mir Freude durch die neuen Anſichten und Naturſcenen, wozu die reitzenden Gebüſche an den Ufern, die aus den ſchönſten Formen zuſammen geſetzt, von dem lieblichſten Coloritt belebt, und durch die grellſten Lichter gehoben ſind, unendlich viel beytrugen. Wir landeten unweit St. Lourenzo, und erſtiegen mäßige Höhen auf einem Pfade, der durch dunkles Buſchwerk von den ſchönſten Gewächſen hinauf führt. Lantanen (Lantana) mit ihren feuerfarbenen, hochrothen oder roſenrothen Blumenköpfchen bilden hier, mit Helikonien (Heliconia) und andern zierlichen Pflanzen gemiſcht, ein dichtes Geſträuch. Auf der Höhe liegen die Wohnungen der Indier zerſtreut in Wäldchen von finſter-ſchattigen Orangen-, Bananen-, Melonen- und anderen Bäumen, die mit herrlichen Früchten beladen ſind. Hier würde der Mahler Gelegenheit haben, ſeinen Pinſel an der tropiſchen Pflanzenfülle und an den ländlichen Scenen einer erhabenen Natur zu vervollkommnen. Wir fanden die Bewohner in ihren Hütten ſämmtlich mit Verfertigung irdener Geſchirre aus einer dunkelgrauen Thonart, die ſich nachher röthlich brennt, beſchäftiget. Sie bereiten daraus große Gefäße, bloß mit den Händen, ohne Töpferſcheibe, und glätten ſie mit einer kleinen Seemuſchel, die ſie mit dem Munde anfeuchten; Jung und Alt ſaß dabey auf der Erde. Die Männer arbeiten im Dienſte des Königs auf den Schiffen. Der größte Theil dieſer Menſchen hat noch unverkennbar ſeine echt Indiſche Geſichtsbildung; Andere hingegen ſchienen ſchon etwas vermiſchter Abkunft. Die unterſcheidenden Züge der Braſilianiſchen Menſchenraçe, die ich hier zuerſt beobachtete, ſpäter aber immer beſtätigt fand, ſind ein mäßig großer,

öfters kleiner, wohlgewachſener Körper, bey den Männern unterſetzt und muskulös; eine röthlich- oder gelblich-braune Farbe, ein ſehr ſtarkes, hartes, langes, kohlſchwarzes, ſchlichtes Haar; ein breites, etwas ſtark knochiges Geſicht, oft mit etwas ſchief geſtellten Augen, jedoch häufig wohlgebildet, mit ſtarken Zügen und meiſtens etwas dickem Munde; Hände und Füße klein und zierlich; bey den Männern ein gewöhnlich dünner, harter Bart.

Die wenigen hier wohnenden Indier machen den ganzen Überreſt der alten, zahlreichen Bevölkerung dieſer Gegend aus; doch iſt dieſe nicht eigentlich ihre Heimath. Urſprünglich war Rio und die umliegende Gegend von dem kriegeriſchen Stamme der Tamoyos bewohnt. Dieſe, von den Tupin-Imba (die Portugieſen nennen ſie Tupinambas) zum Theile verdrängt, verbanden ſich nachher mit jenen gegen die Portugieſen, und ſchloſſen ſich mit ihnen an die Franzoſen an, bis ſie endlich auch bey der Vertreibung der Letztern im Jahre 1567 aus dieſer Gegend, von den Portugieſen und den mit dieſen vereinten Indiern zum Theile ausgerottet, zum Theile in die Wälder weiter zurück gedrängt wurden. Dieſe Tupinambas ſollen, wie eine, jedoch kaum glaubwürdige Sage behauptet, quer durch die Urwälder bis zum Amazonenſtrome gezogen ſeyn, und ſich dort niedergelaſſen haben. So viel iſt aber gewiß, daß man heut zu Tage an jenem großen Strome auf einer Inſel am Ausfluſſe des Madeira, in dem Flecken Tupinambara, aus welchem ſpäter der Ort Topayos entſtanden iſt, einen Überreſt dieſes Stammes findet. Man kann hieraus auf die weite Verbreitung dieſes Volkes ſchließen *). Über den Zuſtand, die Lebensart und Gebräuche der Tupinambas finden wir die intereſſanteſten Nachrichten in Lery und Hans Staden's wahren und treffenden Schilderungen. Dieſe Nachrichten bleiben um ſo lehrreicher, da ſie zugleich ein Gemählde aller dieſer nun civiliſirten Stämme der Küſten-Indier, die von den Portugieſen heut zu Tage gezähmten Indier oder

*) Nach der Beſchreibung des Pater d'Acunha bey de la Condamine Seite 137. Die Stämme der Tupinambas und der andern mit ihnen verwandten Küſten-Indier waren weit verbreitet. Dieſes beweiſen aus ihrer Sprache hergenommene Benennungen an der ganzen Oſtküſte, am Amazonenſtrome und ſelbſt in Paraguay, wo ſie Azara mit dem Nahmen der Guaranis belegt. Vol. II. p. 52. — Zwar findet ſich in den Wörtern, welche dieſer Schriftſteller aus der Guarani-Sprache hernahm, manche Abweichung von denen der Lingoa geral, jedoch auch viele Übereinſtimmung, ſo daß beyde Völker einander wenigſtens ſehr nahe verwandt ſcheinen.

Indios mansos genannt werden, darſtellen. Southey in ſeiner gehaltreichen, und Beauchamp in ſeiner romanartigen Geſchichte von Braſilien, haben dieſe Quellen benutzt. Vasconcellos*) theilt, in ſeinen Noticias curiosas do Brasil, alle Stämme der Urvölker des öſtlichen Braſiliens in zwey Claſſen, nähmlich in gezähmte oder civiliſirte Indier, Indios mansos, und in Tapuyas, oder wilde Horden. Die Erſtern bewohnten, als die Europäer dieſes Land zuerſt beſuchten, bloß die Seeküſte; ſie waren in viele Stämme getheilt, aber durch Sprache, Sitten und Gebräuche ſehr wenig von einander verſchieden. Bey ihnen herrſchte der Gebrauch, die Gefangenen zu mäſten, an einem feſtlichen Tage ſie mit der Keule, Tacapé oder Iwere Pemme, die mit bunten Federn geſchmückt war, zu erſchlagen, und ſie alsdann aufzufreſſen. Unter ihnen nennt man die Stämme der Tamoyos, Tupinambos, Tupinaquins, Tobayaras, Tupis, Tupigoàes, Tumiminos, Amoigpyras, Araboyaras, Rariguaras, Potigoares, Carijos u. a. m. Von ihrer Sprache, die man, weil ſie allen Küſtenſtämmen gemein war, die allgemeine Sprache Lingoa geral oder matriz nauute, haben uns die Jeſuiten, beſonders Pater Joſe de Anchieta**) eine ſehr vollſtändige Grammatik hinterlaſſen. Ob nun gleich alle dieſe Indier heut zu Tage civiliſirt ſind, und Portugieſiſch reden, ſo verſtehen ſie doch, mehr oder weniger, noch immer einige Worte derſelben, und manche Alte unter ihnen ſprechen ſie ſelbſt noch ziemlich vollſtändig; allein mit jedem Tage verliert ſich die Gewohnheit, ſie zu reden, mehr und mehr. Aus dieſer Sprache ſind allè in den Reiſebeſchreibungen von Braſilien vorkommende Benennungen der Thiere, Pflanzen, Flüſſe u. ſ. w. übrig geblieben. Da dieſelbe von St. Paulo bis Para längs der Küſte geredet wird, ſo finden wir die darin üblichen Benennungen, hauptſächlich die der Thiere, beſonders in Marcgraf's Naturgeſchichte. Indeſſen ſind durch die Aufnahme ſolcher Provincial-Benennungen in den Syſtemen nicht ſelten ſchädliche Irrungen veranlaßt worden; denn obgleich in der Regel dieſelben Nahmen in einem weiten Umkreiſe längs der Küſte hin gelten, ſo kommen dennoch große Abänderungen darin vor, wie ſich dieſes in der Folge meines Reiſeberichtes zeigen wird. Einige Beyſpiele von Worten und Nahmen aus dieſer Sprache ſind: Jaüarété (Felis Onca, *Linn.*) Tamandua (Myrmecophaga), Pécari (Schwein), Tapiirété (Ta-

*) Noticias antecedentes, curiosas, e necessarias das Cousas do Brasil in Padre *Simao de Vasconcellos* Chronica da Companhia de Jesu do Estado do Brasil etc.

**) Pater *Joseph de Anchelta* arte da Lingoa Brasilica Lisboa etc.

Digitized by Google

pirus americanus, *Linn.*) Cùia (Cabasse *); Tapyyia (Barbar oder anderes feindſeliges Volk), woraus man nachher Tapuyas gemacht hat; Panacum (ein länglicher Korb); tinga (weiß); uassú oder assú (groß); miri (klein) ꝛc. Eben ſo haben die Portugieſen für die verſchiedenen eßbaren Gewächſe und die daraus zubereiteten Speiſen die alten Indiſchen Benennungen angenommen und beybehalten. Sie eſſen z. B. den Mingau der alten Küſtenſtämme.

Daß dieſe Sprache in Braſilien und den angränzenden Provinzen Süd-Amerika's weit verbreitet war, beweiſen unter andern die Nahmen der Thiere, welche Azara in ſeiner Naturgeſchichte von Paraguay aufführt. Sie ſind aus der Sprache der Guaranis aufgenommen, ſtimmen aber mit denen der Lingoa geral zum Theile ganz überein.

Die erſte Claſſe der Indier (nach Vasconcello's Eintheilung) hat demnach ihre Lebensweiſe gänzlich verändert, und dadurch ihre Originalität verloren. Anders iſt es mit der zweyten, den Tapuyas; dieſe befinden ſich noch unverändert in dem Urzuſtande der Rohheit. Durch ihre Wohnplätze im Innern der großen Küſtenwälder dem Auge und dem Einfluſſe der Europäiſchen Ankömmlinge entzogen, lebten dieſe rohen Barbaren ſicherer und ungeſtörter als ihre an der Küſte wohnenden Brüder, mit denen ſie, wie mit den Europäern, in beſtändige Kriege verwickelt waren. Sie theilen ſich in viele Stämme, wobey es dem Forſcher ſehr merkwürdig ſeyn muß, daß alle dieſe kleinen Horden völlig verſchiedene Sprachen reden. Ein einziger, ſehr wilder Stamm der Tapuyas, die Uëtacas oder Goaytacaſes, wie die Portugieſen ſie nennen, wohnte zwar an der Oſtküſte zwiſchen den Völkern der Lingoa geral, redete aber eine von der ihrigen völlig verſchiedene Sprache, lebte in beſtändigen Kriegen mit denſelben, und ward auch von ihnen, wie von den Europäern, gefürchtet, bis die in ihrer Bildung jener rohen Horden ſo erfahrenen Jeſuiten durch Geduld, Muth und Ausdauer endlich auch dieſen wilden Stamm bändigten.

Das Dorf St. Lourenzo hatte Mendo de Sa 1567 bey

---

*) Dieſe Cuias ſind Abſchnitte von der Schale einer gewiſſen Art Kürbis, die, ausgeleert und geſäubert, gute leichte Schüſſeln, Näpfe zum Eſſen und Trinken geben. Iſt der ausgehöhlte Kürbis noch ganz und ſtellt eine Flaſche vor, ſo nennt man das Gefäß Cabaça. Dieſer Gebrauch, ſo wie das Wort Cuia ſtammt, wie ſchon geſagt, aus der Lingoa geral, und ward auch von den Europäern in Braſilien angenommen.

Digitized by Google

der Erbauung von St. Sebaſtian (Rio de Janeiro) unter einem gewiſſen Martim Afonſo für die Indier, welche ſich in verſchiedenen Gefechten gegen die Franzoſen und die mit ihnen verbundenen Tupinambas, und bey der Vertreibung derſelben ſehr tapfer gezeigt hatten, angelegt. Nach dieſer Zeit haben die Jeſuiten neubekehrte Goaytacaſes dahin geführt, um den Ort durch ſie neu zu bevölkern. Die jetzt daſelbſt wohnenden Indier ſtammen alſo von jenem Volke ab.

Nach dieſer Abſchweifung kehren wir zu den ſtillen Wohnungen von St. Lourenzo zurück. Gatterwerk von Stäben, die Zwiſchenräume mit Lehm ausgefüllt, bildet die Mauern der Hütten, deren Dächer mit Cocosblättern gedeckt ſind. Der Hausrath iſt ſehr einfach. Rohrmatten (Esteiras), auf Pritſchen von Stangen gelegt, vertreten die Stelle der Betten; hier und da ſieht man auch noch Schlafnetze (Rede) von baumwollenen Schnüren geknüpft, die in den frühern Zeiten unter ihnen gebräuchlich waren. Dieſe beyden Arten von Lagerſtätten ſind in ganz Braſilien auch von den niedern Claſſen der Portugieſen angenommen worden. Große Töpfe, worin man das Waſſer ſtets kühl erhält, Talha genannt, ſind hier, wie im ganzen Lande, in Gebrauch; ſie werden von einer Thonart gemacht, durch die das Waſſer langſam ſintert, an der äußern Seite des Gefäßes verdunſtet, und ſo im Innern desſelben abgekühlt wird. Zu dieſen Gefäßen gehört alsdann eine durchgeſchnittene, mit einem hölzernen Stiele zum Handgriffe verſehene Cocosnuß, als Schöpflöffel. Einige irdene Kochtöpfe (Panellas) und Cuias oder Kürbisſchüſſeln, als Teller zu gebrauchen, ſo wie mehrere andere Kleinigkeiten des Anzuges und des Putzes, und etwa die Flinte oder der Bogen und die Pfeile zur Jagd, machen den übrigen Hausrath aus.

Alle dieſe Leute leben zum Theile von ihren Mandiocca- (Jatropha Manihot, *Linn.*) und Mays- (Milho) Pflanzungen, deren Beſchreibung ich nicht mehr zu geben brauche, da Koſter und Mawe *) davon ſehr ausführlich geſprochen haben. Außer dieſen Gewächſen, die den eigentlichen Unterhalt der Braſilianer aller Nationen ausmachen, pflanzt man um die Wohnungen her noch einige Gewürzſträuche (Pimenteiras). Verſchiedene Arten von Capſicum, wovon das mit länglicher, rother Frucht Malagueta, und das mit runder, rother oder gelber Frucht Pimenta di cheiro genannt wird, und Gebüſche von Ricinus (Baga **), mit ihren wink-

*) Koſter gibt einen beſondern Abſchnitt für die Agricultur von Braſilien, und Mawe ſpricht S. 73 von den Mandiocca-Pflanzungen.

**) Nach Koſter in Pernambucco Carrapato genannt. Seite 376.

lichen Blättern, umgeben das Haus und verſorgen die Haushaltung mit dem aus ihrem Samen gepreßten Öhle. Unſer Botaniker, Herr Sellow, fand nahe bey den Wohnungen der Indier eine Art Kreſſe (Lepidium) wild wachſend, die im Geſchmacke unſerer Europäiſchen ähnlich iſt, und von welcher die Indier behaupten, daß ſie ein gutes Mittel gegen Bruſtbeſchwerden ſey. Während Herr Sellow Ausbeute in ſeinem Fache machte, erhielt ich einige hübſche Vögel, die uns die Indier, in hölzernen Käfigen eingeſchloſſen, zum Verkaufe anbothen, unter andern die violett und orangegelbe Tanagra (Tanagra violacea), welche in dieſer Gegend von Braſilien Gatturama genannt wird.

Nach einem intereſſanten Aufenthalte zu S. Lourenzo traten wir den Rückweg an, und ſtiegen bald unfern dem Landhauſe des Herrn Chamberlain wieder an's Land. Dieſes Landhaus liegt in einer kleinen Felſenbucht, von lieblichen Gebüſchen umgeben. Sie beſtehen in Anpflanzungen von Orangen- und Cacaobäumen (Theobroma), an welchen die angenehme Frucht unmittelbar aus dem Stamme hervor wächſt; hohe Mangobäume (Mangifera indica, *Linn.*), die unſere größten Eichen übertreffen, beſchatten in einer kleinen Schlucht eine kühle Quelle, und machen dieſen Platz zu einem angenehmen Ruhepunct. Am Ufer bewunderten wir die mancherley wilden Früchte, Schoten, Hülſen, Kapſeln und Nüſſe, worunter die große gurkenähnliche Frucht der vieläſtigen, ganz mit Stacheln überdeckten Bombax-Stämme beſonders häufig iſt. Auf dieſer Baumart lebt, der Entdeckung des Herrn Sellow zu Folge, der prachtvolle Brillantkäfer (Curculio imperialis), eines der ſchönſten Inſecten Braſiliens, über deſſen Verwandlungsart wir von jenem Reiſenden nähere Nachrichten zu erwarten haben. An den benachbarten Bergen zeigen ſich, nahe an der Küſte, äußerſt hohe Felſenwände mit großen Cactus-Stämmen und der Agave foetida bewachſen, und an ihrem Fuße erheben ſich mahleriſch-dunkle Gebüſche. Auf dem Rückwege nach Rio ſahen wir noch die Armaçoa das Baleiias oder die Magazine für den Wallfiſchfang. Die Wallfiſche halten ſich an den Braſilianiſchen Küſten in Menge auf, man ſtellt ihnen aber jetzt zu ſehr nach; vor Zeiten kamen ſie bis in das Binnenwaſſer von Rio de Janeiro, wie Lery *) erzählt.

So angenehm mir ein längerer Aufenthalt in der Hauptſtadt hätte ſeyn müſſen, ſo lag es dennoch nicht in meinem Plane, hier lange zu verweilen, da der Reichthum der Natur nicht in Städten,

*) *Lery* pag. 92.

ſondern in Feld und Wald zu finden iſt. Durch die Regierung, deren liberale Geſinnungen ſich in dem wohlwollenden Benehmen des alles Gute und Nützliche befördernden Miniſters Conde da Barca höchſt erfreulich offenbarten, unterſtützt, ward ich in den Stand geſetzt, meine Anſtalten zur Abreiſe ſchnell betreiben zu können. Ich erhielt meine Päſſe und Empfehlungs-Schreiben an die verſchiedenen General-Capitäne ſo günſtig für mich ausgefertiget, wie ſie wohl ſchwerlich anderen Reiſenden früher gegeben worden ſind. Die Obrigkeiten waren darin angewieſen, uns auf alle Art behülflich zu ſeyn, unſere Sammlungen nach Rio zu beſorgen, und uns, wenn wir es fordern würden, mit Laſtthieren, Soldaten und andern Leuten zu unterſtützen. Zwey junge Deutſche, die Herren Sellow und Freyreiß, welche Sprache und Sitte des Landes kannten, hatten ſich mit mir zu dem gemeinſchaftlichen Zwecke verbunden, die Unterſuchungsreiſe längs der Oſtküſte nach Caravellas hinauf zu machen. Wir hatten 16 Maulthiere angeſchafft, deren jedes zwey hölzerne, mit roher Ochſenhaut überzogene, und ſo gegen Regen und Feuchtigkeit geſchützte Kiſten trug, und zehn Menſchen, theils zur Wartung unſerer Thiere, theils als Jäger in unſere Dienſte genommen. Alle waren bewaffnet, und ſo traten wir, mit hinlänglicher Munition und allen zum Sammeln der Naturalien nöthigen Bedürfniſſen verſehen, die ich zum Theile unnöthiger Weiſe aus Europa mitgebracht hatte, unſere Reiſe an.

III.

Reiſe von Rio de Janeiro nach Cabo-Frio.

Praya = Grande; St. Gonzalves; Fluß Guajintibo; Serra de Inua; See und Freguesia de Marica; Gurapina; Ponta negra; Sagoarema; Lagoa de Araruama; St. Pedro dos Indios; Cabo = Frio.

Nachdem wir zu St. Chriſtoph, einem kleinen Orte in der Nähe von Rio, die nöthigen Vorbereitungen zu unſerer Abreiſe getroffen hatten, wurden unſere Thiere in einer großen Barke eingeſchifft. Die Halsſtarrigkeit der Maulthiere iſt bekannt; auch uns koſtete es viel Mühe, bis wir ſie dahin brachten, den Sprung in die tiefe Barke zu wagen, und zwar um ſo viel mehr, da es in dieſem Lande noch ſehr an den nöthigen Vorrichtungen fehlt, um Laſtthiere leicht in die Fahrzeuge zu bringen. Wir verließen St. Chriſtoph am 4. Auguſt, und durchſchifften das große Binnenwaſſer von Rio bis nach dem Dorfe Praya-Grande, wo wir um Mitternacht landeten. Alles lag hier in tiefem Schlafe. Wir fanden daſelbſt Neger, die ſich unter freyem Himmel ohne Umſtände in den Sand gebettet hatten; ein kleines Feuer verbreitete nothdürftige Wärme, und ihre nackten Körper waren nur mit einem dünnen baumwollenen Tuche bedeckt, welches ſie vor dem ſtarken Thau ſehr wenig ſchützen konnte. Nach langer Beſtürmung eines Wirthshauſes öffnete uns endlich der Wirth, in ſeinen Mantel gehüllt, mit halbſchlafenden Augen die Thür. Wir ſahen uns genöthiget, uns den ganzen folgenden Tag hier aufzuhalten, da unſere Tropa (ſo nennt man eine vereinigte Anzahl Laſtthiere) wegen des ſeichten Waſſers erſt ſpät am Mittage ausgeſchifft werden konnte. Dieſes geſchah wieder unter vielen Schlägen, ohne welche die Maul-

Digitized by Google

thiere nicht zu dem gefährlichem Sprunge aus der Barke zu bringen waren. Ein Paar ſehr geübte Treiber (Tropeiros), Mariano und Felippe, beyde Bewohner von S. Paulo, einer der ſüdlichen Capitanien von Braſilien, welche eine beſondere Geſchicklichkeit in Behandlung der Maulthiere haben, leiſteten dabey gute Dienſte.

Wir verließen, von einigen unſerer Freunde, die unſere Abreiſe mit anſehen wollten, begleitet, am 6. Auguſt Praya-Grande in der Hoffnung, noch eine gute Strecke Weges zurück zu legen; allein wir fanden bald, daß es weit umſtändlicher und mühſamer iſt, mit beladenen Maulthieren zu reiſen, als nach Europäiſcher Art ſein Gepäck auf Wägen fortzuſchaffen. Die Beſchwerde war für uns um ſo größer, da die zum Theil unbändigen Thiere, welche in der Eile zuſammen gekauft worden, ihre Sättel und ihr Gepäck noch nicht kannten; hier war ein Riemen, welcher drückte, dort eine Laſt, welche nicht recht gerade lag. Kaum waren wir aufgebrochen, ſo ſahen wir zu unſerm Kummer, aber auch zu großer Beluſtigung der Zuſchauer, beynahe alle unſere Thiere unter den ſeltſamſten Sprüngen angeſtrengte Verſuche machen, ſich ihrer Bürde zu entledigen. Man läßt bey dergleichen Reiſen ſeine Laſtthiere, die ſich bald an einander gewöhnen, frey hinter einander hergehen; die unſerigen aber liefen jetzt nach allen Richtungen in's Gebüſche, und vielen glückte es, ihre Laſt abzuwerfen. Wir waren genöthiget, umher zu reiten, das abgeworfene Gepäck aufzuſuchen und zu bewachen, bis unſere Tropeiros herbey kamen, und die Thiere von neuem beluden. Dieſer Zeitverluſt hinderte uns heute, weit vorwärts zu kommen. Wir erreichten nach ein Paar Stunden eine hübſche, ebene, rundum von Gebüſchen fein gefiederter Mimoſen eingeſchloſſene Wieſe, wo, um uns an's Lagern unter freyem Himmel zu gewöhnen, Halt gemacht wurde, obgleich Wohnungen in der Nähe waren. Unſer Gepäck wurde zum Schutz vor feuchter Nachtluft in einen Halbkreis herumgeſtellt, und Ochſenhäute vor demſelben zu unſerm Lager ausgebreitet; in der Mitte zündeten wir ein hoch aufloderndes, helles Feuer an. Gegen den ſtarken Thau dieſes Clima's ſchützten wir uns durch dicke wollene Decken; unſere Mantelſäcke dienten zu Kopfkiſſen. Unſer frugales Abendeſſen von Reiß und Fleiſch war bald zubereitet; einige Schüſſeln, Löffeln und andere nöthige Geräthſchaften führten wir mit uns. Wir ſpeiſeten unter dem herrlichen tropiſchen Sternenhimmel: unbeſchreiblicher Frohſinn würzte das Mahl, und die benachbarten Pflanzer, die, ſich zur Ruhe nach ihren Wohnungen begebend an uns vorübergingen, machten ihre Gloſſen über die ſelt-

ſame Zigeunerbande *). Um vor Diebſtahl in dieſen bewohnten Gegenden ſicher zu ſeyn, hatten wir uns in Wachen abgetheilt. Meine Deutſchen Jagdhunde waren dabey von großem Nutzen; denn ſie rannten, bey dem leiſeſten Geräuſche in der Nähe, mit heftigem Gebelle in der Dunkelheit muthig auf die Seite zu, woher das Geräuſch kam. Die Nacht war herrlich, und wir ſahen oft erfreut zum Himmel auf; in den Gebüſchen rief das Caburé (eine kleine roſtrothe Eule); an den uns umgebenden Lachen glänzten leuchtende Inſecten, und die Fröſche ließen leiſe ſich hören. Der heitere Morgen verſchaffte mir zum erſten Mahl einen Jagdzug, den ich bisher nur aus le Vaillant's ſo intereſſanten Afrikaniſchen Schilderungen gekannt hatte. Unſere Decken und unſer Gepäck war vom Thau wie von einem Regen durchnäßt; allein die früh ſchon heiß brennende Sonne trocknete es bald. Nach dem Frühſtücke ergriff jeder von uns ſeine Flinte, und drang, mit allen Arten von Bley wohl verſehen, in die umliegende ſchöne Gegend ein. Die Gebüſche rings umher waren von einer Menge eben erwachender Vögel belebt, welche uns durch ihren Geſang auf die angenehmſte Weiſe unterhielten. Schlich man hier einer ſonderbaren Stimme nach, ſo ward man dort durch das ſchöne Gefieder eines andern Vogels angezogen. In einem nahen Sumpfgebüſche erlegte ich bald ein niedliches Waſſerhuhn (Gallinula), mehrere Arten von Tanagra (Tanagra), ebenfalls vom ſchönſten Gefieder, und einen allerliebſten kleinen Colibri. Als die Sonne ſchon heftig zu brennen anfing, kehrte ich zu unſerm Lagerplatze zurück. Jeder Jäger zeigte nun vor, welche Schätze er erhaſcht. Herr Freyreiß hatte unter andern ſchönen Vögeln die prächtig-blaue Nectarinia cyanea (Certhia cyanea, *Linn.*) mitgebracht.

Man belud nun unſere Tropa. Obgleich die Thiere noch nicht recht gewöhnt waren und noch zuweilen abwarfen, ſo ging es doch allmählich beſſer. Unſer Weg führte zwiſchen Bergen hin, an denen wir die herrlichſte Vegetation bewunderten; Pflanzungen von Mandiocca, Zuckerrohr, Orangenbäumen, die hier kleine Wäldchen rings um die Wohnungen her bilden, wechſeln mit kleinen Sümpfen. Bananenſtämme in dichten Gebüſchen, Mammonbäume und hohe ſchlanke Cocos-Palmen zieren die einzelnen Wohnungen; prachtvolle buntfarbige Blumen blühen unter niederen Gebüſchen, ſcharlachroth glühte die Erithrina mit ihren langen Röhrenblumen,

*) Es ſoll in Braſilien Zigeuner geben; auch Koſter redet davon Seite 399; ich habe indeſſen keine geſehen.

ſanft-gelb mit großen Blüthen eine ſchöne Trompetenblume (Bignonia), welcher Herr Sellow den Beynahmen coriacea beylegte. Mitten aus dieſen Geſträuchen ragen Cactus, Agave foetida und hohe Gebüſche einer fächerartigen Rohrart empor. An den Wegen wächſt, zuweilen 10 bis 12 Fuß hoch, das Blumenrohr (Canna indica, *Linn.*) mit ſeinen hochrothen Blumen, und mehr wie alle dieſe erfreut den Fremden der Anblick der Buginvillaea brasiliensis, eines etwas ſtacheligen, über und über mit ſanftem Roth prachtvoll gefärbten, buſchigen Baumes. Es iſt jedoch nicht die Blume, ſondern die großen, dieſelbe bedeckenden Bracteen, welche dieſen ſchönen Anblick gewähren.

Bewohner der Gegend in leichten Jäckchen von dünnen Sommerzeug, große, runde, flache Hüte auf dem Kopfe, ritten hin und her, und ſtaunten uns an. Die Pferde, die man in Braſilien zieht, ſind zum Theil ſehr gut und leicht, von mittlerer Größe, ja ſelbſt eher klein zu nennen, von Spaniſcher Raçe, und haben mehrentheils ein ſchönes, ebenes Kreuz und ſchöne Füße. Die Sättel ſind noch wie in der alten Zeit, groß, ſchwer, mit Bauſchen verſehen, mit Sammt überzogen und oft künſtlich ausgenäht; an denſelben befinden ſich ein Paar ſchwere Altfränkiſche Steigbügel von Bronze oder Eiſen, welche durchbrochen gearbeitet ſind; manche führen ſogar einen vollkommenen Kaſten oder Schuh von Holz, worin der Fuß ſteht. Die Portugieſen ſind überhaupt viel zu Pferde, und man trifft ganz gute Reiter unter ihnen an. Sie lieben außerordentlich den Paßgang, und binden ihren Pferden gewiſſe Hölzer an die Füße, um ſie an dieſen Schritt zu gewöhnen. Wir durchritten das Dörfchen St. Gonzalves, welches eine kleine Kirche hat, und langten Nachmittags am Flüßchen Guajintibo an, wo wir bey einer einzelnen Venda *) unſer Lager aufſchlugen.

Der Guajintibo iſt ein kleiner Fluß, der in einer ſanften ſandigen Vertiefung ſich durch dunkle Waldgebüſche hinſchlängelt. Die Wieſenplätze verſprachen gute Nahrung für unſere Thiere, und die Waldungen waren voll Vögel; daher wählten wir dieſe Stelle. Mit Anbruch des folgenden Morgens vertheilten ſich die Jäger; ich eilte dem Ufer des Fluſſes zu, das von hohen, alten Mimoſen beſchattet war. Dieſes Baumgeſchlecht iſt in den Braſilianiſchen, ſo wie in allen tropiſchen Waldungen ſehr häufig anzutreffen. Ich ent-

*) Venda's nennt man Häuſer an den Landſtraßen, an Wegen und in den Orten ſelbſt, worin verſchiedene Bedürfniſſe, beſonders Lebensmittel und Getränke, verkauft werden.

deckte bald die ſchönſten Vögel; glühend-roth zeigte ſich in den dunklen Schatten des kühlen Flüßchens der prachtvolle Tije (Tanagra brasilia, *Linn.*) der rothbraune Guckguck (Cuculus cayanus, *Linn.*) mit ſeinem langen Schweiſe, und andere ſchöne Arten. Ich erlegte bald eine ziemliche Anzahl Vögel, und lernte dabey das Beſchwerliche der hieſigen Jagd kennen; denn alle Gebüſche, beſonders die Mimoſen, ſind voll kleiner Dornen und Stacheln, und die Schlingpflanzen (Cipo's) ſind ſo dicht in einander, und um die Stämme verflochten, daß man ohne ein breites großes Hack- oder Waldmeſſer (Facâo) nicht in dieſe Wildniſſe eindringen kann. Eben ſo nöthig als dieſe Hülfswaffe ſind hier auch ſtarke Stiefel oder Jagdſchuhe mit dicken Sohlen. Die kleine Art der Moskiten iſt hier im Schatten am Ufer des Baches für den Jäger ſehr läſtig. Man nennt dieſe Thierchen Marui oder Murui (Muruim); ſie ſind äußerſt klein, und verurſachen dennoch durch ihren Stich ein ſehr heftiges Jucken. Engländer haben mich verſichert, daß es dieſelben Inſecten ſind, welche man auf den Weſtindiſchen Inſeln Sandfly nennt *). Für die Beſchwerde, die ſie uns verurſachten, wurden wir durch die Neuheit der Umgebungen, und beſonders durch die Schönheit der Vögel, die wir fanden, reichlich entſchädiget. Auch trafen wir hier herrliche Pflanzen an, unter andern im Schatten eine hochroth blühende Salvia, welche Herr Sellow splendens naunte **), und eine ſchöne Justicia mit roſenrother Blume. Da es in den ſchattenreichen Gebüſchen, ungeachtet der großen Hitze, vom nächtlichen Thaue immer noch ſehr naß war, ſo begab ich mich auf eine trockene offene Wieſe, die mit niedern Sträuchen, beſonders mit Lantana und der Asclepias curassavica mit ihren orangenfarbenen Blumen bedeckt war. Hier ſchwirrten eine Menge von Colibri's, die gleich Bienen ſummend die Blumen umflatterten. Ich erlegte auf dem Rückwege mehrere dieſer niedlichen Vögelchen, z. B. den blaukehligen Fliegenvogel! mit dem korallenrothen Schnabel (Trochilus saphirinus, *Linn.*) der hier ſehr gemein iſt; auch bemerkte ich den kleinen allerliebſten Kragen-Colibri mit roſtrother Haube (Trochilus ornatus ***). Von

---

*) *S Oldendorf* Caraib. I., p. 123.

**) Herr Profeſſor Nees v. Eſenbeck gibt folgende Charaktere dieſer ſchönen Pflanze: S. calycibus campanulatis trilobis coloratis, verticillis trifloris subnudis, foliis deltoidibus acuminatis serratis.

***) Der Kragen-Colibri (Trochilus ornatus) des öſtlichen von mir bereiſeten Braſilien, ſcheint von demjenigen etwas abzuweichen, wel-

Quadrupeden ſahen wir auf dieſem erſten unſerer Jagdgänge nichts, außer einem kleinen Tapiti (Lepus brasiliensis, *Linn.*), welcher von des Herrn Freyreiß jungem Coropo-Indier, Francisco, geſchoſſen wurde. Dieſer kleine Haſe iſt überall in Süd-Amerika verbreitet; er gleicht unſerm wilden Kaninchen, und hat ein gutes Fleiſch. Francisco war bis jetzt unſer geſchickteſter Jäger; denn er verſtand eben ſo gut mit der Flinte, als mit dem Indiſchen Bogen und Pfeile zu ſchießen; dabey war ſeine Geſchicklichkeit, die ſtacheligſten und verworrenſten Gebüſche zu durchkriechen, bewundernswerth. Zum Lohne wurden ihm die abgeſtreiften Vögel immer zu Theil; er wußte ſie ſehr gut an einem kleinen Spieße von Holz zu braten, und verzehrte ſie mit großem Appetite. Wir verließen nun den Guajintibo, und erreichten einen dichten Wald von 10 bis 12 Fuß hohen Rheria-Gebüſchen mit hohen Bäumen und Wieſenplätzen abwechſelnd untermiſcht; dieſe niedern Gegenden waren von allen Seiten von hohen blauen Gebirgen, mit Urwald und Cocos-Palmen bewachſen, eingeſchloſſen. Auf dieſen Triften flog und hüpfte unter weidenden Rindviehherden häufig der ſchwarze Madenfreſſer (Crotophaga Ani, *Linn.*) umher, ſo wie der Bentavi (Lanius Pitangua, *Linn.*), der beſtändig ſeinen Nahmen, Bentavi! oder Tictivi! laut ruft. In der Nähe einer Fazenda *) fand Herr Sellow eine ſchöne neue Art von Blumenrohr (Canna) mit gelben Blüthen. Etwas weiter hin erreichten wir eine von hohen wilden Waldhügeln eingeſchloſſene und mit Geſträuch bedeckte Stelle, wo im kühlen Schatten klare Waſſerdümpfel lagen. Eine Menge Vögel belebten dieſen Ort. Der roſtrothe Rohrſänger mit zugeſpitzten Schwanzfedern (L'Inondé. *Azara* voyages. Tom. III. p. 461) baute eben ſein Neſt in's Rohr, und trug Materialien herbey. Hinter dieſer Stelle wurden wir durch einen hohen Urwald entzückt; himmelanſtrebende, ſchlanke, weißſtämmige Mimoſa-, Cecropia-, Cocos- und andere Bäume, waren durch unzählige Schlingpflanzen (Cipo's der Portugieſen und Lianen der Spanier) ſo dicht verſchlungen, daß das Ganze ein undurchdringliches Gewirre ſchien. In den

---

cher von Audebert und Vieillot abgebildet iſt; ob er als ſpecifiſch verſchieden anzuſehen ſey, bezweifle ich, eher vielleicht als Altersverſchiedenheit; doch habe ich die alten männlichen Vögel immer von einerley Zeichnung gefunden. Ihr Halskragen iſt nicht rothbraun, ſondern die Federchen ſind weiß, mit einer ſchön grünen Spitze, wodurch derſelbe eine ſolche Einfaſſung erhält.

*) Fazenda iſt der Portugieſiſche Nahme eines von ſeinen Wirthſchaftsgebäuden und Pflanzungen umgebenen Landgutes.

finſtern Kronen der Bäume ſtrahlte wie Feuer die Blumenmaſſe der rankenden Bignonia Bellas (ſo genannt von Herrn Sellow nach der Marquiſinn von Bellas, welche dieſes ſchöne Gewächs zuerſt entdeckte), und andere Prachtblüthen; unten ſchwirrten mannigfaltige Colibri's und Schmetterlinge. Dieſer Wald war indeſſen doch nur ein ſchwaches Bild der Urwildniß, welche wir nun bald in der Serra de Inuá kennen lernten.

Wir fanden nun Gegenden, wo man an einigen Stellen den Wald abgebrannt hatte, um den Boden zu bebauen, oder um, wie man ſich hier ausdrückt, ein Roçado oder eine Roça anzulegen. Die ungeheuern angebrannten Stämme ſtanden gleich Ruinen von Säulengängen da, durch verdorrte Stricke von Schlingpflanzen noch zum Theil verbunden. Als wir hier anhielten, ertönte plötzlich ein unerträgliches lautes Geknarre; es war der Ton, welchen die Karren hervorbringen, deren man ſich auf den Fazenda's bedient. Noch iſt hier im Lande die Induſtrie nicht ſo weit vorgerückt, Räder, den Europäiſchen gleich, an jenen Fuhrwerken anzubringen. Eine ſchwere, maſſive, hölzerne Scheibe mit zwey kleinen runden Öffnungen bildet das Rad, welches ſich mit der heftigſten Reibung um die Achſe dreht, und ein weit durch die Gegend ſchallendes, höchſt widriges Geheul verurſacht. Es ſcheint ſogar, daß es den Pflanzern zu einer Art von Bedürfniß geworden iſt, dieſe liebliche Muſik zu hören; ſo groß iſt die Macht der Gewohnheit! Selbſt in Portugal bedient man ſich noch dieſer abſcheulichen Fuhrwerke. Die Ochſen, welche dieſe Karren zogen, waren von coloſſaler Größe und der ſchönſten Raçe; ihre Hörner ſind ſehr lang und ſtark; ein Neger-Sclave, einen langen Stock in der Hand, führte ſie. Wir näherten uns jetzt einer Gebirgskette, die den Nahmen der Serra de Inuá trägt. Dieſe Wildniß übertraf Alles, was ſich meine Phantaſie bis jetzt von reitzenden, großen Natur-Scenen vorgeſtellt hatte. Wir betraten eine tiefe Gegend, in der viel klares Waſſer in felſigem Boden floß, oder ſtehende Dümpfel bildete. Etwas weiter zeigte ſich ein Urwald ohne gleichen. Palmen und alle die mannigfaltigen baumartigen Prachtgewächſe dieſes ſchönen Landes waren durchaus mit rankenden Gewächſen ſo verſchlungen, daß es dem Auge unmöglich war, durch dieſe dichte grüne Wand zu dringen. Überall, ſelbſt auf dünnen niedern Stämmchen, wachſen eine Menge Fleichgewächſe, Epidendrum, Cactus, Bromelia u. a. m., die zum Theile ſolche Blumen tragen, daß, wer ſie zum erſten Mahle erblickt, davon entzückt werden muß. Ich nenne nur eine Bromelia-Art mit hoch korallenrother Blumenkolbe, deren Blättchen herrlich violettblaue Spitzen haben, und die Heliconia, ein der Strelitzia ähnliches Ba-

nanengewächs, mit hochrothen Blumenſcheiden und weißen Blumen. In dieſen dunkeln Schatten, an kühlen Felſen-Quellen, überfällt den erhitzten Wanderer eine plötzliche Kälte. Uns Nordländern behagte dieſe erquickende Temperatur, die das Entzücken erhöhte, mit dem uns in dieſer ſchauerlichen Wildniß, die Erhabenheit der ſich uns darſtellenden Natur-Scenen ſtets auf's Neue erfüllte. Mit jedem Augenblicke fand Jeder von uns etwas Neues, ſeine ganze Aufmerkſamkeit Feſſelndes, und kündigte es mit lautem Freudenrufe ſeinen Gefährten an. Selbſt die Felſen ſind hier mit tauſendfältigen Fleiſchgewächſen und cryptogamiſchen Pflanzen bedeckt; insbeſondere findet man die herrlichſten Farrenkräuter (Filix), die zum Theile, gleich gefiederten Bändern, von Bäumen höchſt mahleriſch herabhängen. Die dürren Stämme ziert ein hochrother horizontaler Schwamm; ein ſchön karminrother Lichen bedeckt die Rinde der kräftigern Bäume mit ſeinen ſchönen runden Flecken *). Die coloſſalen Stämme der Braſilianiſchen Wälder ſind ſo hoch, daß unſere Flinten nicht zu ihren Gipfeln hinauf trugen; daher ſchoſſen wir oft vergebens nach den ſchönſten Vögeln, beluden uns aber deſto öfter mit ſchönen Blüthen von ſaftigen Gewächſen, die wir leider nachher wegwerfen mußten, da ſie ſchnell faulen und im Herbarium nicht aufbewahrt werden können. Ein Redouté würde hier reichen Stoff zu einem Prachtwerke von ſeltenem Gehalte ſammeln können.

Die Üppigkeit und Saftfülle der Süd-Amerikaniſchen Pflanzenwelt iſt Folge der in dieſen Wäldern überall verbreiteten großen Feuchtigkeit. Amerika hat in dieſer Hinſicht einen großen Vorzug vor allen andern heißen Ländern, und Herr von Humboldt erklärt ſich hierüber ſehr ſchön in folgenden Worten **): „Die Schmalheit des mannigfaltig eingeſchnittenen Continents, ſeine weite Ausdehnung gegen die beeiſeten Pole hin, der freye Ocean, über den die tropiſchen Winde wegblaſen, Flachheit der öſtlichen Küſten, Ströme kalten Meerwaſſers, welche vom Feuerlande bis gegen Peru hin nördlich vordringen, die Zahl quellenreicher Gebirgsketten, deren ſchneebedeckte Gipfel weit über alle Wolkenſchichten emporſtreben, die Fülle ungeheurer Ströme, welche nach vielen Wendungen

---

*) Dieſe ſchöne carminrothe Flechte brachte ſchon der Engländer Mawe mit nach Europa (ſiehe deſſen Reiſe Seite 271), und man hat in England bereits Verſuche über die Benutzung ihres Färbeſtoffes angeſtellt.

**) Siehe Alexander von Humboldt's Anſichten der Natur Seite 14.

Digitized by Google

ſtets die entfernteſte Küſte ſuchen, ſandloſe und darum minder erhitzte Steppen, undurchdringliche Wälder, welche die flußreichen Ebenen am Äquator ausfüllen, und im Innern des Landes, wo Gebirge und Ocean am entlegenſten ſind, ungeheuere Maſſen theils eingeſogenen, theils ſelbſt erzeugten Waſſers aushauchen; alle dieſe Verhältniſſe gewähren dem flachen Theile von Amerika ein Clima, das mit dem Afrikaniſchen durch Feuchtigkeit und Kühlung wunderbar contraſtirt. In ihnen allein liegt der Grund jenes üppigen ſaftſtrotzenden Pflanzenwuchſes, jener Frondoſität, welche den eigenthümlichen Charakter des neuen Continents bezeichnet.“

Als wir die Höhe der Serra de Inuá erreicht hatten, ſahen wir über den hohen Waldbäumen die Papageyen paarweiſe, unter lautem Geſchrey umher fliegen; es war der rothſtirnige Papagey (Psittacus Dufresnianus, *Vaill.* *), in dieſen Gegenden Camutanga, und in andern wegen ſeiner Stimme Schaüá genannt. Wir haben ihn ſpäterhin oft für unſere Mahlzeiten benutzt. Unſern Weg fortſetzend ſtiegen wir in ein angenehmes, ebenes Land hinab, und übernachteten in der Fazenda de Inuá. Der Eigenthümer, ein Capitão, der durch den unerwarteten Beſuch nicht wenig befremdet war, hielt ziemlich viel Vieh und Geflügel auf ſeinem Hofe. Wir ſahen bey ihm auffallend ſchöne große Ochſen und fette Schweine, wovon man hier eine niedrige ſchwarze Raçe mit einem Senkrücken, langem Rüſſel und herabhängenden Ohren zieht; Hühner, Puter, Perlhühner, zum Theile mit weißem Gefieder, Gänſe von der Europäiſchen Art, und Biſam-Änten (Anas moschata, *Linn.*) die zuweilen ausfliegen und wieder kommen. Die letzten finden ſich, wie bekannt, wild in Braſilien.

Die Serra de Inuá iſt ein nach dem Meere hin vortretender Arm der höhern Gebirgskette, welche mit der Küſte parallel zieht. Sie iſt von hohen Urwäldern bedeckt, in denen mancherley Nutzhölzer wachſen, und in welchen beſonders der Jäger reiche Ausbeute findet. Wir benutzten hier einen Tag bloß zum Jagen, da uns ohnehin ein krank gewordenes Laſtthier Aufenthalt verurſachte. Wir bekamen eine Menge ſchöner Vögel. Nach dem kleinen, ſchön röthlich

*) Die Braſilianer nennen dieſen angenehmen, gelehrigen Vogel nach ſeiner Stimme, welche vollkommen ſo klingt, Schaüá, auch belegen ſie ihn mit dem Nahmen Camutanga, welcher aus der Lingoa geral oder Tupinamba-Sprache herſtammt, in welcher dieſer Vogel Aiurú-Acamutanga hieß.

goldfarbenen Affen, welcher unter dem Nahmen des Marikina (Simia Rossalia, *Linn.*) bekannt iſt, ſchoß Herr Freyreiß leider vergeblich. Dieſes niedliche Thierchen wird hier rother Sahui (Sahui vermelho) genannt; es lebt in den dickſten Wäldern, und wird bloß ſüdlich in der Nähe von Rio de Janeiro und Cabo Frio angetroffen; weiter nördlich haben wir es wenigſtens nie mehr gefunden. In dieſen waldreichen Bergen ſind die Papageyen äußerſt zahlreich, beſonders einige Arten mit langem, keilförmigem Schwanze, die man hier Maracaná nennt, wozu unter anderen der Psittacus Macavuanna und Guianensis gehören, welche ſchwarmweiſe in die benachbarten Mays-Pflanzungen fielen *).

Inuá verlaſſend, traten wir in die Schatten eines Urwaldes, von hohen, wildverflochtenen Rieſenſtämmen, wo ſich uns einige bis jetzt noch nicht geſehene Gegenſtände zeigten. Zuerſt fanden wir auf der Erde die große, über und über behaarte Buſchſpinne, Aranha Caranguejeira (Aranea avicularia, *Linn.*), deren Biß eine ſchmerzhafte Geſchwulſt erregen ſoll. Sie lebt, wie Herr von Langsdorf ſchon geſagt, meiſtentheils in der Erde. Nebſt dieſem ſonderbaren Thiere fand ich hier eine Menge großer, breiter Kröten, jedoch nicht in der Anzahl wie in der Serra, die wir eben verlaſſen hatten; denn dort war die Erde, wenn es Abend geworden, völlig bedeckt mit dieſen häßlichen Thieren, unter denen ich eine wahrſcheinlich noch unbeſchriebene Art (Bufo bimaculatus), mit zwey großen dunkeln Feldern auf dem Rücken, bemerkte. An den hohen weißen Mimoſa-Stämmen des Waldes hingen ungeheuer lange Zöpfe des Bartmoſes (Tillandsia) herab; im Glanze der heitern Sonne blinkte oben auf dem Gipfel eines hohen dürren Aſtes ein milchweißer Vogel (Procnias nudicollis), bekannt durch ſeine weitſchallende Stimme, die völlig lautet, wie der Schlag eines Hammers auf einem Ambos oder an eine hellklingende, geſprungene Glocke. Dieſer Vogel aus dem Genus, welchem Illiger den Nahmen Procnias gegeben hat, wird an der ganzen Oſtküſte Araponga genannt; er hat in der Farbe die größte Ähnlichkeit mit Linnée's Ampelis carunculata; dennoch aber iſt es ein anderer Vogel; ſeine nackte grüne

*) Der hier von mir für Psittacus Macavuanna, *Linn.* gehaltene Vogel ſcheint eine wirklich verſchiedene Species zu bilden, welche die Herren Temminck und Kuhl Psitt. Illigeri benannt haben. Azara beſchrieb dieſen Vogel zuerſt (Vol. IV., pag. 55.) und nannte ihn Maracana fardé (ſiehe Kuhl Conspectus Psitt. in den Verhandl. der kaiſerl. Leopold. Carol. Akad. B. 10, S. 19.)

Kehle und der Mangel des Fleiſchzapfens auf der Stirn unterſcheiden ihn hinlänglich.

Der ſchattenreiche Wald, in welchem wir jetzt hinwanderten, war äußerſt angenehm; Schaaren von Papageyen zogen laut ſchreyend hin und her, und unter ihnen ließ ſich beſonders häufig der niedliche Perikit, mit keilförmigem Schwanze, ſehen, der hier den Nahmen Tiriba trägt. Ich ſchoß ein Einhörnchen (Sciurus aestuans, *Linn.*) von der einzigen Art, welche ich auf der ganzen Reiſe angetroffen habe; ſie unterſcheidet ſich durch ein bräunlich-grau und gelblich-melirtes Haar. Züge von Laſtthieren gingen bey uns vorüber; die Führer waren über das Schießen, welches zu beyden Seiten des Weges rund umher von unſern in allen Richtungen vertheilten Jägern gehört wurde, nicht wenig verwundert.

Nachdem wir Pflanzungen, abgebrannte Waldungen, Sümpfe und Wieſen, von hohen höchſt mahleriſch mit Wald bedeckten Felſengebirgen umſchloſſen, durchwandert hatten, kamen wir auf große Wieſen mit Sumpf- und Rohrſtellen, wo die ſchneeweißen Reiher, der Amerikaniſche Kibitz (Vanellus Cayennensis), Jaſſana's (Parra Jacana, *Linn.*), hier Piasocca genannt, und Regenpfeifer in Menge umher liefen. Rindvieh weidete in dieſen Triften, und dazwiſchen ſpazierte der violettglänzende Pirol (Oriolus violaceus) häufig umher. Unſere Reit-Maulthiere waren jetzt ſchon ſo gewöhnt, daß es mir möglich war, zu ſchießen, ohne abzuſteigen. Ich erlegte mehrere Pirole mit Einem Schuſſe. Eben ſo häufig als dieſe glänzenden Pirole fanden wir die Madenfreſſer (Crotophaga Ani, *Linn.*) auf den Zaunen der Fazendas und auf den Triften ſitzen, gerade ſo, wie bey uns die Stahre an manchen Orten; ſie waren dabey ſo wenig ſcheu, daß man nahe zu ihnen hinreiten konnte.

Am Abende erreichten wir das Kirchdorf (Freguesia, Kirchſpiel) Marica am See gleiches Nahmens. Etwa 800 Seelen ſind hier eingepfarrt. Die Bewohner eines etwas abgeſondert gelegenen Hauſes, an welchem wir anhielten, verſchloſſen ſorgfältig ihre Thür. Es verſammelten ſich ſogleich alle Nachbarn, um uns anzuſtaunen; als wir aber anfingen, die heute erlegten Thiere abzuſtreifen und zu präpariren, da ſchüttelte Alt und Jung den Kopf, und Alle lachten laut auf über die albernen Fremden. Unſere Doppelflinten, die ihnen eine völlig neue Erſcheinung waren, intereſſirten ſie indeſſen mehr als wir ſelbſt. Der See Marica, an dem wir einen Ruhetag hielten, um ſeine ſandigen Umgebungen kennen zu lernen, iſt groß, und ſoll etwa ſechs Stunden im Umfange halten; er hat niedrige, ſumpfige Ufer und iſt ſehr fiſchreich. Ich ſah hier eine kleine Art Wels (Silurus) häufig fangen; dieſes Genus ſcheint in den Gewäſ-

ſern der Oſtküſte von Braſilien zahlreich an Arten zu ſeyn. An den Ufern des Sees fanden wir einige Muſcheln, aber nur von einer ſehr bekannten Art, und in den benachbarten Sümpfen eine Land- oder Sumpfſchnecke, wovon ich an einer anderen Stelle mehr zu ſagen Gelegenheit finden werde. Von Vögeln fanden wir hier am Ufer eine Art Möven, unſerer Larus ridibundus ſehr ähnlich, mit aſchgrauem Kopfe, rothem Schnabel und rothen Füßen; eine ſchöne Art Meerſchwalben (Sterna), Kibitze, eine Art Regenpfeifer (Charadrius) u. a. m., und über den Gebüſchen und Sümpfen ſchwebten die Urubus in der Luft. Mir ward zuerſt die Freude, den bis jetzt nur von Azara richtig unterſchiedenen Acabyray (Vultur Aura, *Linn.*) zu erlegen *). Auf den erſten Anblick gleicht er zwar ſehr dem grauköpfigen Urubu (Iribu Azara); dennoch aber läßt er ſich bey näherer Beobachtung, ſelbſt im Fluge hoch in der Luft ſchon von jenem unterſcheiden. Dieſe Geyer ſind eine Wohlthat der Natur für alle heißen Länder; denn ſie reinigen die Erde von dem, was die Atmoſphäre mit faulen animaliſchen Dünſten erfüllen würde. Ihr Geruch iſt ſo ſcharf, daß man ſie ſelbſt da, wo man vorher in weiter Ferne keinen erblickte, haufenweiſe herbey eilen ſieht, ſobald ein Thier krepirt iſt; daher wird ihnen auch nicht nachgeſtellt, und ſie ſind in offenen und beholzten Gegenden gleich häufig anzutreffen. Wegen des ſandigen und ſumpfigen Erdreiches erſcheinen die nähern Umgebungen des Sees nicht beſonders fruchtbar. Alle trockenen Stellen ſind entweder Triften mit kurzem Graſe, wo Vieh weidet, oder Berge mit Wald und Felſen. Es ſcheint, daß man hier viele Pferde zieht; ſie ſind aber ſchlecht, und meiſtens von kleinem Schlage. Auch Ziegen ſahen wir hier mit ſehr kurzem, glänzendem, gelbrothem Haare und ſchwarzen Abzeichen. Von den Ufern des Sees nicht ſehr weit entfernt, erreicht man auf ſandigem Wege durch Gebüſche die kleine Villa de Santa Maria de Marica, den Hauptort der Freguesia aus niedrigen, einſtöckigen Häuſern und einer Kirche beſtehend, mit regelmäßigen aber ungepflaſterten Straßen. Die Gebäude haben keine Glasfenſter, ſondern bloße Öffnungen, welche, wie in ganz Braſilien, mit hölzernen Gitterläden verſchloſſen werden. In der

*) Die beſten, bennoch zum Theil unrichtigen Abbildungen dieſer beyden Geyer befinden ſich in *Viellot* histoire naturelle des oiseaux de l'Amérique septentrionale T. I pl. 1 und 2 bis —. Die letztere iſt die richtigere, obgleich hier die Färbung des Kopfes auch nicht der Natur getreu dargeſtellt iſt. Der Vultur Urubu des Verfaſſers hat wenigſtens in Braſilien nicht einen rothen, ſondern einen aſchgrau gefärbten Kopf und Hals.

Nähe des Ortes zieht man Mandiocca, Bohnen, Mais, etwas Kaffeh und beſonders Zuckerrohr, das an fruchtbaren Stellen hoch werden ſoll, im Sandboden aber die Höhe von ſechs Palmen (Spannen) nicht überſteigt.

Immer abwechſelnde, ſchöne Gebüſche unterhielten uns auf unſerm weitern Wege; im Geſträuche rankte die Trompetenblume (Bignonia) mit den herrlichſten Blüthen; auch einige ſehr ſonderbar gebildete Früchte zeigten ſich uns. Der Botaniker machte hier die Bemerkung, daß die Anzahl der hülſentragenden Gewächſe (Plantae leguminosae) bey weitem die größere in Braſilien iſt. Ungeachtet der vielen hier befindlichen Fazendas iſt die Gegend dennoch wild; ſie bildet ein breites, von hohen mahleriſchen Bergen eingeſchloſſenes Thal mit hügligem Boden, aus welchem die köſtlichſten Waldbäume, mit Gebüſchen umringt, ihre hohen ſchlanken Stämme erheben. In den Gipfeln aller dieſer Bäume bemerkt man an den Äſten große, ſchwarzbraune Maſſen, Neſter einer Art ſehr kleiner Termite, welche man Cupi oder Cupim nannte. Ameiſen und die ihnen verwandten Geſchöpfe ſind in Braſilien den Pflanzungen höchſt verderblich. Man findet dieſe zum Theile ſehr gefräßigen Thiere überall ſo zahlreich und von ſo mancherley Arten, daß ein Entomologe über dieſe Inſecten allein ein großes Werk ſchreiben könnte. Sie ſind von verſchiedener Größe; eine der größten Arten erreicht beynahe einen Zoll Länge, und hat einen unverhältnißmäßig dicken Leib, der in manchen Gegenden, z. B. in Mina Geraës, geröſtet gegeſſen wird; dort wird ſie Tenachura genannt. Eine andere, ſehr kleine, rothe Art iſt höchſt beſchwerlich und ſchädlich. Auch dem Sammler ſind dieſe Ameiſen ſehr nachtheilig; denn ſie verzehrten uns oft in kurzer Zeit eine Menge Inſecten, beſonders Schmetterlinge. Sie dringen oft in großen Zügen in die Wohnungen ein, wo ſie alles Eßbare, beſonders Süßigkeiten, ſchnell aufzehren. Um ſie von ſolchen Sachen abzuhalten, hat man kein anderes Mittel, als die Füße der Tiſche durch eine große Schüſſel voll Waſſer zu iſoliren, oder ſie mit Theer zu beſtreichen; allein oft überwinden ſie ſelbſt ſolche Hinderniſſe. Einige Arten bauen an den Wänden der Zimmer aus einer erdigen Maſſe lange bedeckte Gänge mit mancherley Verzweigungen, in welchen ſie auf- und abgehen. In den Waldungen ſieht man ganze Züge von großen Ameiſen, welche ſämmtlich Stücke grüner Blätter nach Hauſe tragen.

Ein wilder Wald, in den wir jetzt eintraten, zeigte uns wieder neue intereſſante Scenen. Der Tukan (Ramphastos dicolorus, *Linn.*) mit coloſſalem Schnabel und der brennend-orangenfarbenen, mit dem ſchwarzen Gefieder ſchön contraſtirenden Kehle,

reizte zum erſten Mahl die Ungeduld unſerer Jäger; allein für dieß Mahl war ihnen noch kein Glücksſchuß gewährt; denn die Vögel hielten ſich ſo hoch oben in den Baumwipfeln, daß es unmöglich war, ihnen beyzukommen. Bald wanderten wir auf einem ſchwarzen Moorgrunde und bald wieder auf rothem Letten. Der Wald ward immer herrlicher und ſchöner; er bildete eine finſtere, ſchwarzgrüne Wildniß, aus den ſchönſten Bäumen zuſammen geſetzt, alle ſaftvoll und mit den abwechſelndſten Blattformen. Der aus dem Norden kommende Europäer hat von ſolchen Wäldern keinen Begriff, und geräth bey ihrem Anblicke in Erſtaunen; auch möchte es wohl in dem Reiche der Unmöglichkeit liegen, eine dem empfangenen Eindrucke entſprechende Beſchreibung dieſes Anblickes zu geben. Hier wuchs häufig die etwa 30 Fuß hohe Cocospalme, welche in der Lingoa geral Aïri assú, und in Minas Brejeüba genannt wird. Die Wilden benutzen ſie zur Verfertigung ihrer Bogen; ihr Stamm iſt ſchwarzbraun und über und über dicht mit langen Stacheln beſetzt, welche in horizontalen Ringen ſtehen. Ihre Blätter ſind lang und ſchön gefiedert, wie bey allen Cocosarten; da, wo ſie entſpringen, hängt der gelbliche Blüthenbüſchel herab, an welchem ſich ſpäter glänzendſchwarzbraune, ſehr harte Nüſſe von eyförmig zugeſpitzter Geſtalt und von der Größe der Taubeneyer ausbilden. Man findet in allen dieſen Waldungen auch noch eine ähnliche, ſtets klein bleibende, ſtachelige Palme, Aïri mirim *) genannt. Beyde ſind bis jetzt in den Syſtemen noch nicht aufgeführt; allein Arruda erwähnt derſelben **). An allen Stämmen drängen ſich holzige und zarte rankende Gewächſe, Cactus, Agave und Epidendrum hervor, und wuchern mit herrlich gefärbten Blüthen in den dicht verflochtenen Äſten. Wo nur ein Stamm ein eingefaultes Loch oder einen Spalt hat, da prangen Arum, Caladium, Dracontium und andere dergleichen Arten mit großen, ſaftvollen, herz- oder pfeilförmigen, dunkelgrünen Blättern in ſchönen Büſcheln, ſo daß man verſchiedene Vegetationen über- und durcheinander zu ſehen glaubt. Von der oben genannten Pflanzenform war hier beſonders häufig das Dracontium pertusum mit ſeinen auf das Sonderbarſte durchlöcherten Blättern; eine prachtvoll blau blühende Maranta zog ebenfalls die Aufmerkſamkeit unſeres Botanikers auf ſich.

Auf unſerer heutigen Wanderung hatten wir mit unſerm jungen Indier Francisco einen unterhaltenden Auftritt. Jemand

---

*) Bey dieſem und vielen ähnlichen Portugieſiſchen Wörtern wird das m am Ende nicht gehört.

**) Siehe den Appendix in Koſter's Reiſe nach Braſilien.

aus unſerer Geſellſchaft glaubte auf einem hohen dürren Baume einen Vogel zu ſehen, und ſchoß nach demſelben; aber nun erſt bemerkte er, daß das, was er für einen Vogel angeſehen hatte, der Auswuchs eines Aſtes war. Francisco, der bey der Schärfe ſeines Geſichts, die er mit allen ſeinen Landsleuten gemein hat, den Irrthum auf den erſten Blick erkannt hatte, wartete den Schuß ruhig ab, dann aber brach er in ein ſo unmäßiges Gelächter aus, daß er ſich eine geraume Zeit hindurch nicht wieder erhohlen konnte. Alle Sinne der Indier ſind ſo geübt und geſchärft, daß ihnen ein ſolcher Verſtoß höchſt lächerlich und kläglich vorkommt. Francisco diente uns oft zur Unterhaltung; er hatte ein gutes und treues Gemüth, dabey aber auch viel Eigenſinn und Dünkel; ſo wollte er z. B. immer die meiſten und beſten Vögel geſchoſſen haben Von gewiſſen Indiſchen Eigenheiten war er nicht abzubringen; er ging nie, wie die übrigen Jäger, nüchtern auf die Jagd, ſondern wartete vielmehr, und hätte es noch ſo lange gedauert, auf das Frühſtück, und würde es ſeinem Herrn höchſt übel genommen haben, wenn er ihn hätte zwingen wollen, ſich hierin nach den Andern zu bequemen.

Wir hatten die Abſicht, heute Ponta-Negra zu erreichen; allein einige ſich theilende, grundloſe Wege in dem dichten Urwalde hatten uns irre geleitet. Wir kamen indeſſen bis zu einer großen Fazenda, deren Beſitzer, Herr Alferes da Cunha Vieira, uns ſehr gaſtfreundſchaftlich aufnahm. Das Landgut hieß Gurapina, und enthält ein beträchtliches Zucker-Engenho (Fabrik), deren Einrichtung Koſter und andere Reiſende hinlänglich beſchrieben und abgebildet haben. Das Rohr wird zwiſchen drey ſenkrecht ſtehenden, mit ineinander greifenden Zähnen von hartem Holze verſehene Walzen geſchoben, welche es auspreſſen. Es kommt auf der andern Seite als Stroh völlig platt gedrückt wieder zum Vorſcheine; der Saft aber läuft in einen unten befindlichen hölzernen Trog. Dieſe Walzen werden an einer langen Stange von Ochſen, Maulthieren oder Pferden gedreht. Der nachher in Pfannen abgeſottene Saft wird, nachdem er ſich kryſtalliſirt hat, und in dem Gefäße angeſchoſſen iſt, in große zugeſpitzte Töpfe gebracht, die unten eine Öffnung haben, durch welche die überflüſſige Feuchtigkeit abträufelt; auf der Oberfläche des den Topf anfüllenden Zuckers wird grauer Thon (barro) aufgeſchlagen, der denſelben bleichen ſoll. Herr da Cunha Vieira verſicherte uns, daß er jetzt mit 20 Sclaven etwa 600 Arroben (jede zu 32 Pfund), alſo 19,200 Pfund Zucker jährlich gewinne; doch könne er, wenn mehrere Arbeiter hier angewendet würden, 90 bis 100,000 Pfund bereiten. Man hat in frühern Zeiten das Cayenne'ſche Zuckerrohr hier gebaut; als man aber ſpäterhin das von

Otahiti kennen lernte, und es ungleich ergiebiger fand, ſo wurde durch daſſelbe der Anbau des Cayenne'ſchen faſt ganz verdrängt. Unſer gütiger Hauswirth hatte uns für die vielen Menſchen und das ſehr beträchtliche Gepäck eine große Halle angewieſen, wo wir bequem mehrere Feuer unterhalten und kochen konnten. Er, ſo wie die übrigen Bewohner der Fazenda beſuchten uns oft, und konnten ihr Erſtaunen über unſere naturhiſtoriſchen Beſchäftigungen nicht genug an den Tag legen. Da ſtarkes Regenwetter eintrat, ſo hielten wir uns hier lange auf; und als das Wetter ſich aufklärte, fanden wir in den hohen Waldgebirgen, die das mit Zuckerpflanzungen angefüllte Thal einſchließen, die günſtigſte Gelegenheit zu reicher Jagdausbeute. Ein junger Portugieſe, der auch Francisco hieß, und hier auf der Fazenda wohnte, trat als Jäger in unſere Dienſte und zeigte ſeltene Talente für dieſes Geſchäft. Er war ſchlank und leicht gebaut, äußerſt abgehärtet und ein ſehr guter Schütze, dabey ein gutmüthiger Menſch. Da er die Gegend und ihre Bewohner aus der Thierwelt genau kannte, ſo lieferte er eine Menge intereſſante Gegenſtände, unter andern auch den Marikina (Simia Rosalia, *Linn.*), den wir bis jetzt noch nicht erhalten hatten. Der Araponga (Procnias nudicollis), deſſen ſchon oben gedacht iſt, war in allen dieſen gebirgigen Waldungen äußerſt häufig, und überall verkündigte ihn ſeine hellklingende Stimme. Francisco war der Erſte, der dieſen ſchönen Vogel für unſere Sammlung erlegte. Gute Braſilianiſche Jäger beſitzen einen ſeltenen Grad von Gewandtheit in Durchſpähung der großen Waldungen; ihr abgehärteter Körper, und die Gewohnheit, immer mit bloßen Füßen zu gehen, erleichtert ihnen dieſes Geſchäft außerordentlich. Auf der Vignette, welche vor dieſem Abſchnitte in der Quart-Ausgabe ſteht, ſind ein Paar ſolcher Leute, von der Jagd heimkehrend, abgebildet. Ihr Anzug beſteht in einem leichten Hemde und Beinkleidern von Baumwollenzeug; über die Schulter gehängt tragen ſie oft eine tuchene Jacke, um dieſelbe anzuziehen, wenn Regen oder die kühle Nacht eintritt. Ihr Kopf iſt mit einem Filz- oder Strohhute bedeckt. Über die Schulter tragen ſie an einem ledernen Riemen das Pulverhorn und den Schrotbeutel, und das Schloß der langen Flinte wird gewöhnlich durch ein Thierfell gegen die Näſſe verwahrt. Der eine der daſelbſt abgebildeten Jäger trägt einen Brüllaffen (Guariba), und der andere hat an ſeiner Flinte die große Eidechſe Teiú (Lacerta Teguixin, *Linn.*) aufgehängt, in der Hand aber hält er einige Vögel, worunter der Tucan in die Augen fällt. Die Hunde, welche dieſe beyden Leute begleiten, werden beſonders gebraucht um Rehe und Schweine zu jagen.

Zu Gurapina war die Temperatur ſehr abwechſelnd; einige

Tage waren ſo kalt, daß der Thermometer Mittags auf 13 Grad Reaumur fiel; dazwiſchen hatten wir aber auch wieder ziemlich warmes und angenehmes Wetter. Ich vertiefte mich öfters in dieſe gebirgigen, ſchauerlichen Wildniſſe, und entzückt von der hier herrſchenden tiefen Ruhe und Stille, die nur zuweilen durch Schaaren von ſchreyenden Papageyen unterbrochen wurde, hätte ich Tage lang hier verweilen können. Bey ſolchem Geiſtesgenuſſe lebten wir in den Umgebungen von Gurapina ſehr heiter und in Freuden, um ſo mehr, da wir friſche Lebensmittel im Überfluſſe hatten. Diejenigen, welche der Braſilianiſche Reiſende mit ſich führen kann, beſtehen in Mandiocca-Mehl (gewöhnlich bloß Farinha genannt), ſchwarzen Bohnen (Feijão), Mays (Milho), getrocknetem Salzfleiſch (Carne seca oder do Sertam *) und Reiß (Arroz). Statt des Carne seca erhielten wir hier gutes friſches Fleiſch; daneben verſorgte uns der Beſitzer der Fazenda mit einer großen Menge der herrlichſten Orangen, mit Branntwein (Agoa ardente de canna), den er aus dem Zuckerſafte bereiten ließ; mit Reiß, Zucker, Farinha, Mays, Baumwolle, und war dabey ſo uneigennützig, für alle dieſe vielen Gegenſtände keine Bezahlung nehmen zu wollen. Dieſe Weigerung nöthigte uns, früher von hier aufzubrechen, als wir es ſonſt gethan haben würden, da uns dieſe Gegend, bey ſo manchen andern Begünſtigungen, ſo viele frohe Genüſſe und ſo reichen Stoff für unſere Wißbegierde darboth. Wir nahmen Abſchied von unſerm Wirthe und traten die Reiſe nach Ponta-Negra an.

Die Wege waren oft ſo grundlos, daß unſere Thiere Gefahr liefen, mit den ſchweren Laſten einzuſinken. Wir durchritten dichte Gebüſche von hohem, rohrartigem Graſe, Canna, Rhexia und niedrigen Palmen; auf einigen Höhen fanden wir Neger, die, um das Land urbar zu machen, mit einem, an einer Stange befeſtigten, ſichelförmigen Eiſen (Fouçe), das niedrige Geſträuch wegſchafften, und bey einigen Fazendas, an denen wir vorbey ritten, bewunderten wir dichte Hecken oder Einzäunungen von Orangenbäumen. Mit ſchwer gefüllten Jagd- und Rocktaſchen, die von Vögeln und mancherley jetzt reifen Sämereyen ſtrotzten, erreichten wir endlich die Lagoa da Ponta-Negra. Der ſchöne See ernährt an ſeinen ſumpfigen, mit Rohr bewachſenen Ufern, Schaaren von Jaſſanas (Parra Jacana, *Linn.*) und weißen Reihern, von welchen einer durch unſere Jäger erlegt wurde; das milchweiße Gefieder dieſer

*) In Pernambucco nennt man es Carne de Scara, nach Koſter Seite 123 und 130.

Vögel erhält ſich wegen ihrer langen Füße ſelbſt im Sumpfe ſtets in der blendendſten Reinheit. Nicht fern davon erreichten wir eine iſolirte Venda, wo ſich die Reiſenden in der großen Hitze durch eine Limonade, oder beſſer, durch einen kalten Punſch zu erfriſchen pflegen. Hier vernahmen wir, daß die Nachricht von unſerer bevorſtehenden Ankunft uns ſchon vorangegangen ſey, und machten die unangenehme Erfahrung, daß die Wirthe ſchon im Voraus Speculation auf unſern Beutel gemacht hatten. Nahe bey dieſem Hauſe wurden wir auf einer Anhöhe durch die herrlichſte Ausſicht auf das Meer, den Landſee und die hinter uns liegende Gegend von Rio de Janeiro überraſcht. Weiterhin in den dichten Gebüſchen, die unſer Weg durchſchnitt, fanden wir einen uns noch neuen Vogel, den großen Annú (Crotophaga major, *Linn.*) ſehr häufig. Sein Gefieder iſt ſchwarz, ſchillernd in Kupfergrün und Stahlblau. Hier hörten wir die Brandung des Meeres, und kamen bald darauf zu den Sanddünen, wo wir die mit weißem Schaume bedeckten Wogen ungeſtüm an den Waldbergen der Küſte ſich brechen ſahen. Zunächſt hinter dem weißem Sande der Praya (Seeküſte), erhebt ſich ein dicht verflochtenes Geſträuch von den verſchiedenſten Baumarten, das von den Seewinden und Stürmen niedergehalten wird, und daher nur allmählich ſich erhebt.

In dieſem 20 bis 30 Fuß hohen Dickicht längs der See, worin wir unſere Reiſe fortſetzten, wachſen hohe Fackeldiſteln (Cactus), und beſonders zahlreich ſieht man die oft mit wunderſchönen Blumen geſchmückten Bromelien. Kleine Eidechſen rauſchten in dem dürren Laube unter den Geſträuchen, während der große Annú und der Tijé (Tanagra brasilia, *Linn.*) mit ſeinem blutrothen Gefieder das Dickicht beleben. Dieſes ſchöne Thier iſt in Braſilien ſehr gemein, beſonders an den Seeküſten und Flußufern.

Gegen Abend befanden wir uns zwiſchen der Seeküſte und einem großen Rohrſumpfe, in welchem Schaaren von Vögeln ſich zur Ruhe begaben; der Tijé war beſonders häufig, und die roſtbauchige Droſſel (Turdus rufiventris des Berliner Muſeums), hier Sabiah genannt, ſaß auf den Spitzen der Geſträuche und ließ ihren angenehm flötenden Abendgeſang hören. In der Dämmerung flog der Caprimulgus nahe vor unſern Pferden umher, ſo wie ein großer Abendfalter von ſchieferblaulicher Farbe (Papilio Idomeneus, *Fabr.* *)

*) Hier iſt die Rede von dem Idomeneus des Fabricius, deſſen Beſchreibung vollkommen auf meinen Schmetterling paßt; allein auch zugleich auf die Abbildung des Seba. Tom. IV. Tab. 31. Fig. 3. et 4.

von welchem wir eine Menge Exemplare hätten fangen können, wenn uns nicht gerade in dieſem Augenblicke das dazu erforderliche Netz gefehlt hätte. An einem Aſte fand ich eine todte Fledermaus aufgehängt, welche in dieſer Stellung geſtorben ſeyn mußte. Sie gehörte zu dem Genus Philostoma, und hatte große Ähnlichkeit mit Azara's Chauvesouris première ou obscure et rayée *), iſt mir aber auf meiner ganzen Reiſe nie wieder vorgekommen. Als wir die Blüthe einer niedrigen Palme unterſuchen wollten, fanden wir, an einem Äſtchen befeſtiget und auf's niedlichſte gebaut, das Neſtchen des blauſcheitlichen Fliegenvogels, einer Art, die dem Trochilus bicolor (Saphir émeraude, *Buff.*) gleicht**), welches ſo nett mit Moos überlegt war, wie die Neſter unſers Deutſchen Stieglitzes und anderer kleiner Vögel. Man findet in allen dieſen Fliegenvogelneſtern zwey längliche weiße Eyer, die bey manchen Gattungen außerordentlich klein ſind.

Beym Einbruche der Nacht zogen wir zwiſchen einigen Seen fort, an welchen leuchtende Inſecten funkelten und Fröſche leiſe ſich hören ließen, und erreichten nach einem bedeutenden Tagmarſche eine Venda am See Sagoarema, wo wir unſere Leute mit den Laſtthieren vorfanden, die uns auf einem andern Wege dahin voraus gegangen waren. Wir erwarteten hier ſchon unſere Kochkeſſel aufgehangen zu ſehen; allein es fehlte hier an allem zur Bereitung der Mahlzeit Erforderlichen. Wir ſendeten unſere Leute nach Lebensmitteln aus; da dieſe aber ſo lange ausblieben, daß wir zu fürchten anfingen, ſie ſeyen uns durchgegangen, ſo ſchickten wir andere zu Pferde nach. Mit dieſen kamen ſie endlich zurück, brachten aber nichts als einige lederne Säcke (Boroacas) mit friſchen Fiſchen. Die Nacht war indeſſen vorüber gegangen, und aus unſerm Abendeſſen wurde ein Frühſtück.

Der Sagoarema-See hängt mit dem Meere zuſammen, und iſt ein bedeutendes Binnenwaſſer von etwa 6 Legoas Länge und ¾ Legoa Breite, deſſen geſalzenes Waſſer, ob es gleich an einigen Stellen einen unangenehmen Geruch von ſich gibt, demungeachtet fiſchreich iſt. Hier befindet ſich eine zerſtreute Povoaçao von Fiſchern, welche in kleinen Lehmhütten an den Ufern wohnen. Jedes Haus

---

*) *S. Don Felix de Azara* Essais sur l'histoire naturelle des Quadrupedes de la Province du Paraguay. Tom. II. p. 269.

**) Trochilus pileatus; 4 Zoll 8 Linien (Pariſer Maß) lang; Körper prachtvoll glänzend-grün; Scheitel, gabelförmiger Schwanz, Schwung- und große Flügeldeckfedern dunkelblau; After weiß; Schnabel gerade

hat eine ausgegrabene Vertiefung, die ihm als Ciſterne dient, da das Seewaſſer oft faulig iſt. Die Fiſcher hier ſind leicht gekleidet, wie alle Braſilianer, tragen große Strohhüte, dünne weite Beinkleider und Hemden, und gehen mit unbedecktem Halſe und bloßen Füßen; im Gürtel hat ein jeder ein ſpitzes Stilet mit Meſſing oder Silber beſchlagen. Dieſes letztere iſt unter den Portugieſen allgemein üblich; aber eine gefährliche Waffe; denn es gibt leicht zu Mordthaten Anlaß, beſonders unter rohen Menſchen, wie es die Fiſcher zu Sagoarema ſind. Die hier am See gelegene Venda wird von dieſen Leuten gemeinſchaftlich gehalten und ihr Ertrag getheilt; es iſt daher kaum nöthig zu bemerken, daß die Reiſenden mehr als an andern Orten bezahlen müſſen. Etwa eine Stunde von hier liegt das Kirchſpiel (Fregueſia) de Sagoarema, ein großes Dorf, oder vielmehr eine kleine Villa, mit einer Kirche. Da wir unſere Tropa über die Lagoa ſetzen mußten, die ſich von dieſer Stelle mit einer ſchmalen Einmündung in die See ergießt, ſo nahmen wir unſer Quartier in einem leer ſtehenden Hauſe, und benutzten die Zeit, die umliegende Gegend näher kennen zu lernen.

Nahe bey der Fregueſia ſteigt am Seeſtrande ein Hügel empor, worauf ſich die Kirche, der Kirchhof und ein Telegraph befinden. Wir erſtiegen dieſe Höhe gerade, als die Sonne unterging. Welche große, herrliche Ausſicht! Vor uns öffnete ſich das unabſehbare Meer, das dumpf und weißſchäumend gegen den Berg, auf welchem wir ſtanden, heran rollte, und ſich an demſelben brach; zur Rechten erhoben ſich in der Ferne die Gebirge von Rio; uns näher ſahen wir die mannigfaltig buchige Küſte, und noch näher die Ponta Negra; hinter uns hatten wir hohe Waldgebirge, eine vor denſelben liegende, jedoch auch mit Wald bedeckte Niederung, und die großen glänzenden Spiegel der Seen; zu unſern Füßen lag die Fregueſia von Sagoarema, und links die Küſte, wo die Wogen furchtbar brauſend ſchäumten. Dieſes vielumfaſſende Gemählde, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet und endlich im Nebel der Dämmerung verſchwindend, erweckte in uns das Andenken an das entfernte Vaterland. An die Seite eines Beinhauſes gelehnt, und neben den unter einem Kreuze an der bemooſten Mauer aufgethürmten Schedeln, hingen wir ſchweigend unſern Empfindungen nach. In dieſer ernſten Pauſe fühlten wir es recht lebhaft, wie viel der Reiſende entbehren lernen muß, wenn er, hinaus getrieben von der unwiderſtehlichen Sehnſucht nach Erweiterung ſeiner Kenntniſſe, ſich in einer fremden Welt einſam ſtehen ſieht. Unſer Auge ſtrebte vergeblich, die wunderbar verſchleyerte Zukunft zu durchblicken, und vor ihm lagen beunruhigend alle die Beſchwerden, die noch über-

wunden werden mußten, ehe wir hoffen konnten, über den weiten Spiegel des unermeßlichen Oceans zu den heimiſchen Geſtaden zurückzukehren. — Die Nacht machte unſern Betrachtungen ein Ende.

Wir kehrten nach Sagoarema zurück, das meiſtens von Fiſchern bewohnt iſt, die aber auch zum Theil von ihren Pflanzungen leben. Man baute hier ehemahls viel Cochenille, deren Cultur aber jetzt aufgehört hat. Der König bezahlte für das Pfund ½ Doble (6400 Rees oder 1½ Carolin); allein die Pflanzer verdarben ſich den vortheilhaften Handel ſelbſt; ſie miſchten dieſes theuere Product mit Farinha, und verfälſchten es dermaßen, daß es allen Werth verlor. — Am folgenden Tage, einem Sonntage, wohnten meine Reiſegefährten einer Meſſe in der Kirche von Sagoarema bey; ich ließ indeſſen unſere Tropa über den See ſchiffen. Das Gepäck wurde auf Canoen übergefahren, und unſere Laſtthiere wateten unbeladen durch das ſeichte Waſſer. Wir verließen die Gegend, und kamen nun durch Waldungen, die wir mit vielen ſchönen Blumen angefüllt fanden. Eine Hauptzierde dieſer Gegend ſind die glänzenden Spiegel vieler Landſeen, die ſich von Marica bis gegen Cabo-Frio ausdehnen. Eine außerordentliche Menge Waſſervögel lebt an den See-Ufern, beſonders Meerſchwalben, Möven und Reiher, deren wir in kurzer Zeit eine große Schaar erlegten. Dem Ornithologen dringt ſich die Beobachtung auf, daß die meiſten hieſigen Sumpf- und Waſſervögel ein Analogon in Europa finden; ſo erblickten wir z. B. eine der Larus ridibundus ähnliche Art, die Larus marinus, Sterna caspia, Hirundo und eine dritte der Minuta ſehr ähnliche. Die Unterſchiede dieſer Vögel in Amerika und Europa fanden wir nur unbedeutend. Die kleinſte Meerſchwalbe *) war an den Dünen der Seeküſte ſehr häufig; hier flogen dieſe niedlichen kleinen Möven wie die Schwalben umher, und ihr blendendes Weiß wurde jetzt noch von den ſchwarzen Wolken eines ſtürmiſchen dunkeln Himmels gehoben. Hinter den Sanddünen der Küſte verbreiteten ſich Sümpfe, und zwiſchen beyden war der ſandige Bo-

*) Ich nenne dieſen Vogel Sterna argentea; er könnte wohl mit unſerer Sterna minuta verwechſelt werden, dennoch iſt er verſchieden; ſeine Größe überſteigt die unſeres Europäiſchen Vogels; denn ich fand ihn 9 Zoll 1 Linie; Schnabel und Füße ſind gelb, der erſtere mit einer ſchwarzen Spitze; Stirn und alle untern Theile des Vogels ſind weiß; Scheitel und Nacken ſchwarz, Rücken, Flügel und Schwanz ſchön nett ſilbergrau.

den mit einem dichten Gebüſche von niedern etwa drey Fuß hohen Zwerg-Cocos-Palmen bewachſen. Dieſes Gewächs iſt ſtängellos, mit gefiederten eingerollten oder abwärts gebogenen Blättern und Fruchtkolben, welche gleich einer Typha auf einem aufrechten Schafte ſtehen, und mit kleinen Nüßchen von der Größe der Haſelnüſſe bedeckt ſind; dieſe ſitzen wie die Körner am Mays, und haben an der Wurzel ein gelbröthliches, eßbares, ſüßlich ſchmeckendes Fleiſch. Man nennt dieſe Pflanze dort Cocos de Guriri oder de Pissandó*). Zu unſerm Nacht-Quartiere beſtimmten wir heute die Fazenda von Pitanga, welche wir auf einer Höhe vor uns, einer alten Ritterburg gleich, vom hellen Mondſcheine magiſch beleuchtet, liegen ſahen. Wir ritten hinauf, und pochten an die verſchloſſenen Thore, die ſich endlich öffneten und uns einnahmen. Der gefällige Feitor (Verwalter) räumte uns ſogleich das Gebäude ein, in welchem die Farinha bereitet wird. Wir fanden mit allen unſern Leuten und unſerm Gepäcke ein bequemes, geräumiges Quartier, und blieben deßhalb einige Tage hier, um die ganze umliegende Gegend zu durchſtreifen.

Dieſe Farinha-Fabrik war eine der vollſtändigſten. Das Mehl wird auf folgende Weiſe bereitet: Die Wurzeln der Mandiocca-Pflanze (Jatropha Mahinot, *Linn.*) werden zuerſt geſchabt, um ſie von der Rinde zu befreyen; hierauf hält man ſie an ein großes Rad, das herum gedreht wird, und ſchleift ſie dadurch zu einem kleingeriebenen Brey ab. Alsdann wird die Maſſe in lange, weite, von Rohr oder Baſt geflochtene Schläuche gefaßt, welche aufgehängt und in die Länge gezogen werden; durch dieſe Ausdehnung wird der Schlauch enger, und preßt den in der Maſſe befindlichen Saft aus**). Den übrigbleibenden conſiſtenten Theil bringt man in große eingemauerte Pfannen von Kupfer oder gebranntem Thon, in welchem

*) Die Zwerg- oder Küſtenpalme (Cocos de Guriri.) Von Herrn Profeſſor Nees v. Eſenbeck Allagoptera pumila benannt, und auf folgende Art charakteriſirt: Classis Linneana Monoecia Monadelphia. Fam. nat. Cicadae. Spadix simplex. Flores ♂ et ♀ quincunciatim positi. — ♂ Calyx triphyllus, coralla tripetala, filamenta 14, basi connata. Antherae liberae. ♀ Calyx et coralla maris, ampliores. Stigma cuneiforme, trifidum. Drupa monosperma. Herr Profeſſor Martius wird die Beſchreibung dieſer Palme, welche Herr Profeſſor Nees v. Eſenbeck nach den von mir mitgebrachten Exemplaren verfertigte, in ſeinem bald zu erwartenden Werke über die Palmen mittheilen.

**) S. *Gilii Saggio* Storia americana. T. II. p. 304 sqq. Tab. 5.

er durch die Hiße völlig getrocknet wird, wobey aber die dicke Maſſe beſtändig mit eigens dazu beſtimmten Werkzeugen, einer Stange, welche an ihrem vordern Ende ein kleines, ſenkrecht geſtelltes Bret trägt, hin und her bewegt werden muß, damit ſie nicht anbrenne. Das nun ſo bereitete trockene Mehl iſt nun das, was man Farinha nennt. Auf den Pfannen der Mandiocca-Öfen trockneten wir auch, wenn feuchte Witterung eintrat, unſere neupräparirten Naturalien; aber obgleich alsdann immer des Nachts dabey gewacht wurde, ſo verbrannten uns dennoch zuweilen ſeltene Thiere.

Das Wetter war jetzt ſehr kalt, ein heftiger Wind blies an der Seeküſte, und das Thermometer ſtieg am Mittage kaum auf 13 Grad Reaumur. Die Gegend, in welcher Sümpfe, Triften, Gebüſche und Waldungen mit einander abwechſeln, lieferte uns manches intereſſante Thier. Unſere Jäger brachten zum erſten Mahl die Jacupemba (Penelope Marail, *Linn.*), die ſehr gut zum Eſſen iſt, und die grünen Tucane oder Araſſaris (Ramphastos Aracari, *Linn*) ein, ſchöne Vögel, die einen kurzen zweyſylbigen Laut von ſich geben. Die Ausſicht von den Gebäuden aus war ſehr hübſch und von weitem Umfange; ein Telegraph correſpondirte von hier mit dem zu Sagoarema, welchen wir in der Ferne liegen ſahen. Pitanga war ehemahls ein Kloſter geweſen, welches noch unter andern die alte Kirche zeigt. Gegen Mittag war unſere Tropa beladen, und es gewährte uns großen Vortheil, daß der Verwalter, um uns den Weg zu zeigen, uns zu Pferde begleitete. Mit unſern unbändigen Maulthieren würden wir in der Dunkelheit der uns ſpäter ereilenden Nacht und in dem ſchlechten Wege voll Waſſer wahrſcheinlich einen Theil unſeres Gepäckes eingebüßt haben, indem unſere Thiere mit ihren Kaſten in den ſchmalen Waldwegen nicht fortkonnten, gegen die Bäume rennend, ſcheu ihre Ladung abwarfen und in das Dickicht flohen. Das Wiederfangen und das Wiederbeladen derſelben hielt uns ſehr lange auf; wir mußten nun mit mehr Vorſicht zu Werke gehen, und die uns hindernden Stämme abhauen. Endlich erreichten wir offene Wieſen mit großen Sümpfen, Geſträuchen und breiten Waſſerpfützen, die wir durchwaten mußten, eine unangenehme Erſcheinung für unſere Fußgänger, beſonders für die im Gebüſche jagenden Europäer, die nicht an ſolche Waſſerreiſen zu Fuße gewöhnt waren. Durch dieſe widrigen Begegniſſe aufgehalten, erreichten wir erſt ſpät bey Nacht die Fazenda Tiririca, wohin wir einen Reiter voraus geſendet hatten, um uns Quartier zu erbitten. Ihr Eigenthümer, der Herr Capitän Mor, wies uns anfänglich ſein Zucker-Engenho zum Nachtlager an, als wir ihm aber unſere Portaria (Paß vom Miniſter) vorzeigten,

ward er ſehr höflich und lud uns in ſeine Wohnung ein; dieſe Einladung nahmen wir indeſſen nicht an, weil wir bey unſern Leuten zu bleiben wünſchten. Tiririca iſt eine anſehnliche Zucker-Fabrik in einer angenehmen Lage; das Zuckerwerk liegt am Fuße eines grünen Hügels, auf deſſen Höhe das Wohnhaus des Beſitzers, von ungefähr 20 kleinen Hütten ſeiner Leute und Neger-Sclaven umringt, erbaut iſt. Die großen Zuckerpflanzungen umgeben die Fazenda; jenſeits erheben ſich dichte, hohe Waldungen, und nahe vor dem Zuckerwerke lag eine Wieſe voll Sümpfe und Pfützen, von Waſſer- und Sumpfvögeln belebt, die man aus den Fenſtern erreichen konnte. Nachdem wir am folgenden Morgen mit unſerm gefälligen Hauswirthe das Frühſtück eingenommen hatten, vertheilten wir uns in die Waldungen. Herr Sellow und ich durchgingen die Zuckerpflanzungen und einige andere kleine Fazenda's, welche von niedlichen Orangenwäldchen umgeben ſind, und vertieften uns dann in einen der finſter verflochtenen Urwälder, welche mir während meines Aufenthaltes in Braſilien immer den reichſten Genuß gewährten. Hohe, abgeſtorbene Baumſtämme am Saume desſelben zeigten noch von dem Brande, wodurch man dieſe Gegend urbar gemacht hatte. Der Wald ſelbſt war eine dunkle Wildniß von koloſſal-ſchäftigen Urſtämmen; hier wuchſen die Mimosa-, Jacaranda-, Bombax-, Bignonia- und andere Bäume, auch das Pao Brazil (Caesalpinia brasiliensis), auf ihnen wieder eine Menge Cactus, Bromelia, Epidendrum, Passiflora, Bauhinia, Banisteria, und andere Geſchlechter, deren rankende Stämme unten an der Erde wurzeln, deren Blätter und Blumen aber bloß die höchſten Baumkronen einnehmen; man kann ſie daher nicht anders unterſuchen, als wenn man dieſe Rieſenbäume niederhaut, wobey aber oft wegen der Härte des Holzes das Eiſen der beſten Art zerbricht. Schlinggewächſe verbinden die Bäume auf das wunderbarſte. Unter ihnen zeichnet ſich eine Bauhinia aus, deren feſte, holzige Ranken ſtets in abwechſelnden Bogen wachſen; die Concavität jedes Bogens iſt ſo künſtlich ausgehöhlt, als ob der Hohlmeiſel eines Bildhauers dazu gebraucht worden wäre, und auf der entgegen geſetzten converen Seite ſteht ein kurzer, ſtumpfer Dorn. Dieſes ſonderbare Gewächs, das man leicht für ein Kunſt-Product anſehen könnte, ſteigt bis in die höchſten Baumkronen. Sein Blatt iſt klein und zweylappig (bilobum), die Blüthe aber iſt mir nie zu Geſicht gekommen, obgleich die Pflanze ſehr gemein iſt. Andere Arten von Schlingbäumen zeichnen ſich durch einen beſonders ſtarken, theils angenehmen, theils unangenehmen Geruch aus. Die Cipo Cravo riecht ſehr angenehm, etwa wie Gewürznelken; eine andere hingegen, von der

ſchon, als am Amazonen-Fluſſe wachſend, la Condamine*) redet, riecht wie Knoblauch. Viele dieſer ſonderbaren Gewächſe ſenken lange Zweige herab, die wieder Wurzel ſchlagen, und ſo dem Wanderer den Weg verſperren. Man iſt genöthiget, ſie mit dem Facao abzuhauen, um fortkommen zu können; hängende Zweige der Art, die, wenn der Wind oder ein anderer Umſtand ſie bewegt, dem Reiſenden an den Kopf ſchlagen, finden ſich auf allen Waldwegen Braſiliens. Überhaupt iſt in dieſen Zonen die Vegetation ſo üppig, daß jeder alte hohe Baum das Bild einer kleinen Welt iſt, ein botaniſcher Garten von oft ſchwer zu erhaltenden und gewiß größten Theils unbekannten Gewächſen. Wir erlegten hier manchen ſchönen Vogel. Der gelbbauchige Surucua (Trogon viridis, *Linn.*) war ſehr gemein; überall erſchallt ſeine Stimme, ein oft wiederhohlter, von der Höhe zur Tiefe herabſinkender Pfiff. Wir hatten ihn bald nachahmen gelernt, und konnten ihn ſo leicht locken. Mit leiſem, ſchnellen Fluge kommt er herbey, und ſetzt ſich in der Nähe auf einen niedrigen Zweig, wo man ihn ohne viele Mühe herabſchießt. Eben ſo häufig waren die Spechtpirole (Dendrocolaptes, *Illigeri*), welche in Geſellſchaft des ſchönen Spechtes mit blaßgelber Haube (Picus flavescens), des rothköpfigen Spechtes (Charpentier à huppe et cou rouge, *Azara*) und des Picus lineatus an den großen Stämmen pochend gefunden und geſchoſſen wurden. Die kleinen Papageyen mit keilförmigem Schwanze, hier Tiribas genannt **) erlegten wir oft in Menge. Gegen Abend glückte es mir, auch den Pavo (Pie à gorge ensanglantée des Azara) zu erhalten. Er iſt ein ſchöner ſchwarzer Vogel von der Größe einer Krähe, am Vorderhalſe mit dem lebhafteſten Roth gefärbt. Herr Sellow entdeckte heute im Allgemeinen nicht viele neue Pflanzen, fand jedoch häufig die ſchöne Alstroemeria Ligtu, *Linn.*, mit angenehm roth und weißgeſtreifter Blume. Er fing auch eine hier zwar gemeine

*) S. *De la Condamine* voyage etc. p. 74.

**) Der Papagey, welcher an dem größten Theile der Oſtküſte unter dem Nahmen Tiriba bekannt iſt, ſcheint eine noch unbeſchriebene Art zu ſeyn, welche ich Psittacus cruentatus nannte. Er hat die Größe einer Droſſel und einen keilförmig verlängerten Schwanz, und mißt 8 Zoll 11 Linien in der Länge; Gefieder grün; Scheitel und Hinterkopf graubraun; Backen und Kinn grün; zwiſchen Auge und Ohr bräunlich-roth; hinter dem Ohr an der Seite des Halſes ein orangengelblicher Fleck; Vorderhals himmelblau; am Bauche und Uropygium ein blutrother Fleck. Psittacus erythrogaster des Berliner Muſeums.

Schlange, welche aber die größte Zierde dieſes Geſchlechtes ausmacht. Dieſes ſchöne Thier iſt im Lande unter dem Nahmen Cobra Coral oder Coraës bekannt *), darf jedoch nicht mit jener Coraës verwechſelt werden, die in den Werken von Lacepede, von Daudin und Andern beſchrieben iſt. Den Nahmen der Korallenſchlange verdient die hier gefundene mit großem Rechte; das reinſte brennendſte Scharlachroth wechſelt an ihrem glatten Körper mit ſchwarzen und grünlich-weißen Ringen, ſo daß dieſes ſchöne, und dabey völlig unſchädliche Reptil mit einer bunten Korallenſchnur verglichen werden kann. Ich habe mehrmahls das prachtvolle Geſchöpf in Spiritus geſetzt; allein es nie dahin gebracht, ihm die herrliche rothe Farbe zu erhalten. In dem Linnéeſchen Syſtem iſt dieſe Schlangen-Art ohne Zweifel unter dem Nahmen Coluber fulvius, nach Exemplaren beſchrieben, welche im Weingeiſte ihre Farbe verloren hatten. Abends bath uns der Hauswirth zu Tiſche. Bey der Mahlzeit erſchienen, nach Braſilianiſcher Sitte, die weiblichen Bewohner des Hauſes nicht; ſie ſahen aber dafür durch die Ritzen der Thüren und Fenſterläden, um die ſeltenen Gäſte zu betrachten; Neger-Sclaven, männlichen und weiblichen Geſchlechtes, warteten bey Tiſche auf. Über dieſe und ähnliche Gebräuche der Braſilianer haben Mawe und Koſter umſtändliche Nachricht gegeben, und ich brauche mich daher hierbey nicht aufzuhalten. Während des Eſſens wurde das Geſpräch von unſerer Seite auf verſchiedene Gegenſtände und Einrichtungen des Landes geleukt; allein unſer ſonſt gefälliger Hauswirth ſchien hierüber keine Auskunft geben zu wollen oder zu können.

Der folgende Tag war ein Sonntag, wo man früh zur Meſſe ging. Nách dem Gottesdienſte reiſeten wir ab. Die Hitze war groß, daher erfriſchten wir uns unter Weges mit kaltem Punſche und vortrefflichen Orangen, die man in vielen Gegenden umſonſt erhält. Dieſe herrliche Frucht darf man, ſelbſt bey der größten Erhitzung, in Menge genießen, ohne Nachtheil für die Geſundheit zu befürchten; nur Abends ſollen ſie nicht wohl bekommen. Weit vorſichtiger muß man im Genuſſe der Cocosnüſſe und der andern kühlenden Früchte ſeyn.

Da die Entfernung von Tiririca nach Parati nur etwa

*) Die hier genannte Cobra Coral iſt ein Elaps, und nicht, wie ich früher vermuthete, Linné's Coluber fulvius (ſiehe Merrem's Verſuch eines Syſtems der Amphibien. Seite 144, und den 10. Band Seite 105 der Verhandl. der kaiſerl. Leopol. Carol. Acad., wo ich eine Abbildung dieſes vorzüglich ſchönen Reptils gegeben habe.)

drey Stunden Weges beträgt, ſo erreichten wir, durch Sumpf und ſandige Wälder ziehend, bald die Fazenda, welche wir ſchon von Ferne auf einer Wieſe liegen ſahen, und in der wir, der Ausſage unſeres geſtrigen Wirthes zu Folge, eine ſehr freundliche Aufnahme zu erwarten hatten. Sie war ehemahls ein Kloſter geweſen, und hat eine anſehnliche neue Kirche, wobey große Wirthſchaftsgebäude angelegt ſind. Hier ſahen wir zuerſt eine Krankheit, die in den ſüdlichen Gegenden von Braſilien unter den Negern ſehr gemein iſt, nähmlich dick geſchwollene Füße. Sie überziehen ſich mit einer harten Haut wie bey der Elephantiaſis. Wir bathen den Hausherrn, die Nacht hier zubringen zu dürfen; allein gegen die Art der Braſilianiſchen Pflanzer, die wir bisher nur von einer vortheilhaften Seite kennen gelernt hatten, wies man uns eine ſehr ſchlechte Varanda an einem Stalle oder Schoppen an, wo wir von oben gegen den Regen gedeckt, von den Seiten aber der Witterung bloßgeſtellt waren. Der Wirth entfernte ſich bey unſerer Ankunft, und zeigte uns ſogleich, daß man ihm in Tiririca mit dem Nahmen eines gaſtfreundlichen Mannes zu viel Ehre angethan hatte. Als wir ihn erſuchen ließen, uns etwas Reiß für unſern Tiſch, und Mays für unſere Thiere zu verkaufen, ſchlug er es uns rund ab, unter dem Vorwande, er habe nichts; und erklärte: ob man uns Waſſer geben wolle, das werde ſich noch zeigen. Wir ſendeten nun Leute zu Pferd in die Nachbarſchaft, und kauften die nöthigen Bedürfniſſe auf andern Fazenda's. Am folgenden Morgen ließen wir früh unſere Tropa laden und aufbrechen; wir ſelbſt aber ritten an das Haus des Herrn Capitam, und ließen ihm ſagen, daß wir Abſchied zu nehmen wünſchten. Als er erſchien, dankten wir ihm mit der größten Höflichkeit für ſeine zuvorkommende Güte, ſetzten aber hinzu: wir würden an den Prinz-Regenten in Rio de Janeiro berichten, wie gut er den in unſern Papieren ausgedrückten gütigen Willen der Regierung erfüllt habe, worauf er zwar betroffen ward, aber vor Wuth ſchäumend ausrief: Was geht mich der Prinz-Regent an!

Unſere Reiſe fortſetzend, erreichten wir bald mit hohen Gebüſchen umgebene Sümpfe, an deren Ufern der Quer-Quer oder Braſilianiſche Kibitz (Vanellus cayennensis) ſehr gemein iſt *). Dieſer ſchöne Vogel hat den Nahmen Quer-Quer, weil er beym Anblicke der Menſchen oder anderer fremdartiger Gegenſtände mit einer durch-

---

*) Mawe erwähnt dieſes Vogels S. 80, indem er ſagt, er habe ſchöne Lapwing's geſchoſſen, mit einem rothen Sporn an jedem Flügel, die einen großen Lärm verurſachten.

dringenden, widerlichen Stimme das Geſchrey Quer! Quer! Quer! erhebt, und dadurch alle anderen Vögel aufſcheucht. Man trifft ihn auf allen Braſilianiſchen Wieſen, Triften und Sümpfen an. Eben ſo gemein iſt hier die große Schwalbe mit dem weißlichen Halsringe*).

Die Hitze war jetzt ſo drückend, wie ſie noch nie geweſen war. Es regte ſich kein Lüftchen, und der trockene tiefe Sandboden, in dem ſich die Strahlen der Sonne brachen, vermehrte die Gluth der Atmoſphäre.

In einem ſchönen Walde, durch den unſer Weg jetzt führte, ſchoſſen unſere Jäger eine hübſche Art von Maracanà (Psittacus guianensis, *Linn.)*, welche ſich hier in zahlloſen Schaaren aufhielt. Jenſeits des Waldes kamen wir an eine Stelle, wo eine Menge Indier von S. Pedro mit der Ausbeſſerung des Weges beſchäf-

*) Die hier gefundene Schwalbe (Hirundo collaris) iſt eine ſchöne neue Art, von der Größe unſeres Deutſchen Cypſelus. Ihr Geſieder iſt bräunlich-ſchwarz, überall mit grünem Schiller; rund um den Hals liegt ein weißlicher Ring. Die Schwanzfedern haben Stachelſchäfte, deren Spitze eine Linie lang hervortreten. Die Ferſe iſt unbeſiedert, die Zehen ſehr ſtark zuſammengedrückt, und mit ſcharfen bogenförmigen Nägeln verſehen, welche zum Anhalten an den Felſen recht geeignet ſind. Dieſe Art habe ich auch zuerſt in den Felſen bey Rio de Janeiro gefunden. — Nach Herrn Temminck's ornithologiſchem Syſteme in der neueſten Angabe ſeines Manuel d'Ornithologie (prem. Part. pag. XXXIX.) iſt Hirundo collaris ein Cypſelus. Ich hatte ſie nicht von den Schwalben getrennt, da ſie nur drey Zehen vorwärts und eine rückwärts geſtellt zeigt. Hirundo pelasgia hat vollkommen dieſelbe Bildung. H. collaris lebt in den Felſen um Rio de Janeiro und in anderen ſelbſt völlig ebenen Gegenden, wo jedoch Felſen in der Nähe ſind; zum Beyſpiel an den Seen von Marica, Sagoarema u. ſ. w., wo ſie an den Ufern umher ſtreicht. Als Gegenſatz zu dieſer großen Schwalbe fand ich zu Rio de Janeiro eine andere ſehr kleine Art, welche ich für unbeſchrieben halte, und daher hier in der Kürze angeben will. Hirundo minuta: 4 Zoll 3 Linien lang, 8 Zoll 4 Linien breit; Schnabel ſchwarz; Füße dunkelbraun; Mittelzehe beynahe 2 Linien länger als die übrigen; Ferſe unbeſiedert; Fußrücken getäfelt; alle oberen Theile ſchwarz, ſtahlblau glänzend; der wenig gabelförmige Schwanz und die Schwungfedern ohne Glanz; Bauch, Kehle und Bruſt rein weiß; untere Schwanzfedern vom After an bräunlich-ſchwarz, oft mit etwas grünlichem Glanze; vorderer Flügelrand ein wenig weiß geſchuppt; junge Vögel ſind an der Stirn und dem Unterrücken bräunlich gemiſcht. Sie niſtet häufig in den Gebäuden der Stadt.

tiget waren. Dieſe Maſſe von braunen Menſchen war uns neu und intereſſant. Nachdem wir einige Hügel zurückgelegt hatten, erblickten wir plötzlich vor uns die Lagoa de Araruama, welche 6 Legoas lang und dabey ſehr breit iſt, mit dem Meere 1½ Legoa nördlich von Cabo Frio zuſammenhängt, und aus deren fiſchreichen Gewäſſern man an einigen Stellen des Ufers Salz gewinnen ſoll *). Wald und einige Wohnungen bekränzten das jenſeitige Ufer, und auf einer kleinen Anhöhe in der Ferne lag die Kirche des Dorfes S. Pedro. Nachdem wir einen Theil des See's umritten hatten, erreichten wir die Venda des Dorfes, wo ich abladen ließ, und meine von der Hitze und der ſtarken Fußreiſe ermüdeten Jäger erwartete. Sie kamen bald, mit mancherley intereſſanten Thieren bepackt, die ſie unter Weges geſchoſſen hatten.

S. Pedro dos Indios iſt ein Indierdorf (Aldea), welches die Jeſuiten urſprünglich aus Goaytaca-Indiern gebildet haben ſollen **). Hier befindet ſich zwar eine anſehnliche Kirche, und der Ort hat mehrere Straßen; aber die Häuſer ſind nur Lehmhütten, die alle, ſo wie die meiſten einzelnen Anſiedelungen der hieſigen Gegend, von Indiern bewohnt werden. Sie haben hier im Dorfe einen Capitam Mor (ſo viel als Commandant oder Schulze) von ihrer eigenen Nation, der aber durch nichts als durch ſeinen Amtsnahmen ausgezeichnet iſt. Außer dem Geiſtlichen befinden ſich nur einige wenige Portugieſen hier. Die hier wohnenden Indier haben noch großen Theiles die reine Indiſche Phyſiognomie, die ſchon zu S. Lourenzo weiter angegeben ward, hier ſich aber noch charakteriſtiſcher ausſpricht als dort. Ihre Kleidung und Sprache iſt die der niedern Claſſen der Portugieſen, und nur zum Theile kennen ſie noch ihre alte Sprache. Sie haben die Eitelkeit, Portugieſen ſeyn zu wollen, und ſehen auf ihre noch rohen, uncivilisirten Brüder in den Wäldern, die ſie Caboclos oder Tapuyas nennen, mit Verachtung herab. Nach der Sitte der Portugieſinnen binden ihre

*) Dieſer Landſee wird auch Lagea de Iraruama oder Aruama genannt.

**) Die Corografia brazilica Tom. II. p. 45 gibt folgende Notiz von der Entſtehung dieſes Indierdorfes. Es ward angelegt als Salvador Correa de Sa, die drey Brüder Correa's, Gonſalo, Manuel und Duarte, der Capitam Miguel Ayres Maldanado und mehrere Andere im Aprill 1629 in dieſer Gegend ein großes Stück Land von den Goaytacaſes-Indianern befreyten, welches ſie ſchon im Auguſt 1553 geſchenkt bekommen hatten.

Weiber ihr langes, rabenſchwarzes Haar oben auf dem Kopfe in einem Knoten zuſammen.

In den Ecken ihrer Hütten findet man die Schlafnetze der Familie aufgehängt; auch fanden wir bey ihnen viele aus grauem Thon verfertigte Gefäße. Die Männer ſind meiſtens gute Jäger und geübt im Schießen mit der Flinte; die Knaben ſchießen ſehr gut mit dem kleinen Bogen von Airi-Holz, Bodoc genannt. Die Bogen haben zwey Sehnen, welche durch ein Paar kurze Stückchen Holz von einander entfernt gehalten werden; in der Mitte befindet ſich eine Stelle, wo die beyden Schnüre durch ein netzartiges Geflechte vereinigt ſind, um die Thonkugel oder den kleinen runden Stein (Pelotta) anzulegen. Man zieht hierauf mit den vordern Fingern der rechten Hand die Schnur und die Kugel zugleich zurück, und läßt dann jene plötzlich los, wodurch die Kugel fortgeſchnellt wird. Schon Hofrath von Langsdorf erwähnt ſolcher Bogen, die er zu St. Katharina ſah; auch ſind ſie überall an dieſer Küſte gebräuchlich; ja am Rio Doce führen ſelbſt erwachſene Männer dergleichen zu ihrem Schutze gegen die Botocuden, wenn ſie kein Feuergewehr beſitzen. Sie ſind ſehr geübt in dieſer Art zu ſchießen, und tödten einen kleinen Vogel auf eine bedeutende Entfernung, ja ſelbſt Schmetterlinge an Blumen, wie Herr von Langsdorf erzählt. Azara, in ſeiner Beſchreibung von Paraguay, ſagt*), daß man dort mehrere Kugeln zugleich mit dieſen Bogen abſchieße. (In der Quart-Ausgabe iſt auf der dreyzehnten Tafel Figur 1 ein ſolches Inſtrument abgebildet).

Koſter hat in ſeiner Reiſe in der Capitania von Pernambuco die entwilderten Indier ziemlich richtig, doch in einem etwas zu ungünſtigen Lichte, geſchildert; es iſt aber möglich, daß ſie dort auf einem noch geringeren Grade der Bildung ſtehen als hier. Auch muß ich hier zum Voraus bemerken, daß ein Theil der Schuld der geringen Bildung und des oft ſchlechten Charakters dieſer Indier in der falſchen Behandlung und Bedrückung geſucht werden muß, welche ſie früherhin von den Europäern zu erdulden hatten, die ſie oft kaum für Menſchen erkannten, und mit dem Nahmen Caboclos oder Tapuyas die Idee von Weſen verbanden, die bloß geſchaffen ſeyen, um ſich von ihnen mißhandeln und tyranniſiren zu laſſen. — In der Hauptſache iſt übrigens Alles wahr, was Koſter von ihrem Charakter ſagt; denn noch immer äußert ſich bey ihnen ein Hang zu ungebundenem indolentem Leben; ſie lieben ſtarke Getränke und arbeiten ungern, ſind wenig zuverläßig in ihren Worten, und man hat unter ihnen noch ſehr wenige Beyſpiele von ausgezeichneten Män-

*) *Azara*, Voyages etc. Vol. II. pag. 67.

nern. An Geiſtesfähigkeiten fehlt es ihnen indeſſen nicht; ſie begreifen Alles ſehr leicht, was man ſie lehrt, und ſind dabey ſchlau und verſchlagen. Sehr auffallend in ihrem Charakter iſt ein unbeugſamer Stolz und eine große Vorliebe für ihre Wälder. Viele von ihnen hängen noch ihren alten Vorurtheilen an, und die Geiſtlichen klagen, daß ſie ſchlechte Chriſten ſind. Der Prieſterſtand ſteht ihnen offen; dennoch aber iſt es etwas ſehr Seltenes, daß ſie ſich demſelben widmen. In Minas Geraës befand ſich ein Geiſtlicher, welcher ein Indier, und zwar von einem der roheren Stämme war. Dieſer Mann war überall geachtet, und lebte mehrere Jahre auf ſeiner Pfarre; plötzlich aber wurde er vermißt; man fand, daß er ſeinen Ornat von ſich geworfen hatte, und erfuhr, daß er nackt in die Wälder unter ſeine Brüder gelaufen, wo er mehrere Weiber nahm, nachdem er lange Jahre von den Lehren, welche er predigte, durchdrungen geſchienen hatte. Ganz verſchieden von dieſen Indiern ſind die Neger, die in Braſilien leben; unter ihnen findet man viel Geſchick und Ausdauer zur Erlernung aller Künſte und Wiſſenſchaften, ja es haben ſich unter ihnen ausgezeichnete Leute gefunden *).

Haben die Indier hinlänglich zu eſſen, ſo bringt man ſie nicht leicht zur Arbeit; ſie verkürzen ſich lieber die Zeit mit Tanz und Trinkgelagen. Die jetzt bey ihnen üblichen Tänze haben ſie von den Portugieſen angenommen; einen darunter, Baducca genannt, lieben ſie beſonders. Nach dem Schalle der Viola (Guitarre) machen die Tanzenden mancherley unanſtändige Stellungen gegen einander, klatſchen mit den Händen und ſchnalzen mit der Zunge **); dabey wird der wohlbekannte Caüy ***) nicht vergeſſen, der heut zu Tage

*) Hierüber ſiehe Blumenbach's Beyträge zur Naturgeſchichte 1. Theil S. 94, als Beſtätigung für die Geiſtesfähigkeiten der Neger, für die anziehende Kraft des vaterländiſchen Bodens und die gewohnte Lebensart roher Völker.

**) Siehe v. Eſchwege's Journal von Braſilien 1 eft Seite 59.

***) Simao de Vasconcellos zählt uns in den Noticias curiosas do Brasil p. 86 und 87 alle Arten von Caüy auf, welche die Küſten=Indier vor Zeiten bereiteten; ſie goſſen dieſes Getränk in Talhas, welche ſie Igaçabas nannten. Einige zählten 32 Arten derſelben, z. B. von Acayà, Aipy, (dieſes nannten ſie alsdann Caüy caraçú und Caüy maschaschèra), von Pacoba (Pacoüy), Milio (Abatiüy), Ananas (Nanavy), welches ſtärker iſt und leicht berauſcht, von Bataten (Jotiüy) Genipaba, Beju oder Mandiocca (Tepiocuy), wildem Honig, Zucker (Carapa), Acaju u. ſ. w.; den letztern liebten ſie am meiſten. Über den Caüy ſiehe auch Jean de Lery Seite 123.

bloß aus der Mandiocca-Wurzel, Mays oder Bataten bereitet wird. Die Wurzel wird geſchabt, in Stücke geſchnitten, abgeſotten, gekaut, mit den Fingern aus dem Munde genommen und in ein Gefäß geſchüttet, wo ſie, mit Waſſer begoſſen, gährt, und dann ein etwas berauſchendes, ſäuerliches und nahrhaftes Getränk gibt, das im Geſchmacke der Molke ſehr nahe kommt. Gewöhnlich wird dieſer Lieblingstrank warm genoſſen. Die Lebensart dieſer Indier gleicht noch ſehr der der alten Küſten-Indier. Die Portugieſen haben Manches von ihnen angenommen; wie z. B. die Bereitung des Mandiocca-Mehles. Sie hatten vormahls eine gröbere Art, welche ſie Uy-Entan nannten, und eine feinere unter dem Nahmen Uy-Pu *), und noch heut zu Tage kennen dieſe jetzt civiliſirten Indier den Nahmen Uy recht wohl. Sie bereiteten in jenen frühern Zeiten ſchon ihren Mingau, indem ſie Mandiocca-Mehl in die Brühe des abgekochten Fleiſches warfen, worin es aufgeht und einen nahrhaften Brey bildet; die Portugieſen nahmen auch dieſes von ihnen an. Sie ſchütteten, wenn ſie aßen, das trockene Mandiocca-Mehl neben ſich hin, und warfen es mit einer ſolchen Fertigkeit in den Mund, daß von dieſen einzelnen kleinen Körnchen nichts verloren ging. Man findet bey ihren heutigen Nachkommen, ſo wie bey den Portugieſiſchen Pflanzern, dieſen Gebrauch ebenfalls **). Die alten Tupinambas kannten ſchon eine vorzüglich gute Art der Mandiocca-Wurzel unter dem Nahmen Aypi, welche ſie in der Aſche brieten und in Waſſer abkochten ***); beydes geſchieht noch heut zu Tage unter ihren Nachkommen, auch heißt die Wurzel noch jetzt eben ſo, oder Mandiocca doçe; dieſe und andere Gebräuche haben ſich bis jetzt unter ihnen erhalten. Ungeachtet ſie ſich zum chriſtlichen Glauben bekennen, ſo gehen doch Viele unter ihnen nur zum Scheine und höchſt ſelten in die Kirche; dabey ſind ſie abergläubig, und haben eine Menge Vorurtheile, ja Koſter †) fand ſelbſt in Pernambuco noch die Maracas ††) in einem Indiſchen Hauſe, ein Beweis, daß ſie zum Theile auch noch an jenem Gebrauche ihrer Vorfahren hängen. Mit der fortſchreitenden Cultur dieſes Volkes wird ſeine Originalität und der letzte Reſt ſeiner alten Sitten und Gebräuche immer mehr verſchwinden, ſo daß ſelbſt an der Stelle, welche ihm die Natur zum Aufenthaltsorte anwies, bald keine Spur davon mehr zu finden ſeyn, und man

*) *Jean de Lery*, voyage etc. p. 116.
**) ibid. p. 118 et 119.
***) ibid. p. 119.
†) *Koster's* travels etc. p. 314.
††) Hans Staden nennt ſie Tamaracas Caput xxii.

nur in Lery's und Hans Staden's Schilderungen noch Kunde von ihnen erhalten wird.

In S. Pedro unterhielten wir uns lange mit den Bewohnern, die in der angenehmen Abendkühle vor ihren Hütten saßen. Der Capitam Mor, ein kluger, ältlicher Indier, und mit ihm alle Bewohner des Ortes, konnten uns ihren Argwohn nicht verbergen, daß wir wohl Englische Spione seyn möchten; und selbſt als wir ihm unsere Portaria zeigten, war er noch nicht völlig beruhiget. Die Engländer ſind in Braſilien ſehr verhaßt; man hält alle Fremde, bey welchen blonde Haare und eine weiße Haut die nördliche Abkunft verrathen, für Glieder jener Nation.

Da die umliegende Gegend uns mannigfaltigen Stoff für unsere Forschungen zu enthalten schien, so verweilten wir hier mehrere Tage; unsere ausgeſandten Jäger brachten uns einige Micos (Simia fatuellus, *Linn.*, der gehörnte Sahui), das Faulthier mit dem ſchwarzen Halskragen *) eine noch wenig gekannte Art, u. ſ. w.; dieses letztere fanden wir nachher in den ſüdlicheren Gegenden häufig, aber in den nördlicheren nicht mehr. Der folgende Tag war ein Sonntag; alle Bewohner der umliegenden Gegend ſtrömten zur Meſſe nach S. Pedro herbey. Wir zogen in die Kirche, vor welcher noch, von einem vergangenen Feſte her, verdorrte Palmblätter in die Erde geſteckt, eine Allee bildeten. Ein gewiſſer Herr Capitam Carvalho, welcher ſich auch hier eingefunden hatte, war gegen uns ſehr zudringlich. Er hatte in der Nähe seine Roça (Pflanzungen) und in der nicht weit mehr entfernten Villa zu Cabo-Frio ein Haus, welches er uns für unſern bevorſtehenden Aufenthalt daſelbſt zur Wohnung aufdrang. Hier in S. Pedro machte er unſern Führer, und lud uns wiederhohlt nach ſeiner Wohnung in der Nachbarſchaft ein, wovon Herr Sellow Gebrauch machte. In der Meſſe ſahen wir die vielen dunkelbraunen Indier mit ihren originellen Geſichtern, ein für Fremde ſehr intereſſanter Anblick. Am

*) Das Faulthier mit dem Halskragen (Bradypus torquatus, *Illigeri*) iſt eine neue noch unbeſchriebene Art. Es unterſcheidet ſich in Geſtalt und Bildung wenig von dem Aï; ſeine Farbe iſt abweichend; eine Miſchung von grau und röthlich, der Kopf mehr in's röthliche fallend und weißlich gemiſcht. Auf dem Oberhalſe befindet ſich ein großer Flecken von langen ſchwarzen Haaren. Dieſe Art hat übrigens drey Zehen wie der Aï, und nicht zwey, wie Illiger in ſeinem Prodromus angibt.

Abend tanzten ſie im Hauſe ihres Capitam Mor, und waren bey dem Caſiy-Trinken ſehr luſtig. Der Geiſtliche hatte ſich ebenfalls hier eingefunden; es ſchien aber, als ob man außer der Meſſe nicht viel aus ihm mache.

Durch den Beſuch, welchen Herr Sellow in der Behauſung des Herrn Carvalho abgeſtattet hatte, lernten wir die verſchiedenen intereſſanten Producte der großen Waldungen bey S. Pedro einiger Maßen kennen. Dieſe Wälder ſind mit den ſchönſten Nutzhölzern und officinellen Gewächſen angefüllt. Herr Carvalho war früherhin der Ausführung ſolcher nutzbarer Holzarten, welche der Krone gehören, beſchuldiget, und von der Regierung zur Strafe feſtgeſetzt, nachher aber für unſchuldig erklärt und wieder frey gegeben worden. Hier iſt das Braſilienholz, Pao Brazil (Caessalpinia brasiliensis, *Linn.)* in Menge vorhanden, und Ipé-Holz (Bignonia) von verſchiedener Art, mit großen gelben und weißen Blumen, wovon die eine Art Ipé amarello genannt wird; eine andere aber, welche wohl eines der ſtärkſten Schiffbauhölzer liefert, hat den Nahmen Ipé-Tabacco, weil ihr geſpaltener Kern ein hellgrünes ſtaubartiges Pulver gibt, ferner Peheá, deſſen Frucht genießbar für Menſchen, und eine gewöhnliche Nahrung der Affen iſt; ferner Pitoma, Oleo Pardo (Laurus), Ipeuna (Bignonia), von allen das härteſte Holz. Da es elaſtiſch und dabey ſehr leicht iſt, ſo verfertigen die Indier zuweilen ihre Bogen daraus. Hier iſt ferner Imbiú, Jaquá, Grubu, Grumbari und Mazaranduba, welches Milchſaft zwiſchen Splint und Rinde hat, woraus die Indier Vogelleim machen; Graüna und Sergeira (eine Caſſia oder Mimoſa, die das Laub abwirft) einer der ſchönſten und dickſten Bäume. Es iſt leicht, erſetzt Linden- und Pappelholz, und man macht Canoes daraus. Hier ſind Jarraticupitaya mit gewürzhafter Rinde, die ein Heilmittel der Indier iſt, Jacarandá oder bois de rose (Mimosa), ſchön ſchwarzbraun, feſt und ſchwer, nutzbar für Tiſchler, und von einem ſchwachen, aber angenehmen Roſengeruche; der weiße Splint wird nicht gebraucht, ſondern nur der innere ſchwarzbraune Kern; Cuiranna (Cerbera oder Gardenia), ein ſehr leichtes Holz, aus dem man Löffel und Teller macht, und deſſen Rinde einen Milchſaft gibt; Peroba, ein hartes, feſtes Schiffbauholz, das von der Regierung benutzt wird, und deßhalb für ihr Eigenthum erklärt iſt; Canella (Laurus), ſehr aromatiſch, wie Zimmt riechend; Caüby (Mimosa), Majole, Sepepira, Putumujú, hier und in Rio de Janeiro Araribá genannt, und andere Arten mehr. Auch officinelle Gewächſe findet man hier in Überfluß; unter ihnen nenne ich nur einige, als die

Herva Moeira do Sertam *) mit dem Gewürznelken ähnlichen Geſchmack, den Costus arabicus, der gegen eine gewiſſe veneriſche Krankheit gebraucht wird; die Ipecacuanha preta (Ipecacuanha officinalis, *Arruda*; ohne Zweifel die Raiz preta, in von Eſchwege's Journal von Braſilien Heft 1 abgebildet); Ipecacuanha branca (Viola Ipecacuanha, *Linn.*, oder Pombalia Ipecacuanha *Vandelli*), die Buta **), welche die Wirkung der China erſetzen ſoll u. ſ. w.

Nachdem wir in der Gegend von S. Pedro mit den Indiern öfter gejagt hatten, verließen wir ſie Nachmittags, und begaben uns nach dem nur ein Paar Stunden Weges entfernten Cabo-Frio. Ein Aufenthalt, den uns unter Weges ein Maulthier verurſachte, gab uns Gelegenheit, eine hübſche Art von Maracanná, den unter dem Nahmen des Psittacus Macavuanna beſchriebenen Vogel, zu erlegen; er hält ſich ſchaarenweiſe hier in den Wäldern auf, und fällt in die Gebüſche und Mayspflanzungen nahe um die Wohnungen der Indier ein, wo er oft vielen Schaden verurſacht.

Noch ſpät in der Dunkelheit überſchifften wir die Lagoa bey der Villa zu Cabo-Frio, und wurden daſelbſt von dem Herrn Capitam Carvalho in ſeinem Hauſe aufgenommen. Cabo-Frio iſt das bekannte Vorgebirge, welches ſchon früher erwähnt worden iſt; hohe Felſenberge, vor denen einige felſige Inſeln liegen, bilden daſſelbe. Auf einer dieſer kleinen Inſeln iſt, in einem Buſen nahe an der Küſte, ein kleines Fort erbaut. Eine Lagoa zieht ſich hier in einem Halbkreiſe in das Land hinein, und an ihr liegt die Villa do Cabo-Frio. Es iſt ein kleiner Ort mit mehreren ungepflaſterten Straßen und niedrigen Häuſern, von denen indeſſen einige ein ganz nettes und freundliches Äußere haben. Die Landzunge, worauf die Villa liegt, hat einen theils ſumpfigen, theils ſandigen Boden; denn nahe bey den Lagoas iſt Sumpf, und näher dem Meere zu tiefer Sand, in welchem Gebüſche mancherley Art wachſen. Hier entdeckten wir einige neue Gewächſe, unter andern zwey ſtrauchartige

---

*) Canella axillaris *Nees ab Esenb.*: C. floribus axillaribus nutantibus decandris. Die nähere Beſchreibung dieſes aromatiſchen Baumes wird Herr Profeſſor Nees v. Eſenbeck in den Schriften der kaiſerl. Leopold. Carol. Akad. geben.

**) Wir haben dieſe wirkſame Pflanze weder in der Blüthe noch mit der Frucht gefunden, um beſtimmen zu können, in welche Familie ſie gehöre. Sie iſt vielleicht ein Convolvulus.

Andromeden *), die eine mit blaßgelben, die andere mit roſenrothen Blumen. Die ganze umliegende Gegend iſt mit großen Seen und Sümpfen durchzogen, weßhalb man dieſe Gegend für fieberhaft hält: doch behaupten die Bewohner, daß die heftigen Seewinde die Atmoſphäre ſehr verbeſſern.

Die Villa nährt ſich von der Ausfuhr einiger Producte, wie der Farinha und des Zuckers. Einige Lanchas unterhalten damit einen Küſtenhandel. Vor Zeiten war dieſe Gegend, ſo wie die zu Rio de Janeiro, von den mächtigen Stämmen der Tupinambas und Tamoyos bewohnt, die zu Lery's Zeit mit den Franzoſen gegen die Portugieſen verbunden waren. Salema griff ſie 1572 zu Cabo-Frio an, und brachte ihnen eine große Niederlage bey, worauf ſie ſich in's Innere zurückzogen. Nachher ſiedelten ſich die Portugieſen hier an. In der letzten Hälfte des 17. Jahrhundertes wohnte hier eine kleine Anzahl derſelben; auch hatte man ſchon das Dorf S. Pedro gegründet; ein kleines Fort war nach den Angaben in Southey's history of Brazil faſt ohne Beſatzung.

Auf die Einladung eines hier wohnenden Capitams, ſein Zuckerwerk zu ſehen, ſchifften wir uns an einem Sonntage früh mit ihm ein; unſer Hauswirth, Herr Carvalho, und ein Geiſtlicher begleiteten uns. Man legte, wie gewöhnlich, Rohrmatten (Esteiras) zum Niederſitzen auf den Boden des Canoes. Dieſe Art Fahrzeuge gebrauchten ſchon die alten Tupinambas und die ihnen verwandten Stämme; die Portugieſen behielten ſie nur bey. Sie ſind aus einem einzigen Baumſtamme gehauen, äußerſt leicht, und die Indier wiſſen ſie vortrefflich zu regieren. Man hat ſie von verſchiedener Größe; einige ſind ſo ſchmal, daß man ſich nicht viel bewegen darf, ohne das Umſchlagen des Canoes befürchten zu müſſen; andere hingegen werden aus ſo ungeheuer dicken Stämmen gehauen, daß ſie ſelbſt in der See, wenn ſie nicht unruhig iſt, ziemlich ſicher gehen. Der das Canoe regierende Mann ſteht aufrecht, und weiß ſich ſo im Gleichgewichte zu halten, daß er durch ſeine Bewegungen nicht das geringſte Schwanken verurſacht. Die Ruder haben vorn eine Schaufel von oblonger Form, und werden bey kleinen Canoes aus freyer

*) Herr Profeſſor Schrader zu Göttingen, deſſen Güte ich die Beſtimmung des größten Theiles der in dieſem Buche erwähnten Pflanzen verdanke, hat dieſe beyden Gewächſe für neue, noch unbeſchriebene Arten dieſes Genus erkannt. — Hierüber ſiehe Herrn Profeſſor Schrader's vorläufige Nachricht in den Götting'ſchen gelehrten Anzeigen 72. Stück Seite 709.

Hand geführt, ein Paar geſchickte Canoeiros ſind im Stande ein ſolches leichtes Fahrzeug pfeilſchnell fortzutreiben. Wir fanden das Waſſer der Lagoa von geringer Tiefe, und ſo klar, daß wir den weiſſen Sandboden des Grundes mit ſeinen Korallen-Gewächſen deutlich wahrnehmen konnten; bey der geringen Tiefe ſaßen wir oft feſt. Die Lagoas umſchwärmten Möven, Meerſchwalben, weiße Reiher und Strandläufer. Zwey Arten von Cormoranen ſind hier ſehr gemein; der graubraune Tölpel *), und ein anderer unſerm Cormoran ſehr ähnlicher Vogel **); beyde fiſchen hier in den Gewäſſern, und kommen den Häuſern der Villa ſehr nahe. Die Fazenda des Herrn Capitam, von ihren Negerhütten umringt, iſt auf einem grünen Hügel erbaut, und hat eine ſchöne Lage. Ringsum erblickt

---

*) Vielleicht der petit fou de Cayenne. *Buff.* pl. 973. (Pelecanus parvus). Dieſen Vogel muß ich, der kleinen von der Büffon'ſchen Beſchreibung abweichenden Züge ungeachtet, für den petit fou de Cayenne halten, welcher in den pl. enl No. 973 abgebildet iſt. Die Hauptverſchiedenheiten der Büffon'ſchen Beſchreibung von den von mir beobachteten Braſilianiſchen Vögeln beſteht in der Größe und Farbe. Büffon gibt ſeinem Vogel nur 1 1/2 Fuß, alſo 18 Zoll in der Länge, da der von mir beobachtete 28 Zoll in der Länge mißt; dabey iſt mein Vogel nicht ſchwärzlich, ſondern graubraun gefärbt. Die Abweichungen in der Größe können leicht entſtanden ſeyn, wenn Büffon nach einem ausgeſtopften Vogel oder einer Haut die Maß nahm, und auch der Unterſchied der Farbe iſt nicht bedeutend genug, um beyde Thiere zu trennen. Dieſe Vögel leben übrigens ſelbſt ſüdlich im Hafen von Rio de Janeiro, wo man ſie am Abend aus der See in regelmäßig geordneten Zügen zurückkehren ſieht, welche in winkelförmiger Geſtalt, wie bey den Kranichen und wilden Gänſen, pfeilſchnell nahe über die Oberfläche des Waſſers einherziehen.

**) Dieſer Scharbe, welcher unbezweifelt der von Büffon pl. enl. No. 974 abgebildete Vogel iſt, hat ſehr viel Ähnlichkeit mit unſerm Europäiſchen Carbo Graculus im Jugendkleide, auch wird er von Herrn Temminck in der neueſten Ausgabe des Manuel d'Ornithologie für denſelben angenommen. Es finden ſich hier noch einige kleine Verſchiedenheiten in den Beſchreibungen aus dem Wege zu räumen. Der Europäiſche Vogel ſoll eine graubraune Iris haben, bey dem Braſilianiſchen iſt ſie in jedem Alter ſchön blau; man gibt die Länge des Europäiſchen Vogels auf 23 bis 24 Zoll an, der größte Braſilianiſche von mir gemeſſene hielt 26 Zoll 8 Linien in der Länge. Das Gefieder habe ich bey dieſen Letztern nie abändernd gefunden. Dieſe aufgezählten Verſchiedenheiten geben mir die Muthmaßung, daß die Südamerikaniſche Art wohl von der unſern getrennt werden dürfe.

man Waldgebirge und bebuſchte Anhöhen, welche mit den glänzend-hellgrünen Zuckerpflanzungen einen angenehmen Farbenwechſel bilden; zur Linken beleben mehrere Waſſerſpiegel, freundliche Wohnungen und ferne blaue Gebirge dieſe Landſchaft. Wir beſahen das Zuckerwerk, welches ſehr gut eingerichtet zu ſeyn ſcheint. Um den Zuckerſaft, aus welchem man Branntwein bereiten will, zu verdicken und zu reinigen, gießt man eine ſcharfe Lauge hinzu. Man erhält dieſe aus dem Aufguſſe von warmem Waſſer auf die Aſche einer Art Polygonum, das in der Indiſchen Sprache Cataya, von den Portugieſen aber Herva de Bichu genannt wird. Dieſe Pflanze hat einen ſehr bittern, pfefferartigen Geſchmack, wird auch in mancherley Krankheiten *) angewendet, und ſoll bey der Bereitung des Zuckerbranntweines von großem Nutzen ſeyn. Die meiſten etwas beträchtlichen Fazenden haben eine Kirche, eine Capelle oder doch ein geräumiges Zimmer, welches dazu eingerichtet iſt, daß an Sonn- und Feſttagen daſelbſt Meſſe geleſen werden kann. Es iſt den Reiſenden zu rathen, ja die Meſſe nie zu verſäumen, indem die Einwohner darauf einen ſehr großen Werth ſetzen; man behandelte uns ſtets ſehr gütig und zuvorkommend, wo wir dieſe Regel beobachteten, und ließ uns Kälte und Widerwillen ſehr deutlich fühlen, wenn wir nicht in die Kirche gingen. Nach der Meſſe begleiteten wir den Hausherrn wieder nach der Villa zurück, wo wir heute noch eine Seltenheit dieſer Gegend, nähmlich die echte Cocospalme (Cocos nucifera, *Linn.*) in Augenſchein nahmen. Dieſer ſchöne Baum iſt weiter nördlich, wie die Folge des Reiſeberichtes zeigen wird, ſehr gemein; allein hier in den ſüdlichern Gegenden ſehr ſelten. Er trägt an der Oſtküſte den Nahmen der Cocos da Bahia.

Auf einer Fazenda in der Nähe von Cabo-Frio befanden ſich, wie man mich verſicherte, ein paar Dattelpalmen (Phoenix dactylifera, *Linn.*) welche Frucht trugen; allein ſeitdem man den einen der beyden Bäume abgehauen hat, trägt der andere nicht mehr.

Wir machten nun Jagdzüge in allen Richtungen der Gegenden, und hatten zu dieſem Endzwecke zwey neue Jäger, des Landes kun-

*) Am Rio S. Francisco ſoll dieſes Gewächs bey der Krankheit, welche man O Largo, die Erweiterung, nennt, mit Vortheil angewendet werden. Dieſes Übel iſt nach der Beſchreibung eines alten Ungariſchen Arztes, der dort lebte, und die Krankheiten jenes Landes beſchrieben hat, eine durch Schwäche verurſachte Erweiterung des Maſtdarmes. Man ſoll alsdann die Pflanze kochen, die davon erhaltene Brühe erkalten laſſen, und ſie als Klyſtier und zum Bade anwenden.

dige Männer, Nahmens Joâo und Ignaçio, in unſere Dienſte genommen. Sie brachten uns bald verſchiedene Thiere, beſonders Brüll-Affen (Guariba), ohne Zweifel die Art, welche man unter dem Nahmen des Stentor oder Mycetes ursinus beſchrieben hat, und deren laute Stimme man hier häufig in den Wäldern hört. Dieſe ſonderbaren Geſchöpfe zeichnen ſich bekanntlich durch die große Stimmkapſel in der Kehle aus, welche Herr von Humboldt in ſeinen Beobachtungen aus der Zoologie auf der 4. Tafel nach einer andern Species dieſes Genus abgebildet hat. Von dem langen, ſtarken Barte des männlichen Guariba, trägt er an dieſer Küſte den Nahmen Barbado; in S. Paul nennt man ihn Bujio, und mehr nördlich Guariba. Nebſt dieſem Affen erhielten wir den mit den beyden verlängerten Haarzöpfen auf dem Kopfe (Simia fatuellus, *Linn.*) und den kleinen rothen Sahui (Simia Rosalia, *Linn.*). Beyde ſind hier nicht ſelten, werden aber etwas weiter nördlich gar nicht mehr gefunden. Am Rande der Lagoas und der Sümpfe, beſonders in der Nähe der Mangigebüſche (Rhizophora, Conocarpus und Avicennia) fanden wir eine große Menge in die Erde gebohrte Löcher, in welchen Krabben leben. Dieſe Art wird hier Guayamú genannt; ſie darf nicht mit einer andern verwechſelt werden, die man an der Seeküſte im Sande findet, und mit dem Nahmen Çiri belegt; beyde Arten werden von Marcgraf erwähnt. Das Guayamú wird größer als das Çiri, und hat eine ungefleckte, ſchmutzige, ſchieferblaue, etwas in's Bleygraue ſpielende Farbe. Dieſe Thiere ſind ſchwer zu fangen; denn ſchon bey dem leiſeſten Geräuſche ziehen ſie ſich in ihre Höhlen zurück; ich griff daher zu dem Mittel, ſie mit Vogeldunſt zu erlegen. Sie machen eine Hauptnahrung der Braſilianer aus, deren Indolenz oft ſo weit geht, daß ſie ſich bey Mangel an Fiſchen mit dieſer, unſerer Erfahrung nach, elenden Koſt behelfen. In den Sandgebüſchen fand ich häufig zwey verſchiedene Arten Eidechſen, wovon die größere, Daudin's (Lacerta Ameiva *), einen grünen Rü-

*) Sie iſt die Lacerta litterata der neueren Naturforſcher. Herr Doctor Kuhl hat in ſeinen Beyträgen zur Zoologie (Seite 116) eine Beſchreibung dieſer Eidechſe gegeben. Das Braſilianiſche Thier, von welchem an mehreren Orten die Rede iſt, habe ich in ſeiner Färbung ſehr ſelten variirend gefunden. Jüngere Individuen hatten den vorderen Theil des Rückens zuweilen dunkler punctirt, bey älteren war er gewöhnlich gänzlich ungefleckt, ſchön rein grasgrün; die Seiten des Halſes ſind mit zwey bis drey parallelen, ſchwarzbraunen Längsſtreifen bezeichnet; die Seiten des Körpers ſind grün, am Rande des Bauches blau mit perpendiculären Reihen runder, gelber,

cken und bunt gefleckte Seiten hat. Hier erhielt ich auch die Haut einer Rieſenſchlange, der Boa constrictor. Mit Unrecht gibt Daudin nur Afrika als das Vaterland dieſer Schlange an, da ſie doch die gemeinſte der Braſilianiſchen Arten des Genus Boa iſt. Die meiſten dieſes Geſchlechtes ſind an der Oſtküſte unter dem Nahmen Jiboya bekannt.

Die bis jetzt ſchon gemachte ſehr beträchtliche Sammlung, die ſich in Cabo-Frio, beſonders an Waſſer- und Sumpfvögeln noch ſehr vermehrt hatte, verſprach uns Herr Capitam Carvalho nach Rio de Janeiro zu ſenden. Wir fanden indeſſen bald Urſache, gegen die uns aufgedrungenen Gefälligkeiten dieſes Mannes mißtrauiſch zu werden; denn es zeigte ſich nur zu deutlich, daß ihn der größte Eigennutz leitete, der ſogar ſo weit ging, daß er uns nöthigte, ihm ein Atteſtat über die uns geleiſteten wichtigen Dienſte auszuſtellen. Eben ſo unglücklich waren wir mit der Bekanntſchaft des hieſigen Apothekers, eines Mannes, der ſich ſehr für unſere Arbeiten zu intereſſiren ſchien, und dem wir anfänglich einige Bildung zutrauten. Bald aber bemerkten wir, daß es in ſeinem Kopfe nicht ganz richtig war, und ungeachtet wir mit ſeiner Schwachheit Geduld hatten, ſahen wir uns am Ende doch genöthiget, ihn ernſter zu behandeln, indem er in der Villa verſchiedene uns nachtheilige Gerüchte ausſprengte, wofür er indeſſen, wie wir ſpäter erfuhren, von der Polizey einige Tage Arreſt erhalten hat.

ſchwarz eingefaßter Augenflecken geziert. Dieſes iſt die beſtändige mir häufig vorgekommene Zeichnung dieſer ſchnellen Eidechſe. Die von Herrn Kuhl citirten Figuren des Seba Tab. 88 und 90 ſind, wenn ſie hierher gehören, ſehr ſchlecht gerathen. Sloane ſcheint unſere Eidechſe Tab. 273. Fig. 3 abgebildet zu haben.

IV.

Reiſe von Cabo-Frio bis Villa de S. Salvador dos Campos dos Goaytacaſes.

Campos Novas; Fluß und Villa de S. João; Rio das Oſtras; Fazenda von Tapebuçú; Fluß und Villa zu Macahé; Pauliſta; Coral de Battuba; Barra do Furado; Fluß Barganza; Abtey S. Bento; Villa de S. Salvador am Fluſſe Paraïba.

Am 7. September ließen wir unſer Gepäcke bey der Villa über die Lagoa ſetzen, und die Maulthiere herbeytreiben, die während unſers Aufenthaltes daſelbſt, jenſeits der Lagoa bey einer einzelnen Fazenda auf die Weide gegangen waren, und am 8. verließen wir, begleitet von Herrn Carvalho, die Gegend von Cabo-Frio, und zogen langſam an der Lagoa hin. Als der Weg ſich aber in die Waldungen wendete, gingen einige unſerer Thiere durch. Wir ſahen uns nun genöthiget, den Wald in allen Richtungen zu durchkreuzen, und nur mit vieler Mühe gelang es uns, ſie wieder zu finden. In einem Hohlwege verurſachte uns bald darauf unſere Tropa, welche durch den langen Aufenthalt zu Cabo-Frio auf der guten Weide verwildert war, ein noch größeres Abenteuer. Ich ritt in dieſem Hohlwege dem Zuge langſam voran, als ich plötzlich alle unſere mit großen hölzernen Kaſten ſchwer beladenen Thiere in voller Flucht hinter mir herrennen hörte. Mein ebenfalls eigenſinniges Reit-Maulthier ging ſogleich mit einem ſolchen Ungeſtüme durch, daß an ein Aufhalten nicht zu denken war. Um mir von den Kiſten der wildgewordenen Eſel nicht die Knie und Beine brechen zu laſſen, riß ich mein Maulthier auf die Seite, worauf ſich die ganze Tropa im Walde zerſtreute; vier bis fünf Thiere warfen ihre Ladung ab, und zerriſſen und zerſchlugen das Geſchirr. Wir Alle ſtanden athemlos und ermattet da, ohne errathen zu können, was eigentlich Ur-

ſache dieſer tragiſch-komiſchen Cataſtrophe geweſen ſey. Wir durchzogen nun nach allen Seiten das nahe Gebüſche, und nur nach einem bedeutenden Aufenthalte brachten wir endlich mit Hülfe unſerer guten Tropeiros, welche der Spur folgten, alle verſprengten Thiere wieder zuſammen. Portugieſiſche Jäger, welche in dieſem Walde Rehe jagten, und hier einen verlornen Hund ſuchten, wieſen uns zurecht. Die Rehe dieſer Gegend ſind von zwey verſchiedenen Arten, welche Azara unter dem Nahmen Guazapita oder Guazupita beſchrieben hat, und Mawe fälſchlich Fallow-Deer *) nennt; Koſter ſagt ſogar, indem er von einer der beyden Reharten ſpricht, daß man eine Antilope geſchoſſen habe **), da doch bekanntlich dieſe Thierarten in der neuen Welt nicht angetroffen werden ***). Überhaupt findet man vier Hirſcharten in Braſilien, welche Azara zuerſt beſchrieben hat, und ſie ſcheinen über einen großen Theil von Süd-Amerika verbreitet zu ſeyn. Die gemeinſte iſt das Veado-Mateiro der Portugieſen, das rothe Reh oder der Guazupita, wovon ſich bey dem angeführten Schriftſteller eine recht gute Beſchreibung findet. Dieſes Thier iſt in allen Waldungen und Gebüſchen verbreitet und wird häufig gegeſſen, obgleich ſein Wildbret ſehr trocken und grobfaſerig iſt.

Nachdem unſere Tropa, ſo gut ſich's thun ließ, wieder in die nöthige Ordnung gebracht war, ſetzten wir unſere Reiſe durch hohe ſchlanke Waldungen fort, welche häufig mit offenen Stellen abwechſelten, wo Wieſen mit großen Brüchen und Rohrgehägen eine Menge Reiher, Änten, Kibitze und andere ähnliche Arten ernähren. Überall tönt hier das Geſchrey des Quer-Quer, und im Walde ſehr häufig die klingende Stimme des Araponga. Mehrere ſtrauchartige Eugenia-Arten trugen hier ihre ſchwarzen, reifen, ſehr ſchmackhaften Früchte, welche die Größe kleiner Kirſchen haben. Wir ritten durch herrliche Wälder ſchlank gewachſener, hoher Stämme, mit weißlicher oder rothbräunlicher Rinde, die mit Ehrfurcht erfüllen, während unten in dem Dickicht blühende Mimoſen und Juſticien

*) *J. Mawe's* travels etc. p. 80.

**) *Koster's* travels etc. p. 136.

***) Die Bemerkung, daß man in der neuen Welt keine Antilopen finde, hat in neueren Zeiten durch die Herren Leach und Blainville einen Einſpruch gefunden; doch können wir dieſe bisher allgemein angenommene Meynung nicht eher verlaſſen, bis uns die wirkliche Exiſtenz einer wahren Antilope in Amerika hinlänglich erwieſen wird.

Wohlgeruch verbreiten. Hier fanden wir auch große Termiten-Gebäude von 8 bis 10 Fuß Höhe, ein Beweis ihres Alters. Jetzt verurſachten uns unſere Laſtthiere neue Unruhe, da ſie an verſchiedenen ſumpfigen Stellen tief einfielen; wir wurden zugleich noch durch den Stachel der Marimbondos, bösartiger Weſpen, geängſtiget *). Ihr Stich hinterläßt einen zwar heftigen, aber nicht lang anhaltenden Schmerz und eine Beule. Die herrliche Buginvillaea brasiliensis blühte hier vollkommen roth gefärbt, und hohe, mit goldgelben großen Blumen überſchüttete Trompetenbäume (Bignonia) drängten ſich zur Zierde der finſtern Baumkronen empor.

In einer großen Sumpfwieſe ſchritten der Jabirú (Ciconia americana, oder Tantalus loculator, *Linn.* **) und Reiher verſchiedener Art, beſonders die ſchneeweißen Egretten, umher ***). Das Vieh watet hier tief im Waſſer, und nährt ſich von den Sumpfgräſern. Eine große 6 bis 8 Fuß lange Schlange, die grüne Cipo (Coluber bicarinatus) ſchoß pfeilſchnell vor uns hin in dem hohen Graſe, und auf den Gebüſchen am Rande der Wieſe ließ ſich eine Schaar Maraccanas (Psittacus Illigeri, *Linn.*) nieder. Da ein uns begegnender Reiter die willkommene Nachricht brachte, daß unſere vorangezogenen Jäger ſchon eine Menge ſchöner Vögel geſchoſſen hätten, ſo ritten wir vorwärts tiefer in den Wald hinein, und labten uns an den wild wachſenden Orangen (Laranja da terra) mit fadem, ſüßlichem Geſchmacke †). Ihre Blüthen dufteten köſtlich, und lockten eine große Menge Colibris herbey ††). Beym Austritte aus dem Walde überblickten wir eine freye Wieſe, wo auf einer ſanften Höhe die große Fazenda von Campos-Novos, eigentlich Fazenda do Re genannt, erbaut iſt. Neben dem Wohnhauſe des Beſitzers, eines Capitams, breiten ſich die Hütten der Neger in einem Quadrate aus, wodurch ein kleines Dorf ent-

---

*) Mawe nennt ſie fälſchlich Mirabunde Seite 134.

**) Dieſe Stelle bezeichnet, daß man in Braſilien beyde Vogelarten unter der Benennung Jabirú zu verwechſeln pflege.

***) Zwey völlig ſchneeweiße Reiherarten leben in Braſilien, der große und der kleine. Azara nennt den erſteren petit heron blanc à manteau (Vol. IV. p. 200.) und den anderen grand heron blanc (p. 201.) Der erſtere iſt dem Europäiſchen Garzetta ſehr ähnlich, aber verſchieden; der letztere iſt der Ardea Leuce des Berliner Muſeums.

†) Sie ſind nur zufällig in jenem Walde aufgewachſen, da ehemahls an jener Stelle eine Fazenda geſtanden hatte, deren Ruinen noch zum Theile ſichtbar waren.

††) Die guten Orangen müſſen auch in Braſilien gepfropft werden; läßt man ſie wild aufwachſen, ſo wird die Frucht fade und bitterlich.

ſtanden iſt. Dieſe Fazenda, wenigſtens die dabey befindliche Kirche, ward von den Jeſuiten erbaut.

Da wir ein hier zurückgebliebenes Maulthier abzuwarten hatten, ſo entſtand ein Aufenthalt von mehreren Tagen, der zum Durchſtreifen der umliegenden Gegend benutzt wurde. Ein Jäger, aus Neapel gebürtig, kam zu uns in die Venda, und zeigte uns das Fell eines Affen, der hier in einer gewiſſen Gegend der großen Wälder lebt, und von den Einwohnern Mono genannt wird. Wir jagten lange vergebens nach dieſen Thieren, erhielten ſie aber in der Folge, und ich erkannte ſie bey näherer Unterſuchung für eine Art des Genus Ateles *); dieſes iſt der größte Affe in der von uns bereiſeten Strecke, deſſen Fell die Jäger zu Regenkappen über ihre Flintenſchlöſſer benutzen. Die Wälder um Campos-Novos ſind, wiewohl erſt in einiger Entferung von der Fazenda, mit Geſchöpfen jener Art angefüllt. Unſere Jäger hatten mehrere Guaribas oder Barbados erlegt; ein alter, männlicher Affe wurde noch lebend in unſere Behauſung gebracht. Von dieſem merkwürdigen Thiere ſagt der weiter unten angeführte Engliſche Reiſende, welcher kein großer Zoolog zu ſeyn ſcheint, komiſch genug: „Man ſpricht von ihm als einem langbärtigen Affen, der, wenn er im Schlafe ſey, ſo laut ſchnarche, daß der Reiſende dadurch in Verwunderung gerathe **).“ In den benachbarten Sümpfen fanden wir an den Binſen- und Grashalmen die ſchön roſenrothen Eyer der Sumpfſchnecke, welche Mawe in ſeiner Reiſe unter dem Nahmen der Helix ampullacea abgebildet hat, in Bündeln vereinigt ***). Dieſe Schnecke iſt ſehr gemein in allen ausgetrockneten Sümpfen von Braſilien, ihr Gehäuſe iſt dunkel-olivenbraun; auch fanden wir in allen bisher durchreiſeten Wäldern die große Landſchnecke ziemlich häufig, welche Mawe als eine Varietät der Helix ovalis abgebildet hat. Die Farbe dieſes Thieres ſelbſt iſt blaß orangengelb, das Gehäuſe aber gewöhnlich blaß gelbbräunlich. Hier ſahen wir an den Zweigen der Geſträuche

*) Ateles hypoxanthus, mit langen Gliedern und ſtarkem langen Schwanze. Haar fahl graugelblich, an der Wurzel des Schwanzes oft gelbroth gefärbt. Geſicht fleiſchfarben mit ſchwärzlichen Puncten und Flecken beſtreut. Ganze Länge von der Naſenſpitze bis zum Ende des Schwanzes 46 Zoll 8 Linien Der Daum der Vorderhände iſt nur ein kurzes Rudiment. Hierdurch unterſcheidet ſich dieſe Art von dem Arachnoides des Herrn Geoffroi, welchem der Daumen gänzlich fehlt.

**) *J. Mawe's* travels etc. p. 133.

***) Dieſe von Mawe abgebildete Schnecke wird für eine Varietät der Helix ampullacea gehalten.

das Neſt einer Art Weſpe (Pelopaeus lunatus, *Fabr. S. Piez.* p. 203) das von Erde gebaut, und von der Größe und Geſtalt einer Birne iſt. Zerbricht man es, ſo findet man in der Maſſe zerſtreut, etwa 5, 6 bis 7 Larven oder ſchon ausgebildete Thiere. Dieſe Art iſt einerley, oder doch ſehr nahe verwandt mit jener Weſpe, welche Azara *) beſchreibt. Sie heftet kleine Gehäuſe oder Zellen von Thon an die Wände der Gebäude und Zimmer, wie man dieſes in den meiſten Wohnungen an der Oſtküſte von Braſilien finden kann; ich halte dieſe für identiſch mit jener, welche ihr Neſt an den Zweig befeſtiget hatte.

Bey unſerer Abreiſe erſchien uns die hübſche Gegend in einem recht freundlichen Lichte. Die Wieſenebene war von niedrigen Waldhügeln eingeſchloſſen; Gebüſche von beſonders lebhaftem und freundlichem Grün erinnerten uns an die Farbe unſeres Europäiſchen Frühlings. Sie beſtanden aus einer Art Gardenia, hier Eniranna genannt, die wahrſcheinlich eine noch nicht beſchriebene Species iſt, und einen Baum mit nutzbarem Holze bildet. Wegen der ziemlich weiten Entfernung von der See ſind die Waldungen mit Affen und jagdbaren Thieren angefüllt. Der erhabene prachtvolle Urwald (Mato virgem), welcher ſich von Campos-Novos beynahe ununterbrochen bis zum Fluſſe S. João, vier Legoas weit, ausdehnt, in deſſen dunkle Kühlung wir uns jetzt vertieften, verdient hier eine Erwähnung. Wir erreichten bald eine mahleriſche Sumpfſtelle, von jungen Cocos-Palmen und Heliconia-Gebüſchen dicht umflochten. Sie bilden das Unterholz, über welchem ſich hohe, ſchattenreiche, äſtige Waldbäume erheben. Der grün, blau und gelbe Surucua (Trogon viridis, *Linn.*) war hier häufig, und lockte in den dichtbelaubten Baumzweigen; wir ahmten ſeine Stimme nach, und ſchoſſen bald mehrere, ſowohl Männchen als Weibchen. Dieſer Vogel iſt in allen hieſigen Gegenden einer der gemeinſten. Der Wald ward immer herrlicher, und neue prachtvolle Blumen gaben unſerm Botaniker reiche Beſchäftigung. Wir ſahen auffallend verſchlungene Cipos, beſonders ſchöne Banisterien meiſtens mit gelben Blumen, merkwürdig gebildete Stämme und oft ſchauerlich prachtvolles Gewebe von Cocos-Palmen, eine nicht zu beſchreibende Zierde der Wälder; oben in den Zweigen blüheten ſchön die Bromelia-Stauden. Neue Lockſtimmen der Vögel reitzten unſere Neugierde, beſonders häufig war hier der weiße Procnias (Araponga). Der Weg in ſandigem Boden war ermüdend; allein die Pracht des Waldes entſchädigte uns reichlich für die Anſtrengung. Auf einem ſchief gewach-

**) *Azara* voyages etc. Vol. 1, p. 173.

ſenen Stamme fand ich eine 6 bis 7 Fuß lange, bleygraue Schlange, welche ich unter dem Nahmen Coluber plumbeus beſchreiben werde *); ſie ließ uns ſämmtlich vorbey reiten und bewegte ſich nicht. Ich ließ ſie von einem meiner Jäger ſchießen, und um ſie fortzubringen, konnte ein Neger, der unſere eingeſammelten Pflanzen ſchleppte, nur mit Mühe beredet werden, das große, völlig unſchädliche Thier, das wir in ein Tuch eingepackt hatten, am Ende eines langen Stockes auf der Schulter zu tragen. Nachdem er ſchon weit gegangen war, bemerkte er noch eine kleine Bewegung ſeiner Bürde, und erſchrack dermaßen, daß er ſie weit von ſich ſchleuderte und die Flucht ergriff. Etwas weiter fanden wir unſere voran geeilten Jäger am Fuße eines uralten Stammes gelagert; ſie hatten ſchöne Vögel, mehrere Tucane, Araſſaris (Ramphastos Aracari, *Linn.*), Surucua's (Trogon) und den kleinen rothen Sahui (Simia Rosalia, *Linn.*), erlegt. Wir erreichten gegen Abend die Ufer des Fluſſes S. Joào, der bey der hier erbauten Villa ſich in's Meer ergießt. Er iſt etwa 3 bis 400 Schritt breit und wird mit Canoes überſchifft; unſere Thiere wurden weiter oben durch's Waſſer geführt. Auf der andern Seite des Fluſſes landeten wir in der Villa da Barra de S. Joào, einem kleinen Orte mit mehreren Straßen und, nach der Landart, ziemlich guten Gebäuden; er hat eine Kirche aus den Zeiten der Jeſuiten, die etwas iſolirt auf Felſen an der See erbaut iſt. Barra de S. Joào iſt einer der Plätze, wo die von Minas Geraës herabkommenden Reiſenden und Waaren wegen der unerlaubten Ausfuhr der Edelſteine viſitirt werden. Da der Fluß etwas ſchiffbar iſt, ſo fanden wir hier fünf bis ſechs Briggs vor Anker. Ein daſelbſt anſäſſiger Engländer, ein Schmidt, erzählte uns, daß ſich auch ſchon Engliſche Schiffe in dieſen einſamen Winkel verirrt hätten; weßwegen er beabſichtige, ſich zum Vice-Conſul ernennen zu laſſen. Wir gaben ihm eine Menge Gewehre zu repariren, und der Herr Conſul entledigte ſich ſeines Geſchäftes zu unſerer großen Zufriedenheit. Der Mangel tüchtiger Arbeiter zur Reparatur der Gewehre iſt dem reiſenden Naturforſcher in Braſilien ſehr fühlbar; denn nur ſelten findet man Leute, welche auch nur die gröbſte Büchſenmacher-Arbeit verſtehen. Man baut bey S. Joào viel Reiß und Mandiocca; beſonders am Fluſſe aufwärts ſoll es ſehr fruchtbare Gegenden geben; ja ſelbſt der Sand trägt reichlich, wo er hinlänglich bewäſſert wird.

*) Die Länge dieſes Thieres betrug 6 Fuß 1 Zoll 4 Linien. Es hatte 224 Bauchſchilde und 79 Paar Schwanzſchuppen. Die obern Theile ſind dunkel bleyfarben, die untern ſchön gelblich-weiß, wie Porzellan glänzend.

Von der ſandigen Landzunge zwiſchen dem Fluſſe und dem Meere, worauf die Villa erbaut iſt, folgten wir der Küſte weiter nordwärts. In einer mit mancherley Sträuchen bewachſenen Ebene blühten häufig eine ſcharlachrothe Amaryllis mit zweyblumiger Scheide, gelbblühende Banisterien und ſchöne Myrthenarten. Zur Linken hatten wir einen hohen iſolirten Berg, den Monte de S. João, vor welchem ſich in der Ebene nach dem Meer hin hohe Urwälder, und vor dieſen Sümpfe mit Gebüſch bedeckt, ausbreiteten.

Nachdem wir einige Mandiocca-Pflanzungen, die, wie das darin verbrannte, umher liegende Holz zeigte, erſt ſeit kurzem urbar gemacht worden waren, durchritten hatten, erreichten wir auf einem tiefſandigen Wege das Seeufer, und befanden uns nun an einem ſchönen, mit Cocospalmen bewachſenen, in die See vorſpringenden felſigen Hügel, neben welchem ein Bach, der Rio das Oſtras, ſich in das Meer ergießt. Wir folgten dem Flüßchen einige 100 Schritte aufwärts, luden unſere Tropa ab, und ſetzten ſie über. Das Waſſer dieſes Baches iſt klar, und die Ufer ſind reitzend; denn ein dichtes Geflechte von mancherley Waldbäumen hängt bis zu ihnen hinab, und ſchlanke Cocospalmen überſchatten ſie. Hier wohnt eine einzelne Familie, ein mit einer Indierinn verheiratheter Portugieſe, der zur Landmilitz gehört, und dabey die Überfahrt beſorgt. Durch dieſes doppelte Geſchäft ſehr beläſtigt, ſchien mir der Mann ſehr unzufrieden mit ſeiner Lage zu ſeyn. Leicht wäre hier auch eine kleine Brücke anzulegen, wodurch dem Reiſenden viel Zeitverluſt erſpart werden könnte; denn kaum hat man am Morgen in S. João mit Mühe eine Tropa beladen, ſo muß man hier ſchon nach ein Paar Stunden Alles wieder abpacken.

Jenſeits des Flüßchens fanden wir einige leere Lehmhütten mit Cocosblättern gedeckt, in welchen wir vor einem heraufziehenden Regen Schutz fanden. Ehe man auf dieſer Straße den Seeſtrand wieder erreicht, kommt man über einige Hügel, die größten Theils mit einer 30 bis 40 Fuß hohen Rohrart, Taquarussú, das große Rohr genannt, bewachſen ſind. Seine coloſſalen, bis 6 Zoll im Durchmeſſer haltenden Stämme, ſchießen hoch auf und krümmen ſich ſanft über; das Laub iſt gefiedert, und an den Zweigen befinden ſich kurze ſtarke Dornen, welche dieſes Dickicht undurchdringlich machen. Dieſe Art von Bambusa bildet äußerſt verworrene Gebüſche, welche durch ihre vielen dürren Blätter und abfallenden verdorrten Blattſcheiden bey dem leiſeſten Winde ein eigenes raſſelndes Geräuſche verurſachen. Dem Jäger ſind ſie ſehr willkommen; denn haut man ein ſolches Gewächs unter den Knoten ab, ſo findet man den Stamm der etwas jüngern Triebe mit kühlen, angenehmen, wiewohl etwas fa-

dem, ſüßlichem Waſſer angefüllt, welches den brennenden Durſt auf der Stelle löſcht. Dieſe merkwürdige Pflanze liebt gebirgige, trockne Gegenden, daher findet man ſie beſonders häufig in der Capitania von Minas Geraës, wo man Trinkbecher aus ihren Stämmen macht. Wir wanderten an der See fort, und fanden bey einigen zerſtreut liegenden Wohnungen eine andere, ebenfalls nützliche Pflanze, die Agave foetida. Ihre glattrandigen, ſteifen, 8 bis 10 Fuß langen Blätter bilden feſte Hecken, und aus ihrer Mitte ſchießt ein 30 Fuß hoher ſtarker Stamm, der oben gelbgrünliche Blüthen trägt, und der Landſchaft ein originelles Anſehen gibt. Das Mark des Stammes, Pitta genannt, dient dem Inſectenſammler als Kork. An dem Seeſtrande wachſen auch niedrige Zwergpalmen, Bromelien und andere Gewächſe vom Winde niedergehalten in undurchdringlichem Dickicht. Wir erreichten nun die auf einem Hügel am Meere liegende Fazenda von Tapebuçu, und wurden von dem Beſitzer derſelben, einem Fähnrich der Landmiliz (Alferes) ſehr gut aufgenommen. Dieſe Fazenda hat eine ſehr angenehme Lage, indem unmittelbar hinter ihr hohe Urwälder ſich erheben, welche bloß durch eine Lagoa von ihr getrennt werden, in der ſich die ſchönen Baumgruppen ſpiegeln. Von der Höhe, worauf das Haus liegt, überblickt man eine weite Ebene mit undurchdringlichem Urwald bedeckt, aus deſſen Mitte ſich die Serra de Iriri, ein iſolirtes merkwürdiges Gebirge von vier bis fünf mit Wald bedeckten Kegelkuppen, erhebt; mehr zur Linken in ſüdlicher Richtung zeigt ſich der einzeln daſtehende Monte de S. João. (In der Quart-Ausgabe gibt die 15. Platte eine Anſicht der eben erwähnten Landſchaft, wo man im Vorgrunde die Fazenda unweit der See bemerkt.)

Das zu dem Gute gehörende Land iſt eine Legoa lang und zum Theil mit Mandiocca und Mays bebaut; auch zieht man etwas Kaffeh. Die Lagoa iſt fiſchreich. Um die Wohnungen herum hat man Orangenbäume gepflanzt, deren duftende Blumen eine Menge Colibris anlocken. Unſere Jäger fanden reiche Ausbeute in den nahen Waldungen; ſie erlegten Papageyen, Maracana's, Tucane, Pavo's und andere ſchöne Vögel; auch unſere Herbarien wurden hier ſehr bereichert. Ich fand viele Arten von Cocospalmen, unter andern die Aïri, deren Fruchttrauben eben reif waren, und die ſtachelliche Sumpfpalme, Tucum, die einen etwa 15 Palmen (Spannen) hohen Schaft bildet, welcher, ſo wie die Blattſtiele, mit dünnen ſpitzigen Stacheln verſehen iſt. Dieſes Gewächſes erwähnt Mawe, gibt ihm aber eingeſägte, lanzetförmige Blätter *), da ſie

*) *J. Mawe's* travels etc. p. 127.

doch gefiederte Frondes hat, deren Pinnulae glatt und ganz randig zugeſpitzt ſind. Arruda *) gibt eine beſſere Beſchreibung davon, hatte jedoch die Blüthen auch nicht unterſucht; übrigens ſcheint es nach Herrn Sellow's Meynung gewiß, daß dieſer nicht zum Genus *Cocos* gehört. Sein Nutzen iſt aus Marcgraf, Mawe und Koſter ſchon hinlänglich bekannt. Die grünen Pinnulae haben ſehr ſtarke feſte Faſern; zerbricht man das Blatt, ſo hebt ſich die obere grüne Decke ab und die Faſern hängen frey; dieſe werden gedreht, und geben ſtarke, feine, grüne Schnüre, woraus beſonders ſchöne Fiſchnetze verfertiget werden. Dieſe Palme wächſt hier häufig, und trägt kleine, harte ſchwarze Nüſſe, die einen eßbaren Kern enthalten. Von einer andern Art nimmt man das innere noch zuſammen gelegte, ſich oben entwickelnde Blatt, zieht die Scheide ab, und trennt die zuſammen gelegten, mit einem klebrigen Safte an einander befeſtigten Blätter, die man dann zum Decken der Häuſer gebraucht; auch wird nettes Flechtwerk daraus verfertigt. Wir fanden in den hieſigen finſtern ſchattigen Wäldern eine große Menge herrlicher Bäume. Der Ipé war mit hochgelben großen Blumen überſchüttet, und eine andere Bignonia mit großen, weißen Blüthen, wuchs in den Sümpfen. Hoch über die Kronen der Waldcoloſſen erhebt ſich der ſtolze Sapucaya-Baum (Lecythis Ollaria, *Linn.*) mit kleinem Laube und topfähnlichen, herabhängenden Früchten, welche einen vollkommenen Deckel öffnen, und ihre großen, eßbaren Kerne ausſchütten **); die Affen, und beſonders die großen, rothen und blauen Araras (Psittacus Macao und Ararauna, *Linn.*) ſind ſehr lüſtern nach ihnen. Ohne die Flügel der Papageyen aber, und ohne die Fertigkeit der Affen im Klettern iſt es ſchwer, die ſehr hoch hängenden Früchte dieſes Baumes zu erhalten; gewöhnlich haut man den Stamm um. Die Indier erklettern ihn, beſonders mit Hülfe der Cipo's oder Schlingpflanzen, die wirklich das Klettern ſehr erleichtern. Wir unterſuchten auf einem andern Jagdzuge die Blüthen einer ſtolzen Palme, welche nach Herrn Sellow's Überzeugung ein neues Genus bilden muß. Sanft gekrümmt hing ihre ſchöne, gelbe Blüthenähre herab; die Spatha war groß, kahnförmig, und, ſo wie die gefiederten Blätter, beſonders ſchön. Bey dem Fällen des Baumes zeigte er ein ſehr hartes Holz, als man aber den poröſen Kern erreichte, fiel er ſogleich.

---

*) Siehe Arruda bey Koſter im Appendix Seite 484.

**) Siehe Ménagerie du Muséum d'histoire naturelle 5. Cahier, wo dieſe Frucht auf der Tafel des Agouti abgebildet iſt.

Am 16. September nahmen wir Abſchied von der Familie unſers guten Hauswirthes, und traten die Reiſe nach Macahé an. Regen und Wind trübte die wilde Ausſicht in's Land, wo ſich die Serra de Iriri aus finſtern Waldern ernſt erhob, und der Morro de S. João uns ſchon in der Ferne erſchien. Der Weg von Tapebuçu zum Fluſſe Macahé führt vier Legoas weit durch tiefen Sand, faſt immer an der See hin; hier und da treten kleine Felsklippen in das Meer vor, an welchen eine Menge Mooſe und Muſcheln, jedoch von geringer Mannigfaltigkeit, gefunden werden; ein heftiger Wind tobte an dieſer Stelle, und wildſchäumend brandeten die Wellen. Von dem Sandufer (Praya) aus erhebt ſich eine Hügelreihe, auf welcher ſchöne Bäume und Straucharten durch den Wind am höhern Aufwuchſe gehindert werden, und wie abgeſchoren ausſehen; unter ihnen ſahen wir eine große weißblühende Paſſionsblume und den viereckigen Cactus, ebenfalls mit großer weißer Blume.

In dem hieſigen Himmelsſtriche war es jetzt Frühling, und wir Alle hatten bisher das Wetter meiſtens kühl, und nie heißer gefunden, als es an warmen Sommertagen in Deutſchland iſt. Die letzte Meile der Reiſe führte durch einen dichten hohen Urwald, worin wir Tucane, Araſſari's und den kleinen ſchwärzlichen Guckguck (Coculus tenebrosus) ſchoſſen. Viele Baumarten ſtanden jetzt entblättert da; denn obgleich der größte Theil der Bäume in dem hieſigen Winter ſein Laub behält, ſo verlieren es dennoch viele der zärtern Arten. Die meiſten trieben jetzt von neuem, und zeigten an den Spitzen der dunkelgrün belaubten Äſte, die jungen gelblichen oder gelbgrünen, ſehr oft ſchön ſanftroth oder hochroth gefärbten Blätter, welche das Gebüſch ungemein zieren. Andere ſtanden in der Blüthe, noch andere trugen Blumen und Früchte zugleich. So gibt in dieſen ſchönen Tropenwäldern der vereinigte Frühling und Herbſt den intereſſanteſten Anblick für den nördlichen Reiſenden. Durchnäßt vom Regen erreichten wir Villa de Macahé am Fluſſe gleichen Nahmens. Dieſer ergießt ſich hier, nachdem er ſeinen Lauf von etwa 15 Legoas Länge an der Serra de Iriri vorbey genommen hat, in die See, und iſt nicht unbedeutend. Schon Lery erwähnt in ſeiner Reiſe *) dieſer Gegend, welche die Urbewohner Mag-hé nannten. Sie war damahls noch von Wilden bewohnt, die mit den Útacas oder Goaytacaſes am Paraïba ſtritten.

Die kleine Villa de S. João de Macahé liegt in Ge-

*) *J. de Lery* voyage etc. p. 49.

büſchen zerſtreut am Ufer des Fluſſes, der an ſeiner Mündung einen Bogen um eine vortretende Landzunge beſchreibt., Die niedrigen Häuſer derſelben ſind zum Theile freundlich und nett, von Lehm, mit hölzernen Pfoſten erbaut, und oft weiß beworfen. Man hat Hofräume (Quintaës) von Cocosſtämmen angebracht, in welchen Ziegen, Schweine und mancherley Federvieh umherlaufen. Die Einwohner treiben etwas Handel mit den Producten der Pflanzungen, welche in Farinha, Bohnen, Mays, Reiß und etwas wenigem Zucker beſtehen, auch führt man Wald-Producte aus; daher findet man gewöhnlich einige kleine Küſtenfahrzeuge, Sumacas oder Lanchas vor Anker. Am Fluſſe aufwärts im Sertam ſollen, in Aldeas oder Dörfer vereinigt, die Gorulhos- oder Guarulhos-Indier wohnen. Die Corografia brasilica erwähnt dieſes Stammes unter der Benennung Guaru, und ſagt, daß in der Serra dos Orgâos noch Überreſte von ihnen unter dem Nahmen Sacurus leben, die indeſſen völlig civiliſirt und jetzt beynahe gänzlich verſchwunden ſind; man ſoll ſie unter andern noch in der Freguesia de Noſſa-Senhora das Neves finden *). Nachdem wir des ſtarken Regenwetters wegen an dieſem Platze einige Tage verweilt, und daſelbſt ſchöne Samen-Arten von Trompetenbäumen und anderen Schotengewächſen eingeſammelt hatten, brachen wir an einem Sonntage, und zwar, weil die Aufſuchung einiger Maulthiere, die ſich verlaufen hatten, unſere Abreiſe verzögerte, erſt am Nachmittag wieder auf.

Ein abermahls einfallender heftiger Regen begleitete uns anderthalb Legoas weit in einem Gebüſche und Walde längs dem Seeſtrande bis zur Fazenda de Baretto, wo wir in der Nacht anlangten und ein leerſtehendes Haus bezogen. In den ſumpfigen Wieſen und Wäldern, wodurch unſer Weg ging, flogen eine Menge leuchtende Inſecten, unter andern der Elater noctilucus, deſſen auch Azara erwähnt **), mit zwey hellen, grünen Lichtpuncten auf dem Bruſtſchilde.

Die Nachtſchwalbe (Caprimulgus), deren lauter Stimme die Portugieſen die Worte João corta pao! unterlegen, flog hier ſehr häufig, leiſe ſchwebend, in den dunkeln Waldpfaden umher, und ſetzte ſich oft auf die Erde vor unſern Füßen nieder. Sie erinnerte uns an den in den Europäiſchen Wäldern in der Dämmerungszeit erſchallenden Ruf der Eulen (Strix Aluco, *Linn.*), deren Stelle ſie hier vertritt.

---

*) Siehe Corografia brasilica. T. II. p. 45.

**) *Azara* voyages etc. Vol. I. p. 211.

Da das ſchlechte Wetter fortdauerte, ſo blieben wir den 18. September zu Baretto, und vermehrten daſelbſt unſere Sammlungen mit einigen intereſſanten Vögeln. Bey Gelegenheit, wo ich den ſchon lange vergebens nachgeſtellten, von Azara unter dem Nahmen Chochi *) beſchriebenen Guckguck, zu beſchleichen ſuchte, ſchwebte plötzlich über mir ein herrliches Paar des weiß und ſchwarzen Milan mit dem Gabelſchwanze (Falco furcatus, *Linn.*), deſſen blendendweißer Körper von den dunkeln Wolken ſchön gehoben wurde. Ich erlegte ſogleich einen, verbarg mich, und es gelang mir, auch den andern aus der Luft herab zu ſchießen, wodurch ich mich denn für den mir entgangenen Guckguck hinlänglich entſchädiget fand.

Wir waren froh, Baretto verlaſſen zu können, da hier zwey Venda's, oder Schenken, unſere Leute zu einer ernſthaften Schlägerey verleitet hatten. Die Reiſe nördlich hinauf längs dem Seeſtrande iſt beſchwerlich, und geht zum Theile durch tiefen Sand, weßhalb wir denn auch nur ſpät den Ort unſerer heutigen Beſtimmung erreichten. Wir fanden an dem Wege ſchöne Mimoſen-Hecken um die Gärten einiger Anſiedelungen, und auch einen zahmen Cocosbaum (Cocos nucifera) mit Früchten beladen, eine wahre Seltenheit in dieſer Gegend. Hierauf zog ſich unſer Weg durch Mandiocca-Felder, auf denen die Pflanzen zwiſchen dem niedergehauenen und verbrannten Holze gepflanzt, und regelmäßig wie unſere Kartoffeln gehäufelt waren; ſodann kamen wir durch Sumpfſtellen mit aufrechten weißblühenden Bignonienſtämmchen und hohem Walde. Die nahe Ruine eines ehemahls anſehnlichen Hauſes, die wir hier ſahen, ſo wie überhaupt die übrige Umgebung, ſchien uns auf einen ehemahligen weit cultivirteren Zuſtand dieſer Gegend hinzudeuten. Wir hatten hier auch Gelegenheit, eine unglaubliche Menge von Urubus (Vulter aura, *Linn.*) zu beobachten, die ſich um ein todtes Stück Vieh verſammelt hatten, und ſo wenig ſcheu waren, daß ſie ihre Beute in Eintracht mit einem großen Hunde theilten, und ſich durch unſere Gegenwart durchaus nicht verjagen ließen. Wir ſahen ferner hier große Schaaren langgeſchwänzter Papageyen (Maracana's und Perikitto's), welche unter lautem Geſchrey allerley Schwenkungen in der Luft machten; alle von uns geſchoſſenen hatten von einer gewiſſen Frucht, die jetzt eben reif war, blau gefärbte Schnäbel. An einigen mit hohen Stämmen prangenden Waldſtellen ſchoſſen wir Tucane, und erblick-

*) *Azara* voyages etc. Vol. IV. p. 33.

ten gewöhnlich auf den höchſten dürren Zweigen der Bäume einzeln lauernde Raubvögel, beſonders den bleyfarbigen Falken (Falco plumbeus, *Linn.*), der ſich mit kühnem ſchnellen Fluge auf die erſpähte Beute ſtürzt.

Hier ſahen wir auch unter andern den Baum, den die Portugieſen Tento nennen *). Er hat dunkelgrünes gefiedertes Laub, und trägt kurze breite Schoten mit ſchönen hochrothen Bohnen, welche die Portugieſen als Spielmarken (Tentos) gebrauchen. Seine Blumen bekamen wir nicht zu Geſicht. Die Sandgebüſche in dieſer Gegend erzeugen eine Menge intereſſanter Pflanzen. In den Sumpfſtellen fanden wir einen 8 bis 10 Fuß hohen Baum, ſcheinbar der Bonnetia pallustris verwandt **), mit weißen großen Blumen, eine ſchöne Art Evolvulus ***), eine kleine gelbblühende Cassia †), eine niedlich blühende rankende Asclepiadea ††) mit angenehm weißer und roſenrother Blume, eine rothblühende Andromeda †††) und die beyden Arten der ſchon in Cabo=Frio gefundenen Andromeden, nebſt anderen mehr.

Gegen Abend erreichte unſere Caravane den Seeſtrand, wo die Ruine einer alten Capelle in einer traurigen, öden, ſandigen Landſchaft, völlig mit dem Toben und Brauſen der wild brandenden See harmonirte; niedergehaltenes, kurzes Geſträuch zog ſich nach dem Walde hinan, und zeugte von der Heftigkeit der hier herrſchenden Winde. Auf einer ſchmalen Landzunge zwiſchen dem bewegten Meere und einer lang ausgedehnten Lagoa ſetzten wir die Reiſe

*) Dieſes iſt Ormosia coccinea. Jacks in den Transact. of the *Linn.* Society. Eine neue Gattung, die zuerſt in Guinea gefunden wurde. Sie fehlt bey Willdenow.

**) Wikstraemia fruticosa. *Schraderi* a. a. O. Seite 710. Mit dieſem Gewächſe vereint findet man ein anderes ähnliches, die Kiseria stricta des Herrn Profeſſors Nees v. Eſenbeck: Classis Linneana Polyandria Polygynia; Fam. nat. Guttiferarum. Corolla penta petala, petalis integris. Calyx quinque-partitus, bracteatus. Antherae erectae liberae. Germen triloculare, septis simplicibus, loculis monospermis.

***) Evolvulus philicoides, Schrader a. a. O. Seite 707. Eine neue Species, welche weder Perſoon, Willdenow noch Ruiz und Pavon beſchrieben haben.

†) Iſt Cassia uniflora. Spr.

††) Echites variegata. Schrader a. a. O. Seite 707.

†††) Eine neue Andromeda coccinea mit hochrothen Blumen. Schrader a. a. O. Seite 709.

bis in die Nacht fort, und erreichten alsdann ein einzelnes Hirtenhaus, Pauliſta genannt, wo unſere ausgehungerten Magen nichts vorfanden, als ein wenig Mandiocca-Mehl und etwas Mays für unſere Thiere; glücklicher Weiſe hatten wir uns in Baretto mit etwas trockenem Salzfleiſche (Carne seca) und Bohnen (Feigoês) verſorgt. Da das Haus ziemlich geräumig war, ſo blieben wir am folgenden Tage daſelbſt, um von der gehabten Ermüdung auszuruhen.

Schaaren des Braſilianiſchen Auſterfreſſers (Haematopus) lieſen hier an der Küſte umher *), und viele derſelben wurden von uns erlegt. In den nahen, ſtark mit Cocos-Palmen untermiſchten Wäldern, ſchoſſen wir verſchiedene ſehr kleine Eulen, von der Art, welche die Einwohner Caburé **) nennen, die aber nicht mit der von Marcgraf eben ſo genannten verwechſelt werden darf. Die hier häufige Palmitto-Palme wurde von uns des Markes wegen gefällt. Dieſer Baum gehört zu den zierlichſten und ſchlankeſten der Cocosform. Sein Stamm iſt ein dünner, hoher, geringer Schaft; eine kleine Krone von 8 bis 10 federartigen, glänzend grünen Blättern wiegt ſich hoch oben in der Luft; unter dieſem ſchönen Hauptſchmucke ſteht auf dem ſilbergrau gefärbten Stamme ein Aufſatz von der lebhaft grünen Farbe der Blätter, in welchem obern Theile die jungen Blätter zuſammen gerollt und gefaltet liegen; ſie enthalten in ihrer Mitte die zarten noch unentwickelten Blüthen; die ſchon ausgebildete Blüthe aber bricht unter der grünen Kapſel hervor. Haut man dieſen Aufſatz des Stammes oder die Kapſel der friſchen Blätter ab, ſo findet man im Innern dieſe Theile ſo zart und markartig, daß man ſie ſelbſt roh eſſen kann; gekocht aber geben ſie

*) Dieſen Vogel, welcher früher den Naturforſchern unbekannt war, habe ich an der Braſilianiſchen Küſte häufig beobachtet, und unter der Benennung des Haematopus brasiliensis unterſchieden. Er iſt kleiner als die Europäiſche Art, aber ſein Schnabel iſt länger. Herr Temminck, dem ich dieſen Vogel mittheilte, hat ihn in der neueſten Ausgabe ſeines Manuel d'Ornithologie Haematopus palliatus (Sec. part. p. 532) benannt.

**) Strix ferruginea; 6 Zoll 7 Linien lang, roſtroth, auf den Scapular- und großen Flügeldeck-Federn einige blaßgelbe oder weißliche Flecken; am Unterhalſe ein großer weißer Fleck; Schwanz ungefleckt roſtroth; untere Theile des Leibes hellgelbröthlich und weiß gemiſcht, mit roſtbraunen Längsſtrichen; Iris hochgelb. Dieſer ungeöhrte Kauz ſcheint mit Azara's Caburé verwandt.

Digitized by Google

eine noch ſchmackhaftere Speiſe. Das Holz fanden wir ſehr hart, und es koſtete uns viele Mühe, den Baum mit dem Waldmeſſer (Facão) zu fällen. Die Tucum-Palme blühte ebenfalls jetzt in Sumpfſtellen, ſo wie in offenen Sandgegenden eine ſchöne neue Art Stachitarpheta *) und ein hübſcher kugelförmiger Cactus, dem Mammillaris ähnlich, der auf ſeiner Oberfläche weiße Wolle, und in dieſer die kleinen hochrothen Blumen enthält. Herr Sellow hielt dieſes Gewächs für neu. Unſere ornithologiſchen Sammlungen wurden hier nicht bedeutend vermehrt; denn wir fanden außer einigen Sumpfvögeln nicht viel Neues. Auf dem niedern Geſträuche ſingt längs der ganzen Küſte der Sabiah da praya (die Küſtendroſſel, Turdus Orpheus, *Linn.*), der bey einem unanſehnlichen Gefieder einen vortrefflichen Geſang hören läßt, und daher einer der erſten Singvögel von Braſilien genannt werden darf. An den Gebäuden war der kleine weißliche Gecko **) häufig, der an den ſenkrechten Mauern umher läuft, ſo wie die Eidechſe mit dem ſchwarzen Halsbande ***); ſie ſind über die ganze Gegend verbreitet, welche ich geſehen habe. An den Ufern fanden wir ſehr wenige Muſcheln, und in den Sümpfen auch hier das ſchon oben erwähnte Neſt einer Art Weſpe (Pelopaeus lunatus, *Fabr*) von Thon in birnförmiger, unten zugeſpitzter Art, an den Zweigen des Geſträuches befeſtiget.

Von Paulista aus folgten wir den Dünen. Weite Sümpfe und Lagoas mit Rohr bewachſen, in welchen das Rindvieh und die Pferde oft in bedeutender Anzahl bis an den halben Leib graſend wateten, dehnen ſich in's Land hinein; Kibitze (Vanellus cayen-

*) Stachytarpheta crassifolia, Schrader a. a. O. Seite 709.

**) Iſt wahrſcheinlich *Daudins* Gecko spinicauda. Histoire natur. des Reptiles. T. IV. p. 115.

***) Stellio torquatus: ſcheint verwandt oder identiſch mit Stellio Quetz-Paleo, *Daudin* hist. natur. des Reptiles. T. IV. p. 26. — Dieſe Art variirt ſehr in der Farbe. In der Jugend iſt ſie auf dem Rücken mit dunkeln Längsſtreifen verſehen, welche im Alter verſchwinden; alsdann fällt ſie in's Silbergraue mit Purpur- und Kupferglanz, zum Theile auch mit helleren Puncten, wie betropft; immer bleibt indeſſen das Kennzeichen der Art ein länglicher ſchwarzer Fleck an der Seite des Halſes vor der Schulter, ſo wie drey dunkle Streifen, welche in perpendiculärer Richtung über die geſchloſſenen Augenlieder herab laufen. Die Beſchreibungen des Quetz-Paleo ſind überall zu unvollkommen, dennoch kann man ihn nicht verkennen. Die Eidechſe mit dem ſchwarzen Halskragen wird an der Oſtküſte Lagarta genannt.

nensis), Reiher, Möven, Meerſchwalben und Änten waren hier in großer Anzahl;. die Kibitze, Quer-Quer genannt, deren ich ſchon öfter, als dem Jäger ſehr läſtige Thiere, erwähnte, fliegen, wenn man ſich ihrer Brut nähert, eben ſo um den Kopf des Jägers herum als unſere Europäiſche Art. Die Gebüſche an den Dünen beſtehen gewöhnlich aus Bromelien und hohen Cactus-Stauden mit mancherley Laubpflanzen untermiſcht. Hier öffneten jetzt aufrecht ſtehende Cactus-Stämme ihre weißen Blumen; ſie hatten vier-, fünf- und ſechseckige Zweige, doch ſchienen ſie nur einer oder höchſtens zwey Species anzugehören; denn dieſe ſonderbaren Stachelgewächſe variiren nach dem Alter ſehr in der Zahl ihrer Kanten. Die Cactus-Pflanzen ſind den Füßen der Maulthiere und Pferde auf Reiſen beſonders gefährlich; denn ein Stachel, welcher in den Huf oder in ein Gelenk eindringt, lähmt ſehr leicht das Thier. Wir fanden hier im Sande die Turnera ulmifolia, und in den Sümpfen zwey weißblühende Nymphaea-Arten, die Indica, und eine andere, von Herrn Sellow Erosa genannt, mit ſehr großen Blumen; ferner eine hohe weißblühende Alisma, wahrſcheinlich auch neu, mit ſchmalem länglichem Blatte. Es war nicht leicht, der ſchönen Pflanze in dieſem Sumpfe habhaft zu werden; Herr Sellow fiel tief in das ſchwarze Moorwaſſer ein; auch mir erging es, als ich beſchäftiget war die Sumpfvögel zu beſchleichen, nicht beſſer. Dieſe große, weite, ebene Wildniß iſt mit frey umherlaufendem Rindviehe bevölkert, ſelbſt in einer Entfernung von 5 bis 6 Meilen weit von allen menſchlichen Wohnungen. Sie werden jährlich hier ein oder zwey Mahl von den Eigenthümern, den Beſitzern der benachbarten Fazenda's in einen Coral, oder mit Pfählen eingeſchloſſenen Platz, zuſammen getrieben, gezählt und gezeichnet. Wir nahmen heute unſer Nacht-Quartier 5 Legoas von Pauliſta, in dem ſogenannten Coral de Battuba, der in ſeiner Umzäunung eine geräumige Lehmhütte enthält. Die Gegend umher iſt eine weite Ebene (Campo) und deren Ende dem Auge unerreichbar. In ihren ſeichten Vertiefungen ſteht häufig Waſſer, wodurch Lagoas entſtehen, und das Ganze iſt mit kurzem Graſe bedeckt, welches umherziehendes Rindvieh ernährt. Nahet man ſich dieſen Thieren, ſo heben ſie den Kopf in die Höhe, ſchnauben und entfliehen im Galopp mit hochaufgehobenem Schweife. Merkwürdig iſt es unſtreitig, wie durch die ausgezeichnete Thätigkeit und Sorge der Europäer dieſe nützliche Thierart bereits über den größten Theil unſerer Erde verbreitet worden iſt. Im Norden weidet der Stier in den vor Froſt erſtarrten Birkenwäldern, in der gemäßigten Zone in unſern anziehenden grasreichen Thälern zwiſchen ſchattigen Buchenwäldern, in den Tropen

unter Palmen und Bananen-Gewächſen und auf den Inſeln im Südmeere unter Melaleuca-, Metrosideros und Casuarina-Stämmen. Überall gedeiht dieſes dem cultivirten Menſchen unentbehrliche Geſchöpf, und gewährt ihm höhern Wohlſtand.

Bey der Annäherung des Abends ſammelten ſich alle unſere zerſtreut geweſenen Jäger um das freundliche Küchenfeuer, und ein Jeder von uns ſchien die Belohnung ſeiner Anſtrengungen in der Befriedigung ſeines Nahrung heiſchenden Magens zu fordern; aber leider litten unſere Vorräthe von Lebensmitteln nie mehr Mangel als eben jetzt; dennoch konnte eine Jäger-Geſellſchaft hier mitten unter Herden verwilderten Viehes doch unmöglich Hunger leiden; wir gingen alſo hinaus auf die Ebene, vertheilten uns in eine lange Linie, und hofften ein junges Rind zu erlegen; aber die Nacht trat zu ſchnell ein, das Vieh war zu ſcheu, und einzelne Cactus-Pflanzen, auf der Heide verbreitet, verwundeten unſere Füße; wir mußten alſo für heute unſer Vorhaben aufgeben, und die vom Hunger gebothene Jagd auf den kommenden Morgen verſchieben. In dem öden baufälligen Hauſe, wo es durch das Dach hinein regnete, fanden wir in unſern aufgehängten Schlafnetzen nur wenig Ruhe; denn unaufhörlich wurden wir von einer ungeheuern Menge Flöhe und einem Heer von Bichos do pé (Sandflöhen, Pulex penetrans) gequält, deren wir in den folgenden Tagen unzählige aus unſern Füßen zogen. Dieſes beſonders in allen im Sande leerſtehenden Gebäuden häufige Inſect dringt zwiſchen Haut und Fleiſch an den Füßen in der Nähe der Sohle und an den Zehen, auch wohl an den Nägeln der Hände ein. Übertrieben iſt es, wenn man behauptet, daß es ſich ſelbſt bis in das Muskelfleiſch hinein arbeite; es hält ſich immer nur zwiſchen Haut und Fleiſch. Man ſpürt bald ſeine Gegenwart an einem heftigen Jucken, das endlich in einen geringen Schmerz übergeht; daher iſt es gut, es mit einer Nadel ſogleich heraus zu graben, ohne ſeinen blaſenartigen mit Eyern angefüllten Leib zu verletzen *). Um aller Entzündung vorzubeugen, thut man wohl, wenn man, nachdem es heraus genommen iſt, in die kleine Wunde etwas Schnupftabak einreibt, oder Unguentum basilicum, welche Salbe man in den Braſilianiſchen Apotheken erhält.

Ein trüber regneriſcher Tag folgte auf dieſe unangenehme Nacht; allein unſere Mägen erinnerten ſchnell an die geſtern begonnene aber leider mißglückte Jagd. Wir ließen jetzt unſere Jäger aufſitzen, und

*) Siehe O l. S w a r tz in den Sw. Vetensk. acad. nya Handlingar T. IX. för 1788. p. 40 sqq. mit Abbildung.

ſandten ſie in die Ebene, wo ſie das voll Schrecken nach allen Seiten hin fliehende wilde Vieh auseinander ſprengten. Unſere Maulthiere liefen zum Theile recht gut; endlich gelang es den Jägern Thomas und Joâo, einen Schuß anzubringen und ein Rind zu tödten. Man zerlegte ſchnell die Beute, ſättigte ſobald als möglich die hungrige Menge, und zerſtreute ſich alsdann, um zu jagen. Die Gegend hat manche ornithologiſche Merkwürdigkeit. Franciſco, der Coropo-Indier, hatte den Ibis mit nacktem fleiſchrothem Geſichte erlegt, welchen Azara *) unter dem Nahmen des Curucau rasé beſchreibt; andere Jäger ſchoſſen zwey Arten Falken, eine ſchöne neue Art Weihe **) mit einem Eulenkranze am Kopfe, gleich unſerm Falco cyaneus, und den Falco Busarellus mit roſtrothem Körper und gelblich weißem Kopfe. Ich fand in der Nähe unſers Hauſes das Neſt mit den Eyern des Bentavi (Lanius Pitangua, *Linn)*, welches die Form eines Backofens hat und oben geſchloſſen iſt.

Nördlich von Battuba dehnen ſich weite Lagoas in den Ebenen aus, worin unzählige Änten und Reiher nebſt andern Sumpf- und Waſſervögeln leben; hier kann man die Waſſer- und Sumpfbewohner des Landes am beſten ſtudieren. Man hatte uns geſagt, daß wir hier die ſchönen roſenrothen Löffelreiher (Platalea Ajaja, *Linn.*) finden würden, und wirklich bemerkten wir heute die erſten derſelben. Sie ſaßen, ihrer etwa dreyßig, beyſammen an einer ſumpfigen Stelle, und fielen uns bald wie ein dunkelroſenrother Fleck in die Augen. Unſere Jäger ſchlichen mit der größten Vorſicht hinan, und warfen ſich ſogar, als ſie ihnen näher kamen, auf die Erde nieder; allein vergebens; die ſchüchternen Vögel erhoben ſich ſogleich, und zogen in prachtvollem Geſchwader über die Köpfe anderer Jäger hin, die ihre Doppelflinten leider auch vergeblich nach ihnen abfeuerten. Wir konnten nur mit einigen ihrer ſchönen roſenrothen in dem Sumpfe gefundenen Schwungfedern unſere Hüte ſchmücken. Reiher, ſchwarze Ibiſſe ***), Änten, Strandläufer und Cormorane belebten die ganze

*) D. F. *De Azara* voyages etc. Vol. IV. pag. 222.

**) Falco palustris: 19 Zoll 9 Linien lang; ein gelblich-weiß und ſchwarzbraun gemiſchter Eulenkranz faßt den Kopf ein; über dem Auge hin ein weißlicher Streif; untere Theile blaßgelbröthlich mit ſchwarzbraunen Längsſtrichen; Unterhals ſchwarzbraun; Schenkel und Steiß roſtroth; alle obern Theile ſchwarzbraun; Schwung- und Schwanzfedern aſchblau mit ſchwarzbraunen Querbändern.

***) Unter den Braſilianiſchen Arten der Familie der ſichelſchnäblichen Sumpfvögel zeichnet ſich durch ſein hochrothes Gefieder der Guará (Tantalus ruber, *Linn.*) ganz vorzüglich aus. Ich habe dieſen

Digitized by Google

Gegend. Die Lagoas waren durch Dämme getrennt, und auf dieſen fanden wir Gebüſch, das immer von Raubvögeln, von denen wir einige erlegten, durchſpähet wird. Am Ufer eines Sees erblickte ich den Anhinga (Plotus Anhinga, *Linn.*) dem ich vergebens nachſtellte. Er war hier auch nicht in ſeinem wahren Aufenthaltsorte, den Flüſſen, auf welchen wir ihn ſpäterhin häufig erlegt haben. Vier bis fünf Stunden Weges von Battuba erreicht man eine Stelle, welche Barra de Furado genannt wird, wo die Lagoa Feia mit der See zuſammenhängt, wie dieß auf der Karte von Arrowſmith richtig bemerkt iſt *).

Wir trafen hier ſogleich Anſtalt, unſer Gepäck und einige unſerer noch zurückgebliebenen Jäger mit dem großen Canoe eines einſam hier wohnenden Mannes vorwärts nach dem von uns auserſehenen Lagerplatze bringen zu laſſen. Wir ſelbſt hingegen ſetzten die Reiſe längs der Dünen an der tobenden Brandung fort und vergnügten uns an dem Anblicke der vielen Regenpfeifer (Charadrius), Strandläufer und Austerfiſcher (Haematopus), die hier nach jedem zurückrollenden Wellenſchlage der See, eine Menge kleiner Inſecten aufleſen. Man zeigte uns bey ein Paar ärmlichen Fiſcherhütten den Weg,

---

ſchönen Vogel nirgends an dieſer ganzen Küſte gefunden, und ſelbſt die Corografia brasilica beſtätigt, daß dieſe Thierart ſelbſt nicht mehr an der Ponta de Guaratiba etwas ſüdlich von Rio de Janeiro gefunden wird, wo ſie ſonſt ſo häufig vorkam (ſ. Corografia brasilica T. II. p. 19.) Selbſt Hans Staden ſagt, daß die Tupin-Inba jene ſchönen rothen Federn zu ihrem Putze von dort her ſich verſchafften.

*) Die Lagoa Feia beſteht aus zwey durch einen Canal vereinigten Theilen; ihre Form iſt auf meiner Karte nicht richtig angegeben, da ich ſie nur überſchifft und nicht in ihrer ganzen Ausdehnung geſehen habe. Der nördliche Theil ſoll nach der Corografia brasilica (T. II. p. 49) etwa 6 Legoas von Oſten nach Weſten lang ſeyn, und etwa 4 Legoas in der Breite halten, der ſüdliche Theil etwa 5 Legoas lang und 1 1/2 Legoa breit ſeyn. Sie iſt fiſchreich und hat ſüßes Waſſer. Ihre große Fläche iſt gewöhnlich vom Winde bewegt, daher für Canoe's oft gefährlich; für größere Schiffe hat ſie nicht die nöthige Tiefe. Die Barra do Furado iſt in der Zeit des niederen Waſſerſtandes verſchloſſen. Die ganze Gegend enthält längs der Seeküſte eine große Menge von Landſeen, deren auf der Karte mehrere fehlen. Bey dieſem Reichthume an Gewäſſern und der Fruchtbarkeit des Bodens würde dieſer Strich Landes einer der fruchtbarſten von Braſilien werden können, wenn er von einem regſamern induſtriöſern Volke bewohnt wäre.

welcher nach dem Lande hin wieder von weiten Sümpfen, in denen eine Menge Rindvieh und Pferde weideten, begränzt war. Die große Anzahl von Änten und Sumpfvögeln, die wir hier fanden, war wirklich merkwürdig. Große, ſchwärzliche Geſchwader der Anas viduata, *Linn.*, und der pfeifenden grünſchulterigen Art, welche Azara unter dem Nahmen des Ipecutiri *) beſchrieben hat, flogen bey unſern erſten Schüſſen gleich einer Decke auf; die letztere iſt in den von mir geſehenen Gegenden die gemeinſte Äntenart.

Als es ſich ſchon ſtark zur Dämmerung neigte, führte uns unſer Wegweiſer, der ein Neger war, quer durch das Waſſer auf eine ſumpfige Inſel. Er ſagte uns, ſein Herr werde mit dem Canoe hier an dieſe Stelle kommen, um uns über die Lagoa Feia zu ſetzen; allein dieſer erſchien heute nicht. Da ein heftiger Regen uns bedrohte, ſo ſchlugen Einige aus unſerer Geſellſchaft vor, nach einer kleinen Hütte, etwa eine halbe Stunde weit, zurück zu reiten, wo wir fünf oder ſechs Soldaten angetroffen hatten, die daſelbſt Wache hielten, damit von Minas herab kein Unterſchleif mit Diamanten getrieben werde. Wir kehrten dahin zurück; die Soldaten machten uns ein gutes Feuer an, gaben uns Mandiocca-Mehl und trockenes Salzfleiſch, und wir verplauderten mit ihnen den Abend. Dieſe Miliz-Soldaten, von etwas brauner Farbe, gehen in weißen baumwollenen Hemden und Hoſen, mit unbedecktem Halſe und bloßen Füßen; ein Jeder trägt, wie alle Braſilianer, ſeinen Roſenkranz um den Hals. Ein Gewehr ohne Bayonnett iſt ihre einzige Waffe. Sie fiſchen am Tage in den Lagoas, und nehmen außer dem Mehl und Salzfleiſche, das ihnen gegeben wird, ihren Unterhalt aus dem Waſſer. Man ſieht daher an ihrer Hütte Stricke von gedrehter Ochſenhaut aufgeſpannt, auf welchen ſie die Fiſche zum Trocknen aufhängen. Die Hütte ſelbſt hatte als Wachthaus mehrere Kammern, und enthielt einige Schlafnetze nebſt hölzernen Pritſchen. Am folgenden Morgen erſt erſchien das Canoe mit den Jägern, die ſich durch die vielen Änten hatten aufhalten laſſen, und von der Nacht überraſcht worden waren. Man fing nun an überzuſchiffen, und ſo wie eine Ladung des Canoes übergeſetzt war, vertheilten ſich die dabey befindlichen Männer ſogleich, um zu jagen. Sie ſchoſſen unter andern den Ibis mit röthlichem Geſichte (Carâo) und den Caracara (Falco brasiliensis), einen ſchönen Falken. Auf dem nördlichen Ufer der Lagoa vereint befanden wir uns in einer ſehr unangenehmen Lage; denn unſere weidenden Maulthiere waren durch Pferde entführt worden,

*) *D F. de Azara* voyages etc. Vol. IV. p. 345.

und wir blieben daher den ganzen Tag dem herabſtrömenden Regen ausgeſetzt, bis gegen Abend ein Fiſcher erſchien, der uns nach ſeiner Hütte führte, wo wir unſere entflohenen Thiere erwarteten. Durch ein kleines Gebüſch zogen wir jetzt bis an's Ufer des Fluſſes Barganza, eines Abfluſſes der Lagoa Feia. Hier befanden ſich zwey ärmliche Fiſcherhütten (deren Anſicht die Vignette dieſes Abſchnittes in der Quart-Ausgabe gibt); in ihnen wurden wir freundſchaftlich aufgenommen. Sie beſtanden bloß in einem auf die Erde geſtützten Dache von Rohr, und enthielten inwendig ein Paar kleine Abtheilungen; unſere zahlreiche Mannſchaft konnte daher nicht unter Dach und Fach übernachten, ſondern nur die an die Braſilianiſchen Nächte weniger gewöhnten Europäer. Wir lagen mit den beyden Fiſcher-Familien in den Hütten rund umher auf Stroh; in der Mitte brannte das Feuer, und man bewirthete uns mit gebackenen Fiſchen und Mandiocca-Mehl. Der freundliche gute Wille der guten Leute erleichterte uns die Beſchwerde, und ließ uns dieſes enge harte Nachtlager einiger Maßen vergeſſen. In der Hütte, wo ich meine Wohnung nahm, herrſchte eine ſehr dicke geſprächige Frau mit etwas gelber Haut und ſehr leicht gekleidet, die beſtändig, wie die meiſten Weiber der niedern Claſſe in Braſilien, ihre Tabakspfeife im Munde hatte. Die Braſilianer bedienen ſich zum Rauchen mehr der Cygaro's, die von Papier gemacht und hinter dem Ohre getragen werden; dieſe Art zu rauchen haben nicht die Europäer nach Braſilien gebracht, ſondern ſie ſtammt vielmehr von den Tupinambas und andern Stämmen der Küſten-Indier her. Dieſe wickelten gewiſſe aromatiſche Blätter in ein größeres ein, und zündeten dieß an dem einen Ende an *). Die bey den Fiſchern, ſo wie in ganz Braſilien, beſonders bey den Negern und andern Leuten der ärmeren Claſſe gebräuchlichen Pfeifen, haben einen kleinen Kopf von ſchwärzlichem gebranntem Thone, und ein dünnes glattes Rohr von dem Stängel eines hochſteigenden Farnkrautes (Samambaya), der Mertensia dichotoma. Meiſtens iſt indeſſen unter allen Claſſen der Einwohner Braſiliens das Schnupfen des Tabaks noch weit beliebter als das Rauchen; denn der ärmſte Sclave hat ſeine Tabaksdoſe, gewöhnlich von Blech oder von Horn, oft iſt es nur ein bloßer Abſchnitt eines Kuhhornes mit einem Pfropfe.

Als kaum der Tag in unſere mit Menſchen angefüllten Hütten hinein blickte, ſagten die Fiſcher ſchon eifrig ihr Morgengebeth her, und badeten dann ihre Kinder in lauwarmem Waſſer; ein unter den Portugieſen gewöhnlicher Gebrauch, worauf die Kleinen ſich mit

*) *Jean de Lery*, voyage etc. pag. 189.

Ungeduld zu freuen ſchienen. Nach dieſem breitete man **Rohrmatten** vor der Hütte aus, der gekochte Fiſch ward herbey gebracht, und wir Alle ſetzten uns zum Frühſtücke auf die Erde nieder. Nachdem wir uns mit Nahrung geſtärkt hatten, bereiteten die Fiſcher ihre Canoe zu, um ihre Maulthiere ſchwimmend über den B a r g a n z a zu führen, der hier bey den Hütten mit großen Rohrgehägen angefüllt iſt. Tauſende von Waſſervögeln, beſonders Reiher, Cormorane, Waſſerhühner, Taucher u. ſ. w. niſten darin, auch zeigen ſich zuweilen die ſchönen rothen Löffelreiher. Unter den Fiſchern, die unſere Tropa überſetzten, zeichnete ſich ein alter Mann mit einem langen Barte und einem Säbel an der Seite, beſonders aus; ein jüngerer beſtieg ſein kleines Pferd, und verſprach uns den Weg durch die überſchwemmten Wieſen zu zeigen. Sein Anzug war originell; er trug eine kleine Nebelkappe von Tuch, einen kurzen Rock, und Hoſen, welche ihm die Knie bloß ließen, und Sporne an den unbekleideten Füßen. Übrigens war dieſes Männchen ſehr gutmüthig und gefällig; denn es ritt in den zum Theile hoch überſchwemmten Wieſen ſtets voran, und ſuchte nicht ohne Gefahr den beſten Weg, welcher dennoch unſern Maulthieren zum Theile ſo ſauer wurde, daß wir die gegründetſte Beſorgniß haben mußten, unſer Gepäck in's Waſſer fallen zu ſehen. Dieſe weiten Wieſen wurden jedoch unter einem heftigen Platzregen endlich glücklich durchritten.

Wir hatten bey der iſolirt gelegenen Kirche zu S. A m a r o die letzte Waſſerſtelle im Canoe zurück gelegt, und unſere Tropa zog jetzt auf unabſehbaren grünen Ebenen fort. Dieſe ganze flache Gegend gehört ſchon zu den Ebenen der G o a y t a c a ſ e s, welche ſich bis zum P a r a ï b a ausdehnen, und von denen die V i l l a d e S. S a l v a d o r ihren Beynahmen dos Campos dos Goaytacases erhalten hat. Auf dem Grasboden dieſer Gegend, ſo wie auf allen Triften der Oſtküſte von Braſilien wächſt die Sida carpinifolia mit ſtrauchartigem, holzigem Stamme und gelber Blume; ſie wuchert ſehr ſtark, und dient häufig einer Art von Inambú, den man hier mit dem Nahmen des Repphuhns (Perdiza) belegt, zum Aufenthalt *). Dieſer noch wenig bekannte Vogel hat in der Farbe Ähnlichkeit mit unſerer Wachtel, iſt aber etwas größer, und hält den Hühnerhund eben ſo gut aus, als unſer Europäiſches Repphuhn, wovon ich mich öfters überzeugte. Endlich, nachdem wir dieſes zu Triften geeignete Land,

---

*) Dieſer Vogel iſt von Herrn T e m m i n c k unter dem Nahmen des Tinamus maculosus beſchrieben worden. S. Histoire naturelle générale des Pigeons et des Gallinaces. T. III. pag. 557.

worin auch Rindvieh in bedeutender Anzahl weidete, bis zum Abend durchritten hatten, gelangten wir nach der anſehnlichen Abtey zu S. Bento, wo wir eine lang entbehrte Ruhe und Bequemlichkeit zu finden hoffen durften. Dieſes Kloſter, der Abtey zu S. Bento in Rio de Janeiro gehörend, beſitzt anſehnliche Güter und Ländereyen. Das Gebäude ſelbſt iſt groß, hat eine ſchöne Kirche, zwey Hofräume und einen kleinen Garten im Innern, in welchem von Steinen aufgemauerte Beete mit Balſaminen, Tuberoſen u. ſ. w. beſetzt ſind. In dem einen der Höfe ſtanden hohe Cocospalmen (Cocos nucifera, *Linn.*) mit Früchten beladen. Das Kloſter beſitzt 50 Sclaven, welche vor demſelben in einem großen Quadrate ihre Hütten erbaut haben; in der Mitte des Platzes iſt ein hohes Kreuz auf einem Fußgeſtelle errichtet. Außerdem befinden ſich hier ein großes Zucker-Engenho und mehrere Wirthſchaftsgebäude; ferner gehören zu dieſem reichen geiſtlichen Gute beträchtliche Ländereyen, große Herden von Pferden und Rindvieh, und mehrere Corale und Fazenda's in der umliegenden Gegend; es erhält ſogar mehrere Zuckerzehnten aus der Nachbarſchaft.

Wir wurden von dem hier die Geſchäfte verſehenden Geiſtlichen, Herrn José Ignaçio de S. Mafaldas, ſehr gaſtfreundſchaftlich aufgenommen. Man wies uns unſere mit guten Betten verſehene Zimmer an den langen, kühlen Gallerien des Kloſters an, wo wir aus den großen Fenſtern, die auch hier ohne Glas waren, die ſchönſte Ausſicht in die weite Ebene hatten. In dem untern Stockwerke des Gebäudes befand ſich die Küche und Mandiocca-Fabrik, auf deren Pfannen wir unſere Sammlungen leicht trocknen konnten; dabey ließ man uns die zu unſern Arbeiten nöthige Baumwolle von den Kernen befreyen, wozu man ſich überall der kleinen Maſchine bedient, welche Herr Hofrath Langsdorf in ſeiner Reiſebeſchreibung bey Gelegenheit ſeines Aufenthaltes zu S ta. Katharina abgebildet hat. Wir benutzten die Zeit, die wir hier verweilten, ſo gut als möglich, und beluſtigten uns mit der Jagd der Änten, die hier auf den großen Sümpfen und Lagoas in unzählbarer Menge leben.

Auf unſerer weitern Reiſe hatten wir zum Wegweiſer einen Mulatten mit einem Stilett im Knopfloche, einem Säbel an der Seite und Sporen an den bloßen Füßen, wie es dort gewöhnlich iſt. Er führte uns durch die große Ebene, wo von Stunde zu Stunde ſich die Wohnungen vermehrten, und wo die Wagengeleiſe uns anzeigten, daß wir uns einer mehr bewohnten Gegend näherten. Wir ſahen längs dem Wege Hecken von Agave und Mimoſa, hinter ihnen blühende Orangen- und Bananenſtämme, und bey den Wohnungen

die Kaffehbäume mit ihren milchweißen Blumen wie mit Schnee bedeckt; ein prachtvolles Gebüſch! Immer häufiger werden hier die Wohnungen und Fazenda's; aller Orten findet man Venda's an der Straße, wo der Eigenthümer ſehr höflich die Vorbeywandernden grüßt; aber gewöhnlich nur um ſie zu locken, und dann ihnen die Taſchen zu leeren. Die Sonne ſtand noch hoch am Himmel, als wir die Villa de S. Salvador erreichten, die am ſüdlichen Ufer des ſchönen Paraïba in einer angenehmen, fruchtbaren und von mannichfaltigem Grün belebten Gegend liegt. Hier hatte unſer gütiger Wirth zu S. Bento uns ſein Haus für die Zeit unſeres Hierſeyns überlaſſen, in welchem wir jetzt abtraten, und die erſten Zeitungen ſeit unſerer Abreiſe von Rio zu ſehen bekamen. Sie enthielten für uns die wichtige Neuigkeit von der Niederlage des Franzöſiſchen Heeres bey Belle Alliance, woran ſelbſt die Bewohner der Stadt den lebhafteſten Antheil genommen hatten.

V.

Aufenthalt zu Villa de S. Salvador und Beſuch bey den Puris zu S. Fidelis.

Villa de S. Salvador. — Ritt nach S. Fidelis. — Die Coroados-Indier. — Die Puris.

Die Ebenen, welche ſich ſüdlich vom Fluſſe Paraïba ausdehnen, wurden vor Zeiten von dem wilden kriegeriſchen Stamme der Ütacas *) oder Goaytacaſes bewohnt, die Vasconcellos zu den Tapuyas rechnet, da ſie eine von den Völkern der Lingoa geral verſchiedene Sprache redeten. Sie zerfielen in drey Stämme: die Goaytaca aſſú, Goaytaca Jacorito und Goaytaca Mopi **) lebten in beſtändigen Feindſeligkeiten unter einander, und mit allen ihren Nachbarn. Ihre Haare ließen ſie, gegen die Gewohnheit der andern Indiſchen Stämme, lang herabhängen, zeichneten ſich durch eine hellere Farbe, ſtärkern Körperbau und größere Wildheit vor allen ihren Blutsverwandten aus, und fochten auch tapferer im freyen Felde. Hierüber gibt uns die Lebensbeſchreibung des Pater José de Anchieta Nachricht ***), wo es unter andern heißt: „Dieſe Leute waren die wildeſten und unmenſchlichſten an der ganzen Küſte; ſie

*) *Jean de Lery*, voyage etc. p. 45.

**) Siehe *de Vasconcellos* noticias etc. p. 39.

***) „Era esta sorte de gente a mais feros e deshumana, que havia portoda a costa, em corpos eram agigantados de grandes forças, destro em arco, inimigos de todas as nações etc.“ und: „O destricto que habitabam era pequeno dentro dos termos dos Rios Paraïba e Machaé etc.“

hatten einen rieſenmäßigen Körperbau, und beſaßen große Stärke, waren geübt in der Behandlung des Bogens, und Feinde aller andern Nationen u. ſ. w.;“ und ferner: „Der Diſtrict, welchen ſie bewohnten, war klein; er erſtreckte ſich vom Fluſſe Paraïba bis zum Maccahé u. ſ. w.“ Pater João de Almeida *) fand bey ihnen im Walde zu ſeinem großen Schrecken ein ganzes menſchliches Sklett aufgeſtellt, wie Southey erzählt. Ihre Hütten bauten ſie nach ſeinen Nachrichten gleich Taubenſchlägen auf einem einzigen Pfahle in die Luft, ſchliefen bloß auf einem Haufen Blätter, und tranken kein Fluß- oder Quellwaſſer, ſondern nur ſolches, welches in Gruben, die ſie in den Sand gemacht hatten, ſich ſammelte **). Von allen Seiten führten dieſe drey Stämme unter einander, und mit den Europäern, ſo wie mit den Küſten-Indiern Krieg, beſonders aber hatte die Colonie der Portugieſen am Espirito Santo ſehr durch ſie gelitten. Im Jahre 1630 brachte man ihnen eine ſehr harte Niederlage bey ***). Späterhin wurden ſie nach und nach ausgerottet oder unterjocht und entwildert, wodurch die Anſiedelungen am Paraïba entſtanden, welches jetzt die reichſte und blühendſte Landſchaft zwiſchen Rio de Janeiro und Bahia iſt. Die ganze Gegend iſt mit einzelnen Fazenda’s und Pflanzungen bedeckt, und am Fluſſe Paraïba, der dieſe fruchtbare Ebene durchſchneidet, erhebt ſich am ſüdlichen Ufer, etwa 8 Stunden von der See, eine beträchtliche Villa, welche den Nahmen einer Stadt (Cidade) verdient. Villa de S. Salvador dos Campos dos Goaytacases zählt etwa 4 bis 500 Einwohner, der ganze Diſtrict ſoll ungefähr eine Bevölkerung von 24,000 Seelen haben. Sie heißt gewöhnlich bloß Campos, iſt ziemlich gut gebaut, mit regelmäßigen, großen Theils auch gepflaſterten Straßen, und netten, freundlichen Häuſern, worunter einige von mehreren Stockwerken ſind. Es ſind hier die nach alt Portugieſiſcher Art mit hölzernen Gitterwerken verſchloſſenen Balkons noch üblich. In der Nähe des Fluſſes befindet ſich ein Platz, auf welchem das öffentliche Gebäude erbaut iſt, worin die Sitzungen der Stadtgerichte gehalten werden, und in welchem ſich auch die Gefängniſſe befinden. In dieſer Stadt ſind 7 Kirchen, 5 Apotheken und 1 Hoſpital, wo ſich etwa 20 Kranke befanden. Ein Chirurgus verſieht das Lazareth; übrigens ſoll dieſe Gegend einige beſſere Ärzte beſitzen, als man ſie in den andern

---

*) Siehe Lebensbeſchreibung des Pater João de Almeida.
**) *Souther's* history of Brazil. V. II. p. 665.
***) Ibid. p. 666.

Diſtricten dieſer Küſte antrifft, wo man eine Vertrauen verdienende ärztliche Hülfe leider öfters vergeblich ſucht. Die Stadt liegt ſehr angenehm, dehnt ſich längs dem Ufer des ſchönen Paraïba aus, und gewährt einen angenehmen Anblick, beſonders wenn man ſie von dem Wege am Fluſſe abwärts betrachtet. Überall herrſcht Leben an dem Ufer, und eine regſame, mehrentheils farbige Menſchenmenge wird hier in Handels- und andern Geſchäften umher bewegt. In Campos wird mit mancherley Producten ein ziemlich beträchtlicher Handel getrieben, beſonders aber erzeugt die Gegend am Paraïba aufwärts eine große Menge Zucker, ſo wie auch an dem kleinen Fluſſe Muriähé, der an der nördlichen Seite, S. Salvador gegenüber, in den Paraïba fällt, bedeutende Zucker-Engenhos gefunden werden. Kaffeh, Baumwolle und alle andere Producte gedeihen vortrefflich, und ſelbſt Europäiſche Gemüſe ſieht man auf den Märkten. Das Haupterzeugniß indeſſen iſt Zucker und der daraus bereitete Branntwein. Unter den Bewohnern ſind reiche Leute, welche ihre Zucker-Engenhos in der Nähe des Fluſſes zum Theile mit 140 und mehreren Sclaven betreiben; man gewinnt außer dem Branntweine auf ſolchen Werken 4 bis 5000 Arroben Zucker in Einem Jahre. Schon denkt man an Verbeſſerungen der Fabrikatur, und iſt im Begriffe Dampfmaſchinen anzuwenden. Das Engenho des Herrn Capitam Netto Fiz, welcher uns viele Höflichkeiten erwies, iſt ſehr ſchön und zweckmäßig eingerichtet; ſeine Zuckerpflanzungen ſind beträchtlich, und er beſitzt außer demſelben noch zwey andere Fazenda's am Muriähé. In dieſem Diſtricte am Paraïba und Muriähé zählte man im Jahre 1801 ſchon 280 Engenhos, worunter ſich 89 größere, ſehr einträgliche befanden *). Man findet in der Stadt ſchon einen bedeutenden Grad von Luxus, beſonders im Anzuge, worauf die Portugieſen viel verwenden. Reinlichkeit und Nettigkeit iſt dieſem Volke, ſelbſt den niedern Ständen, in Braſilien wenigſtens, allgemein eigen. Beſucht man aber die innern Gegenden des Landes, oder die weniger bedeutenden Villa's, ſo wird man allgemein die Bemerkung machen, daß die Pflanzer bey ihren alten Gewohnheiten ſtehen bleiben, ohne im geringſten auf Verbeſſerung ihrer Lage zu denken. Man findet da reiche Leute, die in einem Jahre mehrere mit Gütern beladene Tropa's nach der Hauptſtadt ſenden, die vielleicht 1000 oder 1500 Stück Ochſen dahin verkaufen, und deren Hütten dennoch ſchlechter ſind, als die unſerer ärmſten Deutſchen Bauern; niedrig, nur einſtöckig,

---

*) Corografia brasilica T. II. p. 47.

aus Lehm aufgeführt und ſelbſt nicht einmahl weiß angeſtrichen; nach einem ähnlichen Maßſtabe iſt die ganze übrige Lebensart eingerichtet; Reinlichkeit im Anzuge wird aber ſelten vermißt. Viehzucht ſoll die Gegend am Paraïba nicht hinlänglich beſitzen, obgleich ſich dieſe Ebenen doch ſo vorzüglich hierzu eignen; man zieht einige Maulthiere, die aber nicht ſo ſtark und ſchön ſind, als die von Minas Geraës und Rio Grande. Schafe und Ziegen ſind klein, und die Schweine gedeihen nicht ſo gut als in andern Gegendeu. Ich hatte Campos dos Goaytacases beſucht, nicht um ſtatiſtiſche Nachrichten über dieſe Gegeud zu ſammeln (in Hinſicht deren ich auf andere Werke verweiſen muß), ſondern um die Völker- und Naturmerkwürdigkeiten der Gegend kennen zu lernen. Da ich dieſen Zweck hier bald erreicht hatte, ſo war mein Aufenthalt nur von kurzer Dauer, und wir eilten, die für uns intereſſanteſte Seltenheit am Paraïba, nähmlich einen in der Nähe wohnenden Stamm noch roher, wilder Tapuyas zu beſuchen.

Der Oberſt Manuel Carvalho dos Santos, Commandant des Diſtrictes von S. Salvador und Chef des hieſigen Landmiliz-Regiments, hatte uns zuvorkommend empfangen; als wir ihm den Wunſch äußerten, die Miſſion von S. Fidelis, höher oben am Paraïba, zu beſuchen, ſo hatte er die Güte, uns einen Officier mit einem Soldaten als Führer zu geben. Wir richteten uns ſchnell zu jener intereſſanten Reiſe ein, und verließen am 7. October mit Zurücklaſſung unſeres Gepäckes S. Salvador.

Der Paraïba entſpringt in der Capitania von Minas Geraës, fließt zwiſchen der Serra dos Orgâos und der von Mantiqueira in öſtlicher Richtung herab, und iſt ſchon auf der kleinen Karte angemerkt, welche der Engländer Mawe von ſeiner Reiſe nach Tejuco gegeben hat. Er nimmt mehrere Nebenflüſſe, den Parahibuna, Rio Pomba und andere auf, und durchſtrömt die großen Urwälder zwiſchen gebirgigen Ufern, bis er endlich, ſeiner Mündung nahe, in die Ebenen der Goaytaca-Indier tritt. Hier iſt jetzt Alles bebaut und belebt; aber wenn man über dieſe Ebenen hinauf ſteigt, in jene großen Wälder, ſo ſind die Ufer des Paraïba noch von Urvölkern bewohnt, die man nur zum Theile entwildert und angeſiedelt hat. Unſer Weg führte anfangs längs dem Fluſſe hin, deſſen Ufer herrliche Gebüſche von Mimoſen, Bignonien und dergleichen zieren. Nahe bey der Stadt ſtehen einzelne hohe Cocospalmen, dann folgen ſchöne Wieſen und Gebüſche mit einzelnen Fazenda's. Der Anblick des ſchönen Fluſſes ward uns bald entzogen, da unſer Weg von ihm abführte. Auf den Triften fanden wir häufig in Geſellſchaft des Madenfreſſers (Crotophaga Ani,

Linn.) den gefleckten Guckguck (Cuculus Guira, *Linn.*) oder Anú branco der Portugieſen, welcher in ſeiner Lebensart und Geſtalt die größte Ähnlichkeit mit dem Madenfreſſer hat. Dieſer Vogel, welcher von Azara mit dem Nahmen Piririgua belegt wird, iſt in der Gegend von Campos noch nicht lange bekannt, und ſoll ſich erſt ſeit wenigen Jahren aus dem Hochlande von Minas herab in dieſen tiefern Ebenen an der See eingefunden haben. Wir hatten häufig Gelegenheit uns über die Schönheit und Fruchtbarkeit dieſes Landſtriches zu erfreuen. Man ſieht eine Reihe von großen Fazenda's am Ufer des Fluſſes; weite Zuckerpflanzungen wechſeln in den lebenvollen Ebenen mit ausgedehnten Triften ab. Schönes großes Rindvieh und Pferde weiden daſelbſt in Menge, ſo wie auch einige Maulthiere. In der Nähe mehrerer Wohnungen bewunderten wir auf einer Wieſe einen jener coloſſalen wilden Feigenbäume, Figueiras der Portugieſen, die zu den angenehmſten Geſchenken der Natur für die heißen Länder gehören; der Schatten eines ſolchen prachtvollen Baumes erquickt den Wanderer, wenn er ſich unter ſeinen unglaublich weit ausgedehnten Äſten mit dunkelgrünem glänzenden Laube lagert. Die Feigenbäume aller heißen Länder werden gewöhnlich ſehr dick, und breiten eine coloſſale Krone mit äußerſt ſtarken Äſten aus. Ich habe ſie in Braſilien wirklich majeſtätiſch gefunden; dennoch kam keiner im Umfange ſeines Stammes dem berühmten Drachenbaume von Orotava gleich, welcher nach von Humboldt's Meſſung 45 Fuß im Umfange hatte. In den oberen Zweigen jenes Feigenbaumes fanden wir das merkwürdige Neſtchen des kleinen grünen Plattſchnabels mit gelbem Bauche (Todus); es war kugelförmig aus Wolle erbaut, oben verſchloſſen und hatte einen engen Eingang. In Braſilien bauen weit mehrere Vögel dergleichen verſchloſſene Neſtchen als bey uns, wahrſcheinlich weil es hier mehr Feinde für die zarten Jungen gibt.

Einige Stunden von S. Salvador fangen die Gebirge an ſich zu erheben, und jenſeits der Zuckerfelder ſahen wir ſchon in der Ferne die hohen Urwaldungen. In dem Walde bemerkt man rothe Flecken, welche bloß durch das junge Laub des Sapucaya-Baumes entſtehen, das beym Hervorbrechen im Frühjahre von roſenrother Farbe iſt. Es war nun die günſtigſte Jahreszeit zum Reiſen gekommen; denn alles zeigte ſich im lieblichſten Farbenſpiel des zarten Laubes; friſches Grün erheiterte überall die Landſchaft, dabey behagte die angenehme Temperatur der Luft uns nicht an große Hitze gewöhnten Nordländern ungemein. Nach etwa drey Stunden Weges näherten wir uns dem Ufer des Paraïba wieder, und wurden durch ſeine Schönheit an dieſer Stelle ſehr überraſcht. Drey

Inſeln, zum Theil mit hohem altem Walde bewachſen, unterbrechen ſeinen Spiegel. Der dem Deutſchen Rheine an Breite nichts nachgebende Strom gleitet ſchnell dahin, und an ſeinen Ufern wechſeln auf grünen Hügeln Waldungen und Gebüſche mit großen Fazenda's ab, deren breite rothe Ziegeldächer gegen das grüne Laub freundlich abſtechen, und um welche die Hütten der Neger kleine Dörfer bilden; (die Vignette, welche in der Quart-Ausgabe dieſem Abſchnitte beygefügt iſt, gibt die Anſicht von einem der kleinern dieſer Landhäuſer.) Die Seitenthäler zwiſchen den Hügeln des Ufers ſind mit Sümpfen angefüllt, worin eine hochſtämmige Art von Trompetenbaum (Bignonia), häufig den traurigen Anblick eines verdorrten Waldes hervorbringt. Stamm und Äſte haben eine hell-aſchgraue Farbe, und ein dünnes, dunkelbraun-grünes Laub gibt ihm ein ſehr düſteres, todtes Anſehen, um ſo mehr, da er immer in Maſſen zuſammen gehäuft ſteht; die Blume iſt übrigens ſchön, groß und von weißer Farbe. Andere ſchöne Gewächſe ſind hier in Menge, unter andern eine baumartige Cleome *) mit ſehr großen, ſchönen, weiß und roſenrothen Blumenbüſcheln dicht überſäet; am Wege rankten hochgelbe und weiße Bignonien, und die Gebüſche am Ufer zierten die aufrecht ſtehenden Geſträuche der Allamanda cathartica, *Linn*, mit ihren großen hochgelben Blüthen.

Als wir etwa die Hälfte unſers Weges zurückgelegt hatten, brachte uns unſer Führer in eine benachbarte Fazenda, wo der Hausherr, ein Capitam, uns ſehr gaſtfreundſchaftlich zum Mittagseſſen einlud. Vor ſeinem Hauſe, das von einer ſanften Anhöhe die ſchönſte Ausſicht auf den Fluß hatte, ſtand einer jener herrlichen Trompetenbäume (Bignonia), Ipé amarello genannt, mit großen gelben Blumen überdeckt, die vor dem Laube ausbrechen; ſein Holz iſt ſehr feſt und läßt ſich gut verarbeiten. Am Nachmittage ſetzten wir unſere Reiſe weiter fort; allein jetzt traf uns ein heftiges Gewitter, wodurch der ſchöne Weg uns etwas unangenehm wurde. Wir erſtiegen am Ufer des Fluſſes einen ſteilen Berg, den Morro de Gambá, ritten auf deſſen Rücken durch einen dichten Wald, und wurden, als wir in's Freye traten, von einer prachtvollen Ausſicht auf den Fluß hinab überraſcht. In den hohen zackigen Waldkuppen zeichnet ſich beſonders das merkwürdig gebildete Felſengebirge Morro de Sapateira aus, deſſen Contraſt mit den grünen anmuthigen Hügeln, auf welchen die Bewohner ihre lachenden Anſiedelungen erbaut haben, den Reitz dieſer Landſchaft erhöhte.

---

*) Clemoe arborea. Schrader a. a. O. Seite 707.

Unmittelbar zu unſern Füßen unter einer ſteilen Bergwand befand ſich am Ufer des Fluſſes ein kleiner flacher Wieſenboden, wo unter hohen Cocos-Palmen einige Wohnungen eine allerliebſte Gruppe bildeten. Der ſchmale Weg läuft hoch an jener Bergwand hin, und ſenkt ſich dann wieder in's Thal hinab, wo man bey jeder Fazenda durch die herrlich duftenden Blumen der Orangengebüſche erfreut wird. Wir erreichten einen mit Rohr und der grauen weißblühenden 20 bis 30 Fuß hohen Bignonia bewachſenen Sumpf; auf den Stämmen der letztern hatten ſehr viele Nachtreiher (**Ardea Nycticorax** *)) ihre Neſter erbaut. Dieſer Reiher gleicht unſerm Deutſchen **Nycticorax** ſehr, nur iſt er ein wenig größer; er ſcheint daher derſelbe Vogel zu ſeyn. Man ſah auf jedem Neſte Alte und Junge beyſammen ſtehen und neugierig die Fremdlinge beſchauen; unſere Jäger ſchoſſen mehrere derſelben, konnten ihrer aber in dem grundloſen Bruche nicht habhaft werden. Dieſe Brüche ſollen eine Menge **Jacaré's (Crocodilus)** ernähren, von denen wir hier jedoch keine zu ſehen bekamen. Nachdem wir eine angenehme abwechſelnde Gegend zurückgelegt hatten, kamen wir zur Fazenda do Collegio, wo es anfing Nacht zu werden; wir erreichten indeſſen noch vor völliger Dunkelheit den kleinen Rio do Collegio, welchen wir paſſieren mußten. Auf einer ſteilen, vom Regen völlig ſchlüpfrigen Abfahrt rutſchten unſere Pferde und Reitthiere auf der Krupe bis zum Waſſer hinab, ja einige fielen über und über; doch paſſierten wir Alle glücklich, wiewohl ſtark durchnäßt, den tiefen, reißenden Bach. Man tritt nun bald in einen finſtern, dichten Urwald am Ufer des Fluſſes, der bis S. Fidelis anderthalb Stunden weit anhält. Es war jetzt finſtere Nacht und der Pfad ſehr ſchmal, oft über dem ſteilen Flußufer unmittelbar erhaben, ſehr uneben, mit dürrem Holze und umgefallenen Bäumen verſperrt. Der vorreitende, des Weges kundige Soldat ſtieg mit unſern Leuten häufig vom Pferde, um Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, und wir mußten bedeutende Strecken hindurch die Pferde am Zügel leiten; endlich ſtellte ſich uns gar eine ſteile, tiefe Schlucht entgegen, über welche ein

*) Der Braſilianiſche Nachtreiher hat alle Kennzeichen unſers Deutſchen Vogels, ſelbſt Füße, Schnabel und Iris eben ſo gefärbt; bloß in der Größe findet ſich ſcheinbar ein kleiner Unterſchied, indem der Europäiſche Vogel auf 20 Zoll Länge angegeben wird, wo ich den Braſilianiſchen 24 Zoll 10 Linien lang fand. Dieſe Verſchiedenheit des Maßes gibt keinen hinlänglichen Grund, um beyde Vögel zu verſchiedenen Arten zu machen, beſonders da dieſer Nachtreiher auch in Nord-Amerika vorkommt.

ſchmaler Steg von drey abgehauenen Baumſtämmen führte; man hatte Querreifen eingehauen, um den Hufen der Thiere einen Halt zu geben; dennoch aber glitten ſie häufig aus, und es fehlte wenig, daß nicht einige derſelben hinabſtürzten. Mit etwas Geduld beſiegten wir indeſſen auch dieſes Hinderniß glücklich. Im Dunkel des Urwaldes funkelten eine Menge umherfliegende Inſecten; die Nachtſchwalbe (Caprimulgus) rief, große Cicaden (Cigarras) ließen ſich außerordentlich weit vernehmen, und das ſonderbare Geſchrey einer Schaar Fröſche ſchallte durch die einſame nächtliche Wildniß. Wir erreichten endlich eine ebene Wieſe am Ufer des Fluſſes, und befanden uns plötzlich zwiſchen den Hütten der Coroados-Indier zu S. Fidelis. Unſer Führer ritt ſogleich vor die Wohnung des Geiſtlichen, Herrn Pater Joâo, und ließ denſelben durch einen ſeiner Sclaven um ein Nacht-Quartier erſuchen; allein wir wurden mit kurzen Worten abgewieſen, und alle weiteren Verſuche ſchlugen fehl. Ohne die Güte des Herrn Capitam, in deſſen Hauſe wir uns am Mittage ſo wohl befunden hatten, würden wir hier ſicher unter freyem Himmel haben campiren müſſen. In dem leerſtehenden, von allen Geräthſchaften ganz entblößten Hauſe dieſes Mannes, fanden wir eine Schlafſtätte; wir befeſtigten unſere Netze, und ruheten recht ſanft.

S. Fidelis, am ſchönen Ufer des hier ziemlich breiten Paraïba, iſt eine Miſſion, ein Dorf der Coroados- und Coropo-Indier, und ward vor etwa 30 Jahren von einigen Kapuziner-Mönchen aus Italien angelegt. Damahls waren hier nur vier Miſſionäre, von welchen der eine noch jetzt als Geiſtlicher ſich hier befindet; ein zweyter lebt in ſeiner Miſſion zu Aldea da Pedra, 7 bis 8 Legoas höher aufwärts am Fluſſe; die beyden andern ſind geſtorben. Die hier lebenden Indier gehören zu den Stämmen der Coroados, Coropos und Puris, von welchen die letztern noch jetzt wild und frey zwiſchen dem Meere und dem nördlichen Ufer des Paraïba in den großen Wildniſſen umherziehen, und ſich weſtlich bis zum Rio Pomba in Minas Geraës ausbreiten *). S. Fidelis gegenüber zeigen ſie ſich zwar jetzt friedlich, aber weiter oben zu Aldea da Pedra haben ſie noch kürzlich mit den Coroados Krieg geführt. Eigentlich iſt der Hauptwohnſitz dieſer beyden Stämme Minas Geraës; ſie dehnen ſich aber bis hierher an

---

*) Die Corografia brasilica T. II. p. 59 ſchildert den Zuſtand der Puris am untern Paraïba nicht richtig; denn nach ihr ſollen dieſe Wilden hier ſchon in einigen Dörfern vereint leben, welches ungegründet iſt.

den Paraïba und die Seeküſte aus. Auf dem rechten oder ſüdlichen Ufer des Fluſſes wohnen die Coroados, und zu S. Fidelis auch einige Coropos, welche nun alle civiliſirt, das heißt, angeſeſſen ſind. Ihr Revier erſtreckt ſich längs dem ſüdlichen Ufer des Paraïba bis hinauf zum Rio Pomba; dort am linken Ufer des letztern Fluſſes ſind ſie zwar noch im rohen Naturzuſtande, bauen aber dennoch beſſere Hütten als die Puris, mit denen ſie im Kriege leben, und von welchen ſie gefürchtet werden ſollen. Herr Freyreiß hatte ſie auf ſeiner frühern Reiſe in Minas beſucht, und ſie nicht mehr völlig wild, dennoch aber in einem rohern Zuſtande als ihre Landsleute am Paraïba gefunden *). Dieſe Indier ſind, wie geſagt, jetzt beynahe alle angeſeſſen, die Coropos ſämmtlich, die Coroados größten Theils; doch haben ſie kaum angefangen ihre wilden rohen Sitten, Gebräuche und Geſinnungsart abzulegen; denn nur vier Wochen vor unſerer Ankunft hatten die letztern zu Aldea da Pedra auf einem ihrer Streifzüge einen Puri erſchoſſen, und deßhalb mehrere Tage hinter einander Freudenfeſte gefeyert. Dennoch ſind urſprünglich dieſe drey Stämme mit einander verwandt, wovon die Ähnlichkeit ihrer Sprachen zeugt **). Sie bauen Mandiocca, Mays, Bataten, Kürbiſſe und dergleichen mehr; dabey ſind ſie geborne Jäger, und wiſſen ihre ſtarken Bogen und Pfeile ſehr gut zu gebrauchen.

Kaum war der neue Tag angebrochen, ſo verfügten wir uns in die den Coroados und Coropas von den Miſſionären erbauten Hütten. Wir fanden dieſe Menſchen noch ſehr originell, von dunkelbrauner Haut, völlig nationaler Geſichtsbildung, ſehr markirten Zügen und rabenſchwarzem Haare. Ihre Häuſer ſind recht gut und geräumig, von Holz und Lehm erbaut, und mit Dächern von Palmblättern und Rohr gedeckt, wie die der Portugieſen. Man ſieht darin die aufgehängten Schlafnetze und in der Ecke Bogen und Pfeil angelehnt; ihr übrigens ſehr einfacher Hausrath beſteht in ſelbſt verfertigten Töpfen, Schüſſeln oder Schalen (Cuia's) von Kürbiſſen und dem Kalebaſſenbaum (Crescentia Cuiete, *Linn.*).

*) S. v. Eſchwege's Journal von Braſilien. Heft I. S. 119.

**) Ibid. S. 159. Die Corografia ſagt: Die Coroados ſeyen Abkömmlinge der alten Goaytacaſes (T. II. p. 53.); dieſes iſt aber unwahrſcheinlich, da die letztern ihre Haare lang herabwachſen ließen, und die Coroados in früheren Zeiten ihren Nahmen von dem unter ihnen üblichen Gebrauche erhielten, dieſelben in eine kleine Krone zu verſchneiden.

Tragkörben (Panacum) von Palmblättern geflochten, und wenigen andern Sachen. Ihre Kleidung beſteht in weißen Hemden und Beinkleidern von Baumwollenzeug; an Sonntagen aber ſind ſie beſſer gekleidet; man unterſcheidet ſie alsdann nicht von der ärmern Claſſe der Portugieſen; doch auch dann gehen die Männer oft noch mit bloßem Kopf und barfuß; die Weiber hingegen ſind ſchon eleganter, tragen zuweilen einen Schleyer und putzen ſich gern. Alle ſprechen Portugieſiſch, unter ſich aber gewöhnlich ihre National-Sprache. Die Sprachen der Coroados und Coropos ſind ſehr nahe mit einander verwandt, auch verſtehen beyde mehrentheils die Puris. Unſer junger Coropo, Francisco, redete alle dieſe Sprachen. Die Verſchiedenheit derſelben unter den mancherley Stämmen der Braſilianiſchen Urvölker iſt ein intereſſanter und näherer Unterſuchung würdiger Gegenſtand. Beynahe alle Stämme der Tapuyas haben beſondere Mundarten. Man hat aus einzelnen Wortähnlichkeiten in den mancherley Sprachen auf ihre Abſtammung von Europäiſchen Völkern ſchließen wollen, doch wohl mit Unrecht; Papa, Mama, heißt zwar unter den Cambevas oder Omaguas *) eben das, was es bey uns bedeutet, und das Wort Ja ſoll in der Coropo-Sprache dieſelbe Bedeutung haben, als bey uns; aber außer dieſen unbedeutenden und zufälligen Übereinſtimmungen findet nicht die geringſte Ähnlichkeit zwiſchen jenen Sprachen und den Europäiſchen Statt. Die eigenthümlichen Waffen, worauf die Coroados noch viel halten, beſtehen in Bogen und Pfeilen, welche von denen der Puris nur in einigen geringen Nebendingen abweichen. Die Beſiederung dieſer Pfeile nehmen ſie größten Theils von den ſchönen rothen Araras (Psittacus Macao, *Linn.*), die höher oben am Paraïba zu Aldea da Pedra ſchon gefunden werden. In dieſer Waffe ſind ſie, wie alle ihre Stammverwandten, ſehr geübt, und beſchäftigen ſich häufig in den großen, ſchon vor ihren Hütten anfangenden Wäldern, mit der Jagd. In der Corografia brasilica wird geſagt **), daß immer viele Familien der Coroados in Einem Hauſe vereint wohnen, welches ich auf ein Paar einſchränken muß. Ehemahls begrub dieſes Volk ſeine verſtorbenen Anführer in länglichen irdenen Gefäßen, die man Camucis nannte, und zwar in ſitzender Stellung; früh, wenn

---

*) Siehe *de la Condamine* voyage etc. p. 54. Selbſt bey unſern Antipoden, den Neu-Seeländern, nennen die Kinder ihren Vater Pah-pah; ſiehe *Dav. Collin's* account of the English Colony in New-South-Wales. London 1798. 4. p. 535.

**) Siehe Corografia brasilica. T. II. p. 54.

der Tag anbrach, badeten ſie ſich; allein dieſe Gebräuche haben ſie ſchon verlaſſen.

Da der Tag nach unſerer Ankunft zu S. Fidelis ein Sonntag war, ſo wohnten wir Morgens der Meſſe in der Kloſterkirche bey, wo die Bewohner der umliegenden Gegend ſich zum Theil aus Neugierde eingefunden hatten, um die fremden Gäſte zu beſchauen. Herr Pater Joâo hielt eine lange Predigt, wovon ich nicht ein Wort verſtand. Nachher ſtiegen wir in dem unbewohnten Kloſter umher und beſahen ſeine Merkwürdigkeiten. Die Kirche iſt groß, hell und geräumig, und von Pater Victorio, der erſt vor ein Paar Monathen geſtorben iſt, ausgemahlt. Dieſer Kapuziner-Miſſionär hatte thätig für das Wohl der Indier gearbeitet, und lebte in ſehr günſtigem Andenken, da man hingegen den jetzigen Geiſtlichen nicht ſo ſehr zu lieben ſchien; die Indier hatten ihn ſchon einmahl fortgejagt, weil er, wie ſie ſagten, ihnen keine Lehren geben könne, indem er ſchlechter ſey als ſie ſelbſt. Die Mahlerey im Innern der Kirche kann zwar nicht ſchön genannt werden, iſt aber doch leidlich, und für dieſe abgeſchiedene, wenig beſuchte Gegend eine große Zierde, die den Fremden angenehm überraſcht. Hinter dem Altare ſtehen die Nahmen der vier Miſſionäre angeſchrieben; an der Seite ſind eine Menge Votiv-Tafeln aufgehangen, unter andern ein Gemählde, worauf ein Sclave abgebildet iſt, deſſen Arm zwiſchen die Walzen einer Zuckermühle gerathen war, die, als der Neger in der Angſt ſeines Herzens einen Heiligen anrief, augenblicklich ſtille ſtand *). Der Fall, daß der Arm eines arbeitenden Sclaven zwiſchen die Walzen eines Zuckerwerkes kommt, ereignet ſich leider nur zu oft, da dieſe Menſchen nachläſſig und unvorſichtig ſind. Das Kloſter iſt zwar nicht groß, hat aber doch eine ziemliche Anzahl heller freundlicher Zimmerchen und einen niedrigen Thurm; für die Mühe, ihn auf halb zerſtörten Treppen erſtiegen zu haben, lohnte uns die angenehme Ausſicht auf das wild-ſchöne Thal. (Eine Anſicht dieſer Kirche und eines Theiles des Dorfes S. Fidelis mit den umgebenden bergigen Urwäldern, gibt die erſte Platte in der Quart-Ausgabe).

Hier in dem geräumigen Kloſter hätte uns Pater Joâo geſtern ſehr leicht eine gute Wohnung anweiſen können; aber ſeine Unart ging ſo weit, daß er uns ſogar die Mittheilung einiger Lebensmittel verweigert hatte. Als er am Morgen erfuhr, daß unſere Päſſe ſehr gut und für uns günſtig eingerichtet ſeyen, hielt er es doch für rathſam, etwas höflicher zu ſeyn, und ließ uns daher einen

*) Koſter erzählt von ähnlichen Fällen Seite 348.

Hammel aus ſeiner Herde anbiethen, den wir denn auch zu unſerm Frühſtücke kauften. Nach der Meſſe redete er uns an, und wir ſchloſſen einen Frieden mit ihm, der allen Feindſeligkeiten ein Ende machte. Die Bewohner von S. Fidelis hatten ſämmtlich die Geſchichte unſerer Ankunft vernommen, und äußerten laut ihr Mißfallen über das Betragen des Herrn Pfarrers.

Unſere wichtigſte Angelegenheit war nun, die Bekanntſchaft mit den rohen Puris in ihren Urwäldern zu machen. Wir begaben uns deßwegen auf das gegenüber liegende Ufer des Paraïba, wo wir auf der Fazenda eines Herrn Furriel (Furier) eine ſehr gute Aufnahme fanden. Der Hausherr ſendete ſogar ſeinen Bruder in den Wald zu den Puris, und ließ ihnen ſagen, daß Fremde angekommen ſeyen, die ſie zu ſprechen wünſchten. Dieſe Einladung, die er an die Wilden ergehen ließ, war ein bedeutendes Opfer, das er der Gefälligkeit für uns brachte; denn dieſe Leute bringen ihm nicht allein keinen Nutzen, ſondern ſelbſt bedeutenden Schaden; ſie laſſen ſich, wenn man ſie friedlich behandelt, in der Nähe der Pflanzungen nieder, benutzen aber alsdann auch die Erzeugniſſe derſelben, als wenn dieſe für ſie ſelbſt angelegt wären, und berauben oft ſogar die Neger, die in der Nähe der Pflanzungen in den Waldungen Geſchäfte haben, ihrer Hemden und Beinkleider.

Dieſe Horde von Puris *) hält ſich erſt ſeit kurzer Zeit ſo nahe bey S. Fidelis auf, und man glaubt, ſie gehöre zu denen, welche ſich an der Seeküſte bey Muribecca feindlich zeigen. So viel iſt gewiß, daß ſie die Nachricht von einem durch ihre Leute an der Seeküſte verübten Morde hier zu S. Fidelis in möglichſt kurzer Zeit gehabt haben, welches ihren ſehr nahen Zuſammenhang quer durch die Urwälder hindurch beweiſet; auch ſollen ſie von der Seeküſte bis nach Minas hinauf beſtändig ihre Verbindung unterhalten **).

Die Lage der Fazenda an dem ſchönen Paraïba, der hier an manchen Stellen die Breite unſers Rheines hat, war ſehr angenehm. Dichte, finſtere hohe Urwälder wechſeln mit freundlich grünen Hügeln ab, welche die Ufer einfaſſen, und auf denen man

*) Den Nahmen Puris oder Purys erklärt Herr v. Eſchwege in ſeinem Journal von Braſilien. Heft I. Seite 108.

**) In Minas ſind ſie noch zahlreich; man hat ſie dort verpflanzen und zu Sclaven machen wollen, um ſie zu civiliſiren, aber dieſen Endzweck gänzlich verfehlt. Siehe v. Eſchwege's Journal u. ſ. w. Heft I. S. 98.

viele Fazenda's erblickt; an einigen Stellen ſind dieſe wild-romantiſchen Urwaldungen ſelbſt am Ufer weit ausgedehnt und erſtrecken ſich überall ununterbrochen in's Land hinein; von den höheren Bergketten herab ſieht man finſter-ſchauerliche Thäler die Wildniß durchſchneiden, die dunkel und dicht mit hohen Rieſenſtämmen angefüllt ſind, und deren Ruhe nur ſelten durch den Tritt des einſam ſchleichenden Puri unterbrochen wird. Hinter der Fazenda erſtiegen wir einen felſigen Hügel, und hatten dort eine himmliſch-ſchöne, obgleich ſchauerliche Ausſicht in die große ernſte Wildniß. Kaum hatten wir den übrigen Theil der verſammelten zahlreichen Geſellſchaft unten am Fuße der Höhe wieder erreicht, als wir aus einem kleinen Seitenthale die Wilden hervortreten und auf uns zukommen ſahen. Es waren die erſten dieſer Menſchen, die wir erblickten; unſere Freude über ihre Erſcheinung war ſo groß wie unſere Neugierde. Wir eilten ihnen entgegen, und überraſcht von der Neuheit des Anblickes, ſtanden wir vor ihnen. Fünf Männer und drey bis vier Weiber mit ihren Kindern hatten die Einladung, uns zu ſehen, angenommen. Sie waren alle klein, nicht über 5 Fuß 5 Zoll hoch, die Meiſten unter ihnen waren breit und unterſetzt, ſo auch die Weiber *). Mit Ausnahme einiger Wenigen, welche Tücher um die Hüften gebunden hatten, oder kurze Beinkleider trugen, die ſie von den Portugieſen erhalten hatten, waren ſie völlig nackt. Einige hatten den ganzen Kopf geſchoren, den Andern hing ihr natürlich ſtarkes rabenſchwarzes, nur über den Augen und im Genicke abgeſchnittenes Haar gerade bis in den Nacken herunter. Bart und Augenbraunen hatte ein Theil von ihnen abgeſchoren; im Allgemeinen haben ſie wenig Bart; bey den Meiſten bildet er nur einen dünnen Kranz um den Mund herum, und hängt unter dem Kinne etwa drey Zoll lang nieder **). Einige hatten ſich auf Stirn und Backen runde, rothe Flecken mit Urucú (Bixa Orellana, *Linn.*) gemahlt, auf der Bruſt und an den

*) Unter allen Stämmen der Oſtküſte, welche ich ſah, muß ich die Puris für die kleinſten halten. Nach Herrn Freyreiß ſollen in der Capitania von Minas Geraës dieſe Menſchen viel ſtärker gebaut ſeyn als die Coroados. Dieſe Beobachtung fand ich zu S. Fidelis nicht beſtätiget; denn die Letztern waren dort in der Mehrzahl größer und ſtärker von Körperbau. Siehe v. Eſchwege's Journal Heft I. Seite 205.

**) Viele Schriftſteller haben ſehr geirrt, wenn ſie die Amerikaner bartlos nannten, obgleich ihr Bart gewöhnlich dünn und ſchwach iſt. Am Sypotuba ſoll ein durch ſtärkern Bart ſich auszeichnender Stamm der Urbewohner gelebt haben, welche die Portugieſen daher Barbados nannten.

Armen dagegen hatten Alle blauſchwarze Streifen, mit dem Safte der Genipaba-Frucht (Genipa americana, *Linn.*) gemacht; dieſes ſind die beyden Farben, welcher alle Tapuyas ſich bedienen. Um den Hals oder über die Bruſt und eine Schulter hatten ſie Schnüre von aufgereihten harten ſchwarzen Beeren; in deren Mitte vorn Eckzähne von Affen, Unzen, Katzen oder andern Raubthieren angereiht waren; auch trugen Manche unter ihnen dieſe Schnüre ohne Zähne. Figur 5 in der Quart-Ausgabe auf der 12. Tafel ſtellt ein ſolches Halsband vor, und Figur 6 eine andere Art dieſes Putzes, welche von der abgezogenen Rinde gewiſſer Pflanzen-Auswüchſe, wahrſcheinlich den Dornen eines Strauches, zuſammen geſetzt iſt *). In der Hand führen die Männer ihre langen Bogen und Pfeile, die ſie auf Verlangen ſogleich, ſo wie alle ihre Habſeligkeiten, gegen Kleinigkeiten vertauſchten. Wir empfingen dieſe merkwürdigen Menſchen ſehr freundlich. Zwey von ihnen waren als Kinder unter den Portugieſen aufgezogen worden, und redeten daher die Sprache derſelben ein wenig; — dadurch ſind ſie den Fazenda's oft von großem Nutzen. Man ſchenkte ihnen Meſſer, Roſenkränze, kleine Spiegel u. ſ. w., und theilte einige Bouteillen Zuckerbranntwein unter ſie aus, wodurch ſie äußerſt fröhlich und zutraulich wurden. Jetzt kündigten wir ihnen auf morgen früh unſern Beſuch in ihren Wäldern an, wenn ſie uns gut aufnehmen wollten; hierauf, und als wir ihnen angenehme Geſchenke mitzubringen verſprachen, ſchieden ſie ſehr vergnügt von uns, und eilten unter lautem Rufen und Geſang in ihre Wildniß zurück. Kaum hatten wir am Morgen das Haus verlaſſen, ſo erblickten wir auch ſchon die Indier, wie ſie aus ihrem Waldthale hervorkamen. Wir ſprengten ihnen entgegen, bewirtheten ſie ſogleich mit Branntwein, und eilten mit ihnen dem Walde zu. Als wir das Zuckerwerk der Fazenda umritten, fanden wir daſelbſt die ganze Horde der Puris im Graſe gelagert. Der nackte braune Menſchenhaufe bildete einen höchſt ſonderbaren, intereſſanten Anblick. Männer, Weiber und Kinder waren dicht zuſammengedrängt, und betrachteten uns mit neugierig ſcheuen Blicken. Sie hatten ſich ſämmtlich nach Möglichkeit geſchmückt; nur einige wenige Weiber trugen ein Tuch um die Hüften oder vor der Bruſt,

*) Der hier erwähnte Putz beſteht aus dunkelbraunen, hohlen, länglichen Körpern, welche in ihrer Geſtalt vollkommen einem Deutalium gleichen, und die man daher für animaliſchen Urſprunges hielt, bis die genauere Unterſuchung zeigte, daß ſie aus Rinden-Subſtanz gebildet, und daher ohne Zweifel der Überzug gewiſſer Dornen ſind. Sie ſollen an den Caxoeira's des Paraïba vorkommen.

die meiſten aber waren völlig unbedeckt; einige Männer hatten ſich mit einem um die Stirn befeſtigten Stück Affenfell, von der Art, die man Mono (Ateles) nennt, geziert, auch bemerkte man ein Paar Männer, welche ihre Haare beynahe völlig abgeſchoren hatten. Die Weiber trugen ihre kleinen Kinder zum Theil in Binden von Baumbaſt, die über der rechten Schulter befeſtiget waren, Andere trugen dieſelben auf dem Rücken durch eine breite über die Stirn gehende Binde gehalten. Dieſes iſt die Art, wie ſie auch meiſtens ihre Körbe mit Lebensmitteln tragen, wenn ſie wandern. Einige Männer und Mädchen waren ſtark bemahlt; ſie hatten auf Stirn und Backen den rothen Punct, auch zum Theil rothe Streifen im Geſichte; bey Andern ſah man ſchwarze Streifen in die Länge und Querbinden mit Puncten über den Körper, und verſchiedene Kinder waren über und über mit ſchwarzen kleinen Puncten wie getiegert. Das Bemahlen ſcheint unter ihnen willkührlich und eine Sache des Geſchmackes zu ſeyn. Von den Mädchen trugen etliche Bänder um den Kopf; übrigens aber pflegt das weibliche Geſchlecht eine Binde von Baſt oder Schnüre feſt um Hände und Knöchelgelenke zu binden, um, wie ſie ſagen, an dieſen Theilen ſchlank und zierlich zu werden. Die Geſtalt der Männer iſt im Allgemeinen ſtämmig, unterſetzt und öfters ſehr fleiſchig, der Kopf dick und rund, das Geſicht breit und meiſtens mit ſtark vortretenden Backenknochen; die Augen ſchwarz, klein und zuweilen ſchief; die Naſe kurz und breit, und ihre Zähne ſehr weiß; doch zeichneten ſich einige durch ſcharfe Züge, kleine gebogene Naſen und ſehr lebhafte Augen aus, die nur bey Wenigen freundlich, bey den Meiſten aber finſter, ernſt und verſteckt unter der vortretenden Stirn hervorblickten. Einer unter den Männern war von allen Übrigen durch ſeine Kalmucken-Phyſiognomie ausgezeichnet; er hatte einen dicken runden Kopf, an welchem die Haare ſämmtlich bis auf einen Zoll lang abgeſchnitten waren; einen ſehr muskulöſen unterſetzten Körper, kurzen breiten Hals, ein großes flaches Geſicht; die ſchräg geſtellten Augen waren etwas größer als ſie bey den Kalmucken zu ſeyn pflegen, ſehr ſchwarz, ſtarr und wild; die dicken ſchwarzen Augenbraunen in einem großen Bogen hochgewölbt, die Naſe klein und mit breiten Flügeln, der Mund etwas dick. Dieſer Kerl, von dem unſere Begleiter verſicherten, daß man ihn noch nie hier geſehen habe, ſchien uns ſo furchtbar, daß nach einſtimmiger Erklärung Keiner von uns ihm an einſamen Orten allein unbewaffnet hätte begegnen mögen. Herr von Eſchwege gibt als einen Zug der Puris die Kleinheit der männlichen Geſchlechtstheile an; ich muß indeſſen geſtehen, daß ich hierin keinen merklichen Unterſchied zwiſchen ihnen und den übrigen Stämmen gefunden habe;

die Puris ſind im allgemeinen ſehr klein *), und alle Braſilianiſchen Stämme ſtehen in dieſem Puncte dem Europäer und noch mehr dem Neger nach.

Alle hier gegenwärtigen Männer trugen ihre Waffen, lange Bogen und Pfeile, in den Händen. Einige Süd-Amerikaniſche Völker, beſonders die am Maranham, haben kurze mit Federn verzierte Lanzen vom hartem Holze; andere, wie z. B. die von Paraguay, von Matto Groſſo, Cuyaba und von Guyana, ſo wie die Tupi-Stämme an der Oſtküſte von Braſilien, bedienten ſich kurzer Keulen von hartem Holze, und führen ſie zum Theil noch; allein alle dieſe Amerikaniſchen Urvölker benutzten doch als Hauptwaffe den kräftigen Bogen und einen langen Pfeil. Nur einige wenige Stämme, welche die Ebenen des ſüdlichen Amerika's, die Pampas von Buenos-Ayres und einige Gegenden von Paraguay bewohnen, haben, weil ſie immer zu Pferde ſind, und als Hauptwaffe eine lange Lanze führen, gleich den meiſten Afrikaniſchen Urvölkern nur einen kleinern Bogen und kurzen Pfeil **). Nicht ſo die Tapuyas der Oſtküſte; bey ihnen iſt der coloſſale Bogen und Pfeil, die ſie gleich den Payaguas in Paraguay ***) nicht in einem Köcher, ſondern ihrer anſehnlichen Länge wegen bloß in der Hand tragen, die einzige Waffe. Der Bogen der Puris (Tafel 12 Figur 1 in der Quart-Ausgabe) und Coroados mißt $6\frac{1}{2}$ Fuß, auch wohl darüber. Er iſt glatt, von dem harten, zähen, ſchwarzbraunen Holze der Airi-Palme gearbeitet und mit einer Sehne von Grawathá (Bromelia) beſpannt. Die Pfeile der Puris ſind oft über 6 Fuß lang, und aus feſtem, knotigem, in den trocknen Waldungen wachſendem Rohre (Taquara) gemacht, am untern Ende mit ſchön blauen oder rothen Federn, oder mit denen des Mutum (Crax Alector, *Linn.*) oder des Jacutinga (Penelope leucoptera) befiedert; die der Coroados ſind aus einem andern Rohre gemacht, das keine Knoten hat. Von den Pfeilen aller dieſer verſchiedenen Stämme gibt es dreyerley ſich durch ihre Spitzen unterſcheidende Arten. Die erſte (Fig. 2, Tafel 12 in der Quart-Ausgabe) iſt der eigentliche Kriegspfeil. Er hat eine Spitze von breitem, an den Rändern ſcharf geſchnittenem und vorne ſehr zugeſpitztem Rohre von der Pflanze, deren ſchon früher unter dem Nahmen des Taquarussu (Bombusa) erwähnt worden. Die zweyte Art (Fig. 3, Tafel 12 in der Quart-

*) Siehe v. Eſchwege's Journal von Braſilien. Heft I. Seite 162.
**) *Azara* voyages etc. Vol. II.
***) Ibid., p. 145.

Ausgabe) hat eine lange Spitze von Airi-Holz mit vielen Widerhaken an der einen Seite. Mit der dritten (Figur 4, Tafel 12 in der Quart-Ausgabe) nur mit einer ſtumpfen Spitze und einigen Knöpfen verſehenen Art ſchießt man kleine Thiere. Ich werde ſie weiterhin, als bey allen Tapuyas der Oſtküſte im Allgemeinen übereinſtimmend, genauer beſchreiben. Alle von mir an dieſer Küſte beſuchten Stämme vergiften ihre Pfeile nicht; denn ſo weit iſt glücklicher Weiſe die Induſtrie dieſer noch völlig auf der untern Stufe der Cultur ſtehenden Völker nicht vorgerückt; noch weniger findet man unter ihnen Spuren des vergifteten Daumnagels der Ottomacken am Orinocko *) oder der Blasröhre, welche die dortigen Indier aus coloſſalen Grasſtängeln verfertigen, und der Esgravatanas der Stämme am Amazonenſtrome **).

Als unſere erſte Neugierde befriedigt war, bathen wir die Wilden uns nach ihren Hütten zu führen. Die ganze Truppe zog nun voran, und wir folgten zu Pferde nach. Der Weg führte in ein Seitenthal, wo wir die Zuckerpflanzungen durchſchnitten; dann aber ward er zu einem ſchmalen Pfade, bis wir endlich im dichten Walde auf einige Hütten (Cuari in der Sprache der Puris) ſtießen. Sie gehören wohl zu den einfachſten in der Welt. (Die 3. Tafel in der Quart-Ausgabe gibt eine Abbildung derſelben.) Das Schlafnetz, welches ſie von Embira (Baumbaſt einer Art Cecropia) machen, iſt zwiſchen zwey Baumſtämmen angebunden, an dieſen beyden Stämmchen iſt höher oben eine Querſtange mit einer Schlingpflanze (Çipo) befeſtiget, gegen welche ſie in ſchräger Richtung große Palmblätter von der Windſeite anlehnen, und dieſe unten mit Heliconia- oder Pattioba-Blättern, und in der Nähe der Pflanzungen mit Bananenblättern ausfüttern. Auf der Erde neben einem kleinen Feuer liegen einige Flaſchen von der Frucht der Crescentia Cujete, oder einige Kürbisſchalen, etwas Wachs, verſchiedene Kleinigkeiten zum Putze, Rohr zu Pfeilen und Pfeilſpitzen, ſo wie einige Federn, und Lebensmittel, als Bananen und andere Früchte, umher; Bogen und Pfeile des Hausherrn ſtehen an einem der Bäume angelehnt, und magere Hunde fallen laut bellend den Fremdling an, der ſich dieſer Wildniß nähert. Die Hütten ſind klein und von allen Seiten der Witterung dermaßen ausgeſetzt, daß man bey ungünſtigem Wetter die braunen Bewohner in einem Haufen dicht um das Feuer zuſammengedrängt und in der Aſche ſitzend, Schutz ſuchen ſieht; ſonſt

*) A. v. Humboldt's Anſichten der Natur. Seite 45 und 154.

**) *De la Condamine* voyage etc. pag. 65.

liegt der Mann ruhig ausgeſtreckt in dem Netze, während die Frau das Feuer unterhält, und etwas an ein ſpitziges Holz geſtecktes Fleiſch bratet. Feuer, von den Puris Poté genannt, iſt allen Braſilianiſchen Völkerſtämmen ein Hauptbedürfniß; ſie laſſen es nie ausgehen und unterhalten es die ganze Nacht, weil ſie ohne daſſelbe bey dem Mangel an Bekleidung frieren würden, und weil es ihnen nebenher den bedeutenden Vortheil gewährt, alle wilden Thiere von ihren Hütten abzuhalten. Ein ſolches Haus verlaſſen die Wilden ohne Kummer, wenn die umliegende Gegend ihnen nicht mehr hinlängliche Nahrung liefert; ſie ziehen alsdann nach andern Gegenden, wo ſie mehr Affen, Schweine, Rehe, Paca's, Aguti's und andere Jagdthiere finden. Hier in dieſer Gegend ſollen dieſe Puris beſonders viele Brüllaffen oder Barbados (Mycetes, *Illigeri*) geſchoſſen haben; auch bothen ſie uns wirklich mehrere ſchon halb gebratene Stücke davon zum Kaufe an; das eine war ein Kopf, das andere eine Bruſt mit den Armen, woran aber der Kopf fehlte; — ein ſehr eckelhafter Anblick, beſonders da ſie an allem ihren Wildbret die Haut laſſen, die alsdann ſchwärzlich verſengt iſt. Dieſe harten, halbrohen Leckerbiſſen zerreißen ſie mit ihren ſtarken weißen Zähnen. Eben ſo ſollen ſie auch Menſchenfleiſch aus Rachſucht verzehren; daß ſie aber ihre eigenen Todten auffreſſen, um ihnen den letzten Liebesdienſt zu erzeigen, wie einige alte Schriftſteller behaupten *), davon findet man wenigſtens heut zu Tage bey den Tapuyas der Oſtküſte keine Spur. Die Portugieſen der Gegend am Paraïba behaupten allgemein, daß die Puris das Fleiſch ihrer erſchlagenen Feinde verzehren, und wirklich ſcheint etwas Wahres daran zu ſeyn, wie die Folge dieſes Reiſeberichtes zeigen wird; allein eingeſtehen wollten ſie uns dieſes nie. Sie gaben uns auf unſere deßhalb an ſie gethanenen Fragen zur Antwort: daß nur die Botocudos dieſen Gebrauch hätten. Der Engländer Mawe erzählt übrigens in ſeiner Reiſebeſchreibung, daß die Indier zu Canta Gallo ungerupfte Vögel aßen. Dieß habe ich nie von einem Wilden geſehen; ſie nehmen vielmehr ſogar die Eingeweide heraus, und haben vermuthlich Herrn Mawe nur Kunſtſtücke vorgemacht, um ihn zu unterhalten **).

Als wir bey den Hütten angekommen waren, ward ſogleich ein Tauſchhandel eröffnet. Wir machten den Weibern Geſchenke mit Roſenkränzen, die ſie beſonders lieben, wiewohl ſie das Kreuz ab-

*) *Southey's* history of Brazil. Vol. I. pag. 379.

**) *J. Mawes* travels. etc. pag. 124.

riſſen, und über dieſes Heiligthum der katholiſchen Kirche lachten; ferner haben ſie beſonders gern rothe wollene Mützen, Meſſer und rothe Schnupftücher, und gaben dafür am liebſten ihre Bogen und Pfeile hin; nach Spiegeln gelüſteten die Weiber; aber aus Scheren machten ſie ſich nichts. Wir tauſchten von ihnen eine Menge Bogen, Pfeile und mehrere Tragkörbe ein. Dieſe letztern ſind von grünen Palmblättern geflochten, haben unten, wo ſie auf dem Rücken aufliegen, einen Boden von Flechtwerk, und an den Seiten einen hohen, ebenfalls geflochtenen Rand, oben über aber ſind ſie größten Theils offen und nur mit Bindfaden oder Baſt weitläufig überſpannt. Sie tragen ſie, wie oben ſchon erwähnt worden, eben ſo wie ihre Kinder, auf dem Rücken, befeſtiget durch eine über die Stirn gehende Binde, zuweilen aber auch an einem über die Schulter laufenden Bande. (In der Quart-Ausgabe ſtellt die 7. Figur auf der 12. Tafel einen ſolchen Tragkorb vor.) Zum Verkaufe bringen alle Wilde häufig große Kugeln von Wachs, welches ſie bey dem Herausnehmen der wilden Bienenſtöcke aus den Waldbäumen ſammeln. Sie gebrauchen dieſes ſchwarzbraune Wachs bey der Verfertigung ihrer Pfeile und Bogen, auch machen ſie Lichter davon, und verkaufen dieſe den Portugieſen. Dieſe Lichter, die recht gut brennen, bereiten die Tapuyas, indem ſie um einen dünnen Kern von Wachs einen Docht von Baumwolle wickeln, und nun das Ganze feſt zuſammenrollen. Auf ihr Meſſer, das ſie an einer um den Hals herum gehenden Schnur befeſtigen, und auf dem Rücken herab hängen laſſen, legen ſie hohen Werth; oft beſteht es nur aus einem Stückchen Eiſen, das ſie aber beſtändig auf Steinen ſchleifen und dadurch äußerſt ſcharf erhalten. Gibt man ihnen ein Meſſer, ſo zerbrechen ſie gewöhnlich den Stiel, und machen ſich einen neuen nach ihrem eigenen Geſchmacke, indem ſie die Klinge zwiſchen zwey Stück Holz legen, und dieſe mit einer Schnur dicht umwickeln. Nachdem wir unſern Tauſchhandel beendiget hatten, ſetzten wir uns wieder zu Pferde und ritten zu andern, weiter im Walde hinauf gelegenen Hütten. Der Pfad war beſchwerlich, eng, voll hoher Baumwurzeln, und über Hügel auf- und abſteigend; einige Wilde ſchwangen ſich hinter uns auf die Kruppe und ritten mit uns; ein ganzer Trupp von Coroados-Indiern aus S. Fidelis begleitete uns zu Fuß. Wir fanden im dichten Walde, in einem kleinen einſamen Thale, das Haus eines mitten unter den Puris wohnenden Portugieſen; hierauf ging es ſanft bergan, und wir befanden uns bald bey den Hütten vieler Wilden, wo uns wieder eine Menge magere Hunde anfielen. Die Puris ſollen dieſes Hausthier, welches ſie Joare nennen, von den Europäern erhalten haben, und ich habe es bey allen Stämmen der Urbewohner an der Oſtküſte

gefunden *). In den Hütten befanden ſich beſonders viele Weiber und Kinder, auch in einigen mehrere Schlafnetze, obgleich in den meiſten nur immer eins zu ſehen war. Gegen ein Meſſer band ein Puri ſogleich ſein Schlafnetz ab und übergab es mir. (Ich habe daſſelbe Figur 7, Tafel 13 in der Quart-Ausgabe abbilden laſſen.) Andere vertauſchten ihre Stirnbinde von Affenfell, ihre Halsſchnüre und dergleichen. Herr Freyreiß handelte jetzt mit einem Puri um ſeinen Sohn, und both ihm mancherley Dinge dafür an. Die Weiber berathſchlagten laut, in ihrem eigenthümlich ſingenden Tone, zum Theil mit betrübten Geberden; ihre meiſten Worte endigten ſich auf a, und wurden gezogen, wodurch ein ſehr lautes, ſonderbares Concert entſtand. Es war deutlich zu ſehen, daß ſie den Knaben nicht gern herausgaben; allein das Haupt der Familie, ein ältlicher ernſter Mann von guter Geſichtsbildung, ſprach einige bedächtliche Worte, und ſtand dann völlig in Gedanken vertieft mit geſenktem Kopfe da. Man gab ihm nach und nach ein Hemde, zwey Meſſer, ein Tuch, einige Korallenſchnüre von bunten Glasperlen und einige kleine Spiegel. Dieſem Preiſe konnte er nicht widerſtehen; er begab ſich in den Wald, und kehrte bald, mit einem Jungen an der Hand, zurück; der aber häßlich war, einen ſehr dicken Bauch hatte, und deßwegen verworfen wurde; hierauf brachte er einen zweyten, annehmlichern zum Vorſcheine. Unglaublich war der Gleichmuth, womit dieſer Junge ſein Urtheil anhörte; er veränderte keine Miene, nahm keinen Abſchied, und ſchwang ſich vergnügt dem Pferde des Herrn Freyreiß auf die Krupe. Dieſe gefühlloſe Gleichgültigkeit bey frohen und traurigen Vorfällen findet man bey allen Amerikaniſchen Völkern. Freuden und Leiden machen auf ſie keinen lebhaften Eindruck; man ſieht ſie ſelten lachen, und nicht leicht hört man ſie ſehr laut reden. Ihr wichtigſtes Bedürfniß iſt die Nahrung; ihr Magen verlangt ſtets angefüllt zu ſeyn, darum ſieht man ſie ungemein haſtig mit gierigen, ſtieren Blicken eſſen, wobey ihre Aufmerkſamkeit einzig und allein mit der Speiſe beſchäftiget iſt. Eben ſo lange ſollen ſie auch hungern können. Die Zucker-Pflanzungen der Fazenda's, in deren Nähe ſie lagern, locken ſie gewöhnlich an; hier ſieht man ſie halbe Tage ſitzen und an den Stangen des Rohres ſaugen. Sie ſchneiden große Trachten dieſes Gewächſes ab,

*) Von Humboldt fand im Spaniſchen Amerika viele nackte Hunde; wir haben an dieſer Küſte nichts Ähnliches bemerkt. Anſichten der Natur Seite 90.

und tragen ſie in ihre Wälder. Der Saft des Zuckerrohres iſt indeſſen nicht bloß bey den Tapuyas beliebt, ſondern es iſt ein allgemeiner Gebrauch unter den niedern Volks-Claſſen in Braſilien, denſelben auszuſaugen. Koſter *) ſagt daſſelbe von Pernambuco.

Als wir den Tauſchhandel im Walde ebenfalls geendiget hatten, beſtiegen wir unſere Pferde, hinter jeden von uns ſetzte ſich ein Puri, und ſo ging die Reiſe wieder der Fazenda zu. Die ganze Bande, Männer und Weiber, fand ſich auch hier bald ein, und Alle wollten zu eſſen haben. Während wir ritten, hatte mein Hintermann mir das Schnupftuch aus der Taſche gezogen; ich ertappte ihn erſt, als er es verbergen wollte, und ſagte ihm, er müſſe mir einen Bogen dafür geben, welches er auch ſogleich verſprach; nachher aber verlor er ſich ſchnell unter der Menge, und hielt nicht Wort. Einige Männer hatten zu viel Branntwein erhalten, und wurden jetzt zudringlich. Mit einer freundlichen Behandlung würde man ſie leicht weggeſchafft haben; allein die Pflanzer behandeln dieſe Leute ganz falſch, indem ſie dieſelben als Vieh betrachten, und ſogleich von der Chicote (Peitſche) ſprechen; hierdurch reitzt man ſie natürlicher Weiſe zum Zorne, und verurſacht Haß und Streit. Mit uns Fremden waren ſie daher vorzüglich zufrieden, weil wir ſo aufrichtig und gut mit ihnen umgingen; auch bemerkten ſie ſehr gut an unſern blonden Haaren, daß wir einer andern Nation angehörten. Übrigens nennen ſie alle Weißen Rayon. Da wir auf der Fazenda keine Farinha erhalten konnten, um alle dieſe Menſchen abzufüttern, ſo ſannen wir auf Mittel, ihren lauten Forderungen nach Nahrung auf eine andere Weiſe abzuhelfen. Der Hausherr gab uns ein kleines Schwein, welches wir ihnen mit dem Bedeuten ſchenkten, ſich daſſelbe zu ſchießen, und erhielten dadurch Gelegenheit, zu ſehen, mit welcher rohen Grauſamkeit ſie die Thiere für ihre Nahrung bereiten. Das Schwein fraß neben dem Hauſe; ein Puri ſchlich herbey und ſchoß es zu hoch unter dem Rückgrath hinein; es lief ſchreyend fort, und ſchleifte den Pfeil nach. Der Wilde ergriff jetzt einen zweyten Pfeil, ſchoß ihn im Laufen auf das Vorderblatt des Thieres, und fing es nun; während deſſen hatten die Weiber in der Geſchwindigkeit ein Feuer angezündet. Als wir ſämmtlich hinzu kamen, ſchoſſen ſie das Schwein noch ein Mahl in's Genicke, um es zu tödten, und dann noch in die Bruſt. Das Thierchen war indeſſen nicht todt, es lag ſchreyend da, und blutete ſehr; aber ohne ſich lange zu beſinnen, und ſich durch ſein Schreyen ſtören zu laſſen, warfen ſie es lebend in's

*) *Kosters* travels. etc. pag. 345.

Feuer, um es zu ſengen, und belachten einſtimmig ſeine vom Schmerze ausgepreßten Töne. Nur als unſer laut geäußertes Mißfallen über dieſe Barbarey immer zunahm, trat Einer von ihnen hinzu, und ſtach das auf's höchſte gemarterte Thier mit einem Meſſer in die Bruſt, worauf ſie ihm die Haare abſchabten, und es ſogleich zerſchnitten und vertheilten *). Viele von ihnen gingen bey der geringen Größe des Schweinchens leer aus, und zogen daher murrend in ihre Wälder zurück. Kaum waren ſie fort, ſo kam von S. Fidelis ein Sack mit Mehl an, den wir ihnen nun nachſchickten.

Rohe Gefühlloſigkeit iſt, wie dieſes und mehrere andere Beyſpiele mir zeigten, ein Hauptzug im Charakter der Wilden. Ihre Lebensart bringt dieß nothwendig mit ſich; denn ſie iſt dieſelbe, welche auch den Löwen und Tieger blutdürſtig macht. Nächſt dieſem Zuge ſollen Rachſucht und etwas Eiferſucht, ſo wie ein unbezwinglicher Hang nach Freyheit, und zu einem unſtäten, ungebundenen Leben, den Gemüthszuſtand dieſes Volkes beſtimmen. Sie haben gewöhnlich mehrere Weiber, manche ſogar vier bis fünf, wenn ſie ſie ernähren können. Im Allgemeinen behandeln ſie dieſelben nicht übel; allein der Mann betrachtet die Frau als ſein Eigenthum; ſie muß thun was er will; ſie wird daher gleich Laſtthieren bepackt, während er bloß die Waffen in der Hand, neben her geht.

Die Sprache der Puris iſt von den Sprachen der meiſten andern Stämme verſchieden; allein ſie iſt mit der der Coroados und Coropos verwandt. Einige Schriftſteller, unter andern Azara, haben dieſen Amerikaniſchen Völkerſchaften alle religiöſen Ideen abſprechen wollen; doch ſcheint dieſe Behauptung um ſo weniger hinlänglich begründet, da dieſer Schriftſteller ſelbſt Meynungen von einigen ſeiner Indier aus Paraguay mittheilt, die ohne Zweifel ihren Grund in einer noch unausgebildeten Religion haben. Der Überſetzer ſeiner Reiſebeſchreibung, Herr Walckenaer, macht an verſchiedenen Stellen dieſelbe richtige Bemerkung **); ich ſelbſt habe bey allen von mir beſuchten Stämmen der Tapuyas ſprechende Beweiſe eines bey ihnen vorhandenen religiöſen Glaubens gefunden, daher iſt es für mich feſte und unumſtößliche Wahrheit, daß kein

*) So wenig wie hier, habe ich auch in der Folge irgendwo unter den Wilden beſtätiget gefunden, was Herr Freyreiß im erſten Hefte Seite 208 von Herrn v. Eſchwege's Journal von Braſilien ſagt: daß nähmlich die Wilden das Fleiſch der Thiere nie äßen, welche ſie ſelbſt getödtet hätten.

**) *Azara* voyages etc. Vol. II. pag. 34 in der Note.

einziges Volk unſerer Erde ohne einige religiöſe Ideen ſey *). Die wilden Braſilianer glauben an verſchiedene mächtige Weſen, von denen ſie unter dem Nahmen Tupá oder Tupan das mächtigſte im Donner erkennen. In der Benennung dieſes überirdiſchen Geiſtes ſtimmen viele Stämme, und ſelbſt einige der Tapuyas mit den Tupi-Stämmen oder den Indiern der Lingoa geral überein. Die Puris belegen ihn mit dem Nahmen Tupan, welchen Azara auch aus der Sprache der Gurani's anführt; ein Beweis mehr von der Verwandtſchaft dieſer Nation mit den Stämmen der Oſtküſte. Götzenbilder ſieht man nirgends unter den Tapuyas, ſelbſt nicht die Maracas oder den bezauberten Schutz-Apparat der Tupinambas. Nur am Amazonenſtrome will man gewiſſe Bilder gefunden haben, die mit dem religiöſen Glauben der Einwohner in Verbindung zu ſtehen ſchienen **). Von einer allgemeinen großen Waſſerfluth haben die meiſten Indier von Süd-Amerika gleichfalls eine dunkle Idee, und verſchiedene Traditionen, welche man unter andern in Simam de Vasconcellos noticias curiosas do Brasil ***) aufgezeichnet findet. Wir nahmen die Einladung unſeres gütigen Wirthes, die Nacht bey ihm zuzubringen, nicht an, ſondern fuhren noch denſelben Tag über den Paraïba nach S. Fidelis zurück. Dort waren die Coroados-Indier mit uns ſehr unzufrieden, weil wir, wie ſie ſich ausdrückten, den Puris ſo vielerley gegeben hätten und ihnen nichts; wir kauften ihnen daher, um ſie einiger Maßen zu beruhigen, noch einige Bogen und Pfeile ab. Hierauf beſuchten wir Herrn Pater João. Vor den Fenſtern ſeiner Wohnung fließt der ſchöne Paraïba vorbey, auf den man hier die herrlichſte Ausſicht hat; er iſt der beträchtlichſte Fluß in der Capitania von Rio de Janeiro, der bis zu ſeiner Caxoeira über S. Fidelis 72 Inſeln zählen ſoll; er kommt zwiſchen der Serra dos Orgãos und der von Mantiqueira herab. Der Strom hatte jetzt ſeine geringſte Höhe; allein in der Regenzeit, December und Jänner, tritt er weit aus ſeinen Ufern.

---

*) Daß der Geiſtliche zu João Baptiſta bey den Coroados keine religiöſen Ideen gefunden haben will, beweiſet nichts; denn da er dergleichen bey den noch roheren Puris zugibt, ſo haben die Coroados auch gewiß welche gehabt. Es iſt ja ausgemacht, daß ſie ein mächtiges überirdiſches Weſen unter dem Nahmen Tupan fürchten. Siehe von Eſchwege's Journal Heft I., wo Seite 165 das erſte Wort der Sprachproben die Widerlegung von dem auf Seite 106 Geſagten iſt.

**) *Southey's* history of Brasil. Vol. I. pag. 620.

***) *S. de Vasconcellos* a. a. O. Seite 47.

Von hier führt über das Gebirge hin ein Weg nach Canta Gallo; ein anderer nach Minas Geraës. Canta Gallo, von einigen Gold ſuchenden Pauliſten angebaut, blieb in den großen Waldungen lange unbemerkt, bis es endlich durch den Ruf eines Hahnes entdeckt wurde, und davon ſeinen Nahmen erhielt *). Als ſich die Jeſuiten in Braſilien feſtſetzten, ſoll in der Gegend von Canta Gallo ein ſehr weißer Stamm von Indiern gewohnt haben. Erſtere fanden dort Goldſand und ließen ſich ihn von den Indiern in Papier-Patronen nach dem Paraïba hinabbringen, wofür ſie ihnen unbedeutende Kleinigkeiten gaben. Unſere Trennung von Pater João war freundſchaftlicher als die erſte Zuſammenkunft; herzlicher jedoch war unſer Abſchied von dem guten alten Manne, der uns hier mit vielem Wohlwollen bewirthet hatte. Wir kehrten über den Paraïba nach der Fazenda des Herrn Furriel zurück, und ſahen da die Puris wieder nach dem Zucker-Engenho kommen, um Zuckerrohr zu ſaugen. Man brachte den von dem Herrn Freyreiß geſtern gekauften Knaben unter ſie, um zu ſehen, welchen Eindruck er auf ſeine Verwandten machen würde; allein zu unſerer Verwunderung würdigte ihn kein Einziger nur eines Blickes, und auch er ſah ſich nicht nach ſeinen Ältern und Verwandten um, ſondern ſetzte ſich ohne weiters in unſerer Mitte nieder. Solche Gleichgültigkeit habe ich bey keinem der andern Stämme gefunden. Sie ſcheint indeſſen nur gegen ſchon etwas herangewachſene junge Leute Statt zu finden; denn gegen kleinere Kinder fehlt es ihnen nicht an Zärtlichkeit. Bis der junge Mann ſich ſelbſt ernähren kann, iſt er ganz das Eigenthum ſeines Vaters. Sobald er aber einiger Maßen im Stande iſt, ſich ſeinen Unterhalt ſelbſt zu verſchaffen, bekümmert ſich der Vater wenig mehr um ihn.

Einige Puris zogen mit ihren völlig bepackten Weibern an uns vorbey. Ihr ganzes Gepäcke beſtand in ihren Kindern und einigen Körben von Palmblättern, die voll Bananen, Orangen, Sapucaya-Nüſſen, Rohr zu Pfeilſpitzen, baumwollenen Schnüren und einigen Putzſachen waren. Der Mann trug ein Kind, ſeine drey Weiber die andern. (Die 2. Tafel in der Quart-Ausgabe gibt die Abbildung einer wandernden Truppe von Puris im hohen Urwalde.)

Wir nahmen nun ebenfalls Abſchied von unſerm Hauswirthe und den Indiern, und ritten an dem linken Ufer des Paraïba hinab, um auch dieſes kennen zu lernen. Es iſt eben ſo ſchön ab-

*) Siehe die Beſchreibung von Canta Gallo in *J. Mawe's* travels etc. Cap. IX. pag. 120.

wechſelnd und wohl angebaut, als das rechte. Wir ſahen hier große Fazenda's von herrlichen Bäumen umkränzt, unter denen wir den Sapucaya mit dem jungen roſenroth gefärbtem Laube und mit ſchönen ſonderbar geformten, großen lillafarbenen Blumen überdeckt, in voller Blüthe fanden*). Bey dem Hauſe des Senhor Moraës hielten wir an. Dieſer wohldenkende Pflanzer hatte einige naturhiſtoriſche Gegenſtände für uns bereit, die er uns anboth; auch ließ er ſogleich ſein Pferd ſatteln, um uns zu begleiten. Während wir uns hier aufhielten, kamen einige Familien der Puris angezogen und lagerten ſich in der Nähe des Hauſes. Sie haben eine ganz eigene Liebe für den biedern Mann, der ſie ſtets aufrichtig und freundſchaftlich behandelte. Ohne auf den Schaden zu ſehen, welchen ſie ihm zufügten, geſtattete er ihnen immer die Plünderung ſeiner Orangen- und Bananenbäume, ſo wie ſeiner Zuckerfelder; und oft fügten ſie ihm bedeutenden Schaden zu. Einem ſolchen Manne, der ihre Achtung und Liebe beſitzt, und gut mit ihnen umzugehen weiß, würde es am erſten gelingen, ſie dem Zuſtande der Wildheit zu entreißen, und ſie in Aldeas oder Dörfer zu vereinigen. Er begleitete uns durch bergige Wege längs dem Fluſſe hinab, auf dem wir oft beſchwerliche Stellen an ſteilen Wänden zurückzulegen hatten; dann betraten wir einen herrlichen finſtern Urwald, worin die ſchönſten Schmetterlinge umher flogen. Hier fanden wir im Fluſſe dicht am Ufer ein kleines, rundes, ringsum von ſteilen Felſen eingeſchloſſenes Inſelchen, auf welchem einige alte Bäume ſtanden, die mit den beutelförmigen Neſtern des Guaſch (Cassicus haemorrhous) völlig bedeckt waren. Pflanzungen von Zuckerrohr, Reiß und Kaffeh — von dieſem aber nicht häufig — auch von Milio, wechſelten beſtändig ab. Aus dem glänzenden Spiegel des Paraïba erhoben ſich freundliche Inſeln, zum Theil bebaut, zum Theil mit Wald bedeckt. Gegen Abend erreichten wir eine ebene Stelle am Fluſſe, mit einer in grünen Triften erbauten anſehnlichen Fazenda, wo wir gut aufgenommen wurden, und daher zu übernachten beſchloſſen. Jenſeits des Thales erhoben ſich hohe Gebirge, und unter dieſen der Morro de Sapateira, ein hohes Urgebirge mit mehreren Kuppen.

Nachdem am folgenden Morgen unſere Pferde auf der Wieſe zuſammengetrieben waren, ſetzten wir die Reiſe fort, und erreichten

*) In einem Aufſatze des Herrn Hauptmanns Marlier in v. Eſchwege's Journal Seite 113 wird dieſer Baum fälſchlich Cocus de Sapucaya genannt; denn er hat nichts mit den Palmen gemein.

gegen Mittag den Muriähé, der nicht breit, aber tief und reißend iſt, und in der Regenzeit oft großen Schaden anrichten ſoll. Er entſpringt in der Serra do Pico, im Gebiethe der Puris, ſoll 7 Legoas weit ſchiffbar ſeyn, und hat eine Caxoeira. An ſeinen Ufern liegen anſehnliche Fazenda's, wo ſehr viel Zucker gebaut wird. Ein kleines Canoe trug uns hier über den Strom, und gegen Abend erreichten wir die Stelle, wo ſich auf dem jenſeitigen Ufer die Villa de S. Salvador freundlich ausbreitet. In dieſer Gegend trafen wir auch ein ehemahls Indiſches Dorf, die Aldea de S. Antonio, welches die Jeſuiten aus Goruhlos-Indiern gebildet hatten, das aber jetzt unter ſeinen Bewohnern keine Caboclos mehr zählt.

VI.

Reiſe von Villa de S. Salvador zum Fluſſe Eſpirito-Santo.

Muribecca. — Die Feindſeligkeiten der Puris. — Quartel dos Barreiras. — Itapemirim. — Villa-Nova de Benevente am Iritiba. — Goaraparim.

Bey unſerer Ankunft in der Villa fanden wir zu unſerer lebhafteſten Freude die Nachricht von dem folgereichen Siege bey Belle-Alliance beſtätiget, die auch hier von allen Einwohnern mit großem Jubel aufgenommen worden war. Wir beſchäftigten uns bald mit den nöthigen Anſtalten zu unſerer weitern Reiſe längs der Küſte nördlich; nahmen noch ein Paar neue Jäger an, ſo wie auch einen Soldaten, der uns als Führer dienen ſollte, und nachdem wir vom Commandanten, dem Oberſten Carvalho dos Santos, der uns viele Höflichkeiten erzeigte, ſo wie von andern gefälligen Einwohnern von S. Salvador Abſchied genommen, verließen wir am 20. November die Villa, und folgten dem Ufer des Paraïba bis zu ſeiner Mündung in die See. Die Stadt dehnt ſich ziemlich weit am Ufer des Fluſſes hin aus, und gewährt ſo einen ſchönen Anblick. Die anſehnliche gedrängte Maſſe der Dächer erhebt ſich unmittelbar über dem Fluſſe; aus ihnen ſteigen einzelne Cocospalmen in die Höhe, und den erhabenen Hintergrund bilden ferne blaue Gebirge. Der glänzende Spiegel des Fluſſes, welchen Canoes, von Negern geführt, durchkreuzen, iſt an ſeinen Ufern mit Gebüſchen, kleinen Wieſen und freundlichen Wohnungen eingefaßt; auch iſt er hier ſchon ziemlich breit. Von dieſem Standpuncte aus würde ein Mahler ein ſehr anziehendes Gemählde der Stadt und Umgegend liefern können. Die Reiſe war uns heute ſehr beſchwerlich, theils weil unſere Thiere durch einen langen Stillſtand verwildert waren; theils weil wir an vielen Fazenda's vorbey kamen, wo wir durch

das Öffnen der des Viehes wegen gemachten Umzäunungen aufgehalten wurden, und unſere Laſtthiere darüber aus dem regelmäßigen Gange kamen. Wir ſahen in der hieſigen Gegend ſehr ſchönes Rindvieh, wie denn in Braſilien überhaupt dieſes nützliche Hausthier groß, ſehr fleiſchig, ſchön und wohlgebaut iſt. Die Ochſenhäute von Buenos-Ayres, von Monte-Video, von Rio-Grande und andern Gegenden des Portugieſiſchen und Spaniſchen Amerika ſind wegen ihrer Größe ja berühmt; auch haben die Stiere hier ungleich größere Hörner, als die Europäiſchen ſie zu haben pflegen. Pferde werden hier ebenfalls häufig gezogen.

Die Gegend war abwechſelnd und freundlich; auch zeigten ſich einige naturhiſtoriſche Neuigkeiten, unter andern eine große Anzahl der ſchön bläulichen Eisvögel (Alcedo Alcyon, *Linn.*), deren wir mehrere erlegten. Gegen Mittag erreichten wir das Haus eines Tenente, der eben abweſend war, deſſen Frau uns aber dennoch Obdach gab. Als wir uns am Morgen zur Abreiſe anſchickten, ließ der in der Nacht angekommene Herr Tenente ebenfalls ſein Pferd ſatteln, und begleitete uns nach Villa de S. João da Barra. Das Wetter war ungemein heiß; die beynahe ausgetrockneten Pfützen in den Wäldern ſahen wir mit einer dichten Decke von gelben und weißen Schmetterlingen bedeckt, die hier Feuchtigkeit ſuchten. Dieſe Anhäufungen der Schmetterlinge an feuchten Stellen ſind immer Zeichen von der Annäherung der heißen Jahreszeit; man ſieht oft große Flüge von ihnen gleich Wolken in der Nähe eines Waſſers umher ſchwärmen. Die Ausſicht auf den Paraïba verdeckten uns Gebüſche; der Sandboden bewies, daß wir uns ſehr dem Meere näherten. Einige ſchöne Vögel, beſonders Eisvögel (Alcedo) vermehrten hier unſere Sammlungen, und als wir das Ufer des Fluſſes erreicht hatten, erſchien für uns der Augenblick zu einer völlig neuen Jagd, die des Jacaré oder des hieſigen Alligators, Crocodilus sclerops. Dieſe Amphibie *) lebt in allen Flüſſen von Braſilien, beſonders in denen, die nicht viel Fall, und dagegen ſumpfige Stellen und todte Arme haben. Man erkennt die letztern ſogleich an gewiſſen großblätterigen Waſſerpflanzen, der Nymphaea, Pontederia und andern, deren Zweige vom Grunde des Waſſers herauf wachſen, und an der Oberfläche ihre Blätter horizontal ausbreiten. Zwi-

*) Ob Azara in ſeinem Jacaré den Crocodilus sclerops beſchrieben habe, iſt zweifelhaft; ſeine Beſchreibungen ſind zu unbeſtimmt, beſonders gibt er die Farbe ſehr verſchieden an. Siehe Essais sur les Quadrupédes du Paraguay etc. Vol. II. p. 380.

ſchen dieſen muß man das Jacaré ſuchen; da ſieht der geübte Beobachter ſeinen Kopf, den es lauernd über dem Waſſer hervor ſtreckt; doch findet man ſie auch zuweilen in der Mitte des Fluſſes, beſonders in todten, langſam fließenden Bächen. Dichte Gebüſche von ſchlanken Stämmchen eines etwa 18 bis 20 Fuß hohen, mit großen, wolligen, herzförmigen Blättern verſehenen Baumes (wahrſcheinlich eines Croton), der Tridesmys (Monoecia) ſehr nahe verwandt *), bedecken die Ufer des Paraïba. Zwiſchen ihnen kann man ſich leiſe dem Ufer nähern und das Jacaré ſehen, wie es ſich mit dem Kopfe über dem Waſſer ſonnet, und auf Beute lauert. Da wir anfangs, ohne an dieſe Thiere zu denken und die nöthige Stille zu beobachten, an dem Fluſſe hinritten, vernahmen wir nur das Geräuſch, das ſie im Untertauchen machten; als wir uns aber nun vorſichtig näherten, um zu ſehen, woher dieſes Geräuſch komme, entdeckten wir nahe am Ufer die Jacarés als Urheber desſelben. Meine mit Schrot von mittlerer Stärke geladene Doppelflinte faßte und traf das Genicke des Thieres; es ſchlug in die Höhe, wälzte ſich auf dem Rücken und tauchte unter. Obgleich ich gewiß war, daß es einen tödtlichen Schuß erhalten hatte, ſo fand ich doch kein Mittel, die erlegte Beute vom Grunde des Waſſers herauf zu ziehen, und auf gleiche Weiſe ſchoſſen wir in kurzer Zeit noch auf drey bis vier dieſer Thiere, ohne ein einziges zu erhalten. Noch waren wir nicht weit vorgerückt, als vor uns einige Schüſſe fielen; wir ritten darauf zu, und fanden, daß ein Paar unſerer Jäger von einer über einen langſam fließenden Bach gelegten Brücke, einem Jacaré zwey Schüſſe auf den Hals gegeben und es getödtet hatten. Nahe Fiſcherwohnungen verſchafften uns einen Mann mit einem Canoe und einem großen eiſernen Dreyzack, womit er auf dem Grunde des Waſſers umher ſuchte, das Thier ſpießte und es herauf zog. Die Länge dieſes Jacaré betrug ungefähr 6 Fuß, die Farbe war graugrünlich mit einigen dunkeln Querbinden, beſonders am Schwanze; die Unterſeite des Körpers hatte eine hellgelbe ungemiſchte Zeichnung. Unſere Freude, dieſes ſchöne und uns noch neue Thier zu beſitzen, war groß; wir luden es auf eins unſerer Laſtthiere, von welchem es einen äußerſt widerlichen Moſchusgeruch rund umher verbreitete. Das Jacaré der Oſtküſte Braſiliens kommt an Größe den coloſſalen Krokodilen der alten Welt, und ſelbſt denen der näher am Äquator gelegenen Gegenden von Süd-Amerika bey weitem nicht gleich; Herr von Humboldt fand den Körper der letztern mit mancherley Vö-

*) Croton gnaphaloides. Schrader a. a. O. Seite 708.

geln bedeckt, und auf dem Kopfe eines derſelben hatte ſelbſt der große ſchlanke Flamingo ſonderbarer Weiſe ſich ſeinen Standort gewählt *). Der Paraïba ernähret beſonders viele Jacarès, und ſie dienen den Negern hier und da zur Nahrung. Über ihre Raubgierde fabelt man vielerley; allein die hier genannte höchſtens 8 bis 9 Fuß lange Art fürchtet man nicht, obgleich einige Fiſcher die Spuren ihres Biſſes an ihren Füßen zeigen wollten; daß ſie indeſſen wohl einmahl einen über den Fluß ſchwimmenden Hund ergreifen und verzehren, mag wohl nicht ohne Grund behauptet werden. In dem ſanftfließenden, beynahe todten Bache war an der genannten Brücke eine ſolche Menge derſelben, daß man mit einem Blicke ihrer immer mehrere zählen konnte; allein da wir nach einigen derſelben zu weit ſchoſſen, ſo machten wir ſie ſcheu, und erhielten nur dieſes einzige Individuum. Unweit des Baches fanden wir in dem ſandigen Boden Gebüſche der Eugenia pedunculata, eines bekannten ſchönen Strauches, der die wohlſchmeckende, rothe, fleiſchige vierwinkliche Frucht hervorbringt, die im Lande unter dem Nahmen der Pitanga bekannt iſt. Sie ſitzt einzeln auf ihrem pedunculus, und der ganze Strauch iſt damit bedeckt; uns gewährte ſie jetzt eine angenehme Labung. Die Acajú-Bäume (Anacardium occidentale, *Linn.*) ſtanden jetzt in der Blüthe; in ihrer Nähe bemerkten wir auf einer Weide einen ſchönen Widder mit vier Hörnern. Endlich erreichten wir glücklich die Villa de S. João da Barra, unweit der Einmündung des Paraïba in's Meer. Durch die Fürſorge unſeres Begleiters, des Herrn Tenente, wies man uns das Casa da Camara, oder das zur Wohnung des Kronbeamten beſtimmte Gebäude an. Es iſt ein geräumiges Haus mit vielen guten Zimmern und einem Hofraume, in welchem Orangen- und Goyava-Bäume (Psidium pyriferum, *Linn.*) gepflanzt ſind, die zum Theile jetzt in der Blüthe ſtanden. Villa de S. João da Barra iſt ein Flecken, der mit S. Salvador nicht verglichen werden kann, da er nur eine Kirche und ungepflaſterte Straßen mit niedrigen, einſtöckigen, aus Holz und Lehm erbauten Häuſern hat. Dagegen aber iſt hier der Fluß für ziemlich große Schiffe, Briggs und Sumacas fahrbar, und es findet auf demſelben unmittelbarer Verkehr mit der See Statt; alle Schiffe, welche nach S. Salvador hinauf wollen, müſſen hier vorbey, wiewohl der Arm des Fluſſes neben dem Orte ſelbſt ſeicht iſt, und das eigentliche Fahrwaſſer jenſeits einiger Inſeln liegt. Die Einwohner ſind meiſtens Seeleute und Fiſcher, welchen der Han-

*) Anſichten der Natur S. 141.

del von S. Salvador mit den Producten der Gegend Nahrung gibt. Unſere voran geeilten Jäger, die wir bey unſerer Ankunft in der Villa fanden, hatten verſchiedene Thiere erlegt; auch hatten ſie ein Paar lebende Gürtelthiere (Dasypus) mitgebracht. Dieſe ſonderbaren Geſchöpfe ſind in Braſilien ſehr gemein, und es gibt ihrer mehrere Arten. Diejenige, welche wir jetzt lebend beſaßen, wird hier Tatú peba, in den meiſten Gegenden aber gemeiner oder wahrer Tatú, Tatú verdadeiro genannt, und gibt einen ſehr wohlſchmeckenden Braten *). Wir hatten dieſe beyden Thiere während der Nacht getrennt, und das eine in einen Sack, das andere hingegen in einen feſtern Kerker geſteckt. Als wir ſie am Morgen füttern wollten, hatte das erſtere den Sack durchgekratzt, und ſich durch die dicke Lehmwand des Hauſes hindurch gearbeitet und gerettet.

Zwey Tage verweilten wir zu S. João, um unſer mitgebrachtes Jacaré zu präpariren, welches uns einen ganzen Tag anhaltend beſchäftigte. Nach Vollendung dieſer Arbeit trafen wir wieder Anſtalten zur Reiſe. Der Juiz (Richter oder Bürgermeiſter) hatte uns Schiffer und vier große Canoes gegeben, um unſer Gepäcke über den Paraïba zu ſchaffen; der Wind bewegte die anſehnliche Waſſerfläche des Fluſſes ſo ſehr, daß kleine Canoes wohl in Gefahr des Umſchlagens geweſen ſeyn würden. Wir hörten beſtändig die nahe Brandung des Meeres, während wir den Fluß weit hinunter um eine mit angenehmen Gebüſchen bedeckte Inſel herumfuhren. Hier wuchs unter andern eine ſchöne ſtrauchartige Cleome mit großen weißgelblichen Blumenbüſcheln und purpurrothen Staubfäden, die 12 bis 15 Fuß hohe Malvacea mit großen ſanftgelben Blumen und herzförmigen Blättern **), die Aninga, eine merkwürdige hochſtämmige Art Arum (Arum liniferum, *Arruda*), ***) †) mit großen eyförmigen Früchten und weißlicher Blume. Jetzt überſchifften wir den zweyten Arm des Fluſſes, und dann einen quer zwiſchen zwey Inſeln hindurch führenden kleinen Canal, in welchem das von allen

*) Dieſe Art iſt das Taton noir des Azara, ſiehe Essais sur les Quadr. du Paraguay etc. T. II. p. 175.

*) Arruda in ſeiner Beſchreibung der Pflanzen von Pernambucco nennt dieſes Gewächs Guachuma do Mangue (Hibiscus pernambuccensis) ſiehe Koſter im Appendix.

***) Caladium liniferum, *Nees ad Esenb.* C. caulescens, erectum, foliis sagittatis, lobis acutis, spadice spatham cucullatam ovato-lanceolatam aequante, caule attenuato. Aninga Piso Bras. p. 103. Scheint von Caladium arborescens (Ventenat) verſchieden zu ſeyn.

†) Arruda im Appendix.

Seiten durch hohes Holz beſchützte Waſſer völlig todt iſt, und daher von vielen Jacarés bewohnt wird. Während ſich das Canoe ſehr langſam fortbewegte, ſpäheten unſere Blicke nach ihnen umher. Die Wurzelbäume Conocarpus und Avicennia bilden am Ufer mit ihren entblößten, bogenförmigen und hoch aus dem Stamme hervortretenden Wurzeln ein ſonderbares Gewebe. Zwiſchen dieſen ſahen wir zuweilen die Jacarés ſich auf alten Stämmen und Steinen am Ufer ſonnen. Meine Büchsflinte war ſtets bereit eine Kugel nach ihnen zu verſenden; allein der Schuß gelang mir dennoch nicht; das Canoe ſchwankte oft, und ehe das zum Büchſenſchuſſe nöthige Gleichgewicht wieder eintrat, war das Thier ſchon in's nahe Waſſer hinab gefahren. Am Ausgange des Canals fanden wir am Ufer der Inſeln den blaulichen Eisvogel (Alcedo Alcyon, *Linn.*) ſehr häufig; auch tauchten hier große Flüge von einem unſerm Cormoran (Carbo Cormoranus) ſehr ähnlichen Scharben, der aber etwas ſcheu war. Ohne hier wichtigere Entdeckungen machen zu können, mußten wir uns begnügen, zwey Arten von Tang (Fucus), die man auch bey Rio de Janeiro antrifft *), gefunden zu haben, und auf einer langen Lagoa hinter den Dünen erlegten wir glücklicher Weiſe noch einen jener tauchenden Cormorane. Nordwärts von hier iſt die Küſte in einiger Entfernung vom Strande mit mancherley Geſträuchen bewachſen, worunter man beſonders häufig die Pitangeira (Eugenia pedunculata) mit ihren wohlſchmeckenden Früchten, eine neue Art Sophora mit gelben Blüthen **), den ſechseckigen Cactus und andere Arten dieſes Geſchlechtes vom Winde niedergehalten ſieht. Ich war mit Herrn Freyreiß und Sellow unſerer Tropa voran geeilt, und wir erreichten vor Nacht die einzelne am Meeresſtrande liegende Fazenda Mandingo; unſere Leute, durch einen ſchmalen Canal aufgehalten, kamen uns erſt am andern Morgen nach. Hier trafen wir den Corréo oder die Briefpoſt, welcher von Rio bis Villa de Victoria, aber nicht weiter nördlich geht, und erhielten Briefe, die uns am Abende noch angenehme Unterhaltung verſchafften.

Von Mandingo zogen wir nordwärts, längs des Seeſtrandes hinauf in tiefem Sande watend, der vom Meere immer benetzt wird. Die Menſchen finden dieſen Sandweg bequem und angenehm; allein Maulthiere und Pferde, die ſich an den Anblick und das Geräuſch der heranrollenden Brandung noch nicht gewöhnt haben,

*) Fucus lendigerus, *Linn*, und eine Mittelart von Fucus incisifolius und latifolius. Turn. Hist. Fuc.

**) Sophora littoralis. Schrader a. a. O. Seite 709.

ſcheuen oft dieſen bequemen Gang. Eine Tropa, die ſo über die glatte, weiße Sandfläche am Rande des blauen Meeres einherzieht, iſt, aus weiter Ferne angeſehen, ein angenehmer Anblick; denn wo die Küſte nicht etwa bedeutende Buchten macht, da ſieht man auf eine ſo weite Strecke vor ſich hin, daß die Laſtthiere gleich Pünctchen erſcheinen. An den vorſpringenden Landſpitzen, wo das Ufer den heftigſten Stoß der Brandung auszuhalten hat, bemerkt man Steine, welche vom Waſſer oft auf das Sonderbarſte durchlöchert ſind. Einige Arten von Strandläufern und Regenpfeifern beleben die Küſte, an welcher man nur wenige Arten von Conchylien und Seetang (Fucus) findet. Nachdem wir einige Legoas weit dieſer Praya gefolgt waren, führte uns ein Pfad zu einigen von waldigen Höhen eingeſchloſſenen Lagoas; heftiger Durſt quälte unſere ganze Tropa, daher ſtieg Alles vom Pferde, um ſich hier zu erquicken; allein zu unſerem großen Jammer fanden wir das Waſſer in dieſen Lagoas durch den Übertritt der See geſalzen, und ein Paar Lehmhütten, in denen wir unſern Durſt löſchen zu können hofften, von den Einwohnern verlaſſen; nur die wohlſchmeckenden Pitangas, welche rund umher in großer Menge wuchſen, entſchädigten uns einiger Maßen für die getäuſchte Erwartung. Ein Pfad, der ſich jetzt von der See ab nach dem dichten Gebüſche zuwendete, führte uns bald in den hohen Urwald. Ich ritt der Tropa voran, beobachtete die ſchönen Gewächſe, und beſchäftigte mich in Gedanken mit den Tapuyas, die dieſe Gegenden zuweilen beunruhigen, als ich plötzlich zu meiner nicht geringen Befremdung zwey nackte, bräunliche Männer vor mir ſtehen ſah. Im erſten Augenblicke hielt ich ſie für Wilde, und ſchon war ich im Begriffe, nach meiner Doppelflinte zu greifen, um mich gegen einen etwanigen Angriff zu ſichern, als ich gewahr wurde, daß es Eidechſenjäger waren. Die in dieſen Einöden einzeln wohnenden Pflanzer lieben das Fleiſch der großen Art von Eidechſen, die in der Lingoa geral der Küſten-Indier Teiu (Lacerta Teguixin, *Linn.*) genannt wird, ſehr; ſie gehen daher mit einem Paar auf dieſe Thiere abgerichteten Hunden in die ſandigen Gebüſche und Wälder, um ſie aufzuſuchen. Nahen ſich die Hunde einer Eidechſe, ſo flieht dieſe pfeilſchnell in die ihr zur Wohnung dienende Erdhöhle, wo ſie alsdann von dem Jäger ausgegraben und todtgeſchlagen wird. Da die Hitze groß war, ſo gingen dieſe Männer, deren Haut am ganzen Körper von der Sonne ſo braun gebrannt war, daß man ſie wohl für Tapuyas halten konnte, ganz unbekleidet; ſie trugen Äxte und ein Paar erlegte Eidechſen von beynahe 4 Fuß Länge (den langen Schwanz mitgerechnet). Wir redeten mit dieſen der Gegend kundigen Jägern, und ſie verſicherten uns, daß

wir in weniger als einer Stunde die Fazenda zu Muribecca, wo wir heute übernachten wollten, erreichen würden. Wirklich traten wir bald in die Einzäunung, welche uns das Gebieth derſelben ankündigte. In dem ſchattenreichen hohen Urwalde fanden wir ſchöne Gewächſe, die Geſträuche waren hoch hinauf von dem herrlichen Convolvulus mit himmelblauen Glocken durchrankt. Der Juó*) ließ ſeinen tiefen lauten Pfiff in drey oder vier Tönen erſchallen; man hört ihn in jenen unermeßlichen Waldungen zu allen Stunden des Tages und ſelbſt in der Mitternacht. Dieſer Vogel hat ein eben ſo ſchmackhaftes Fleiſch als alle übrigen Arten ſeines Geſchlechtes, das man gewöhnlich mit dem Nahmen der Tinamus oder der Inambus belegt.

Als wir den Wald zurückgelegt hatten, befanden wir uns in weitläufigen neuangerodeten Pflanzungen. Hier auf einer Höhe, wo uralte Waldſtämme gleich einem Verhau, kreuz und quer durch einander gefällt lagen, eröffnete ſich eine reitzende Ausſicht in die majeſtätiſchen Wildniſſe an den Ufern des Itabapuana, der gleich einem Silberſtreife aus finſtern Waldungen ſchlängelnd hervortritt, und eine grüne Ebene durchſchneidet, in der, von weitläufigen Pflanzungen umgeben, die große Fazenda von Muribecca ſich zeigt. Ringsum begränzen unermeßliche Waldungen den Horizont. Die vielen in den Pflanzungen arbeitenden Neger ſtaunten verwundert unſere Tropa an, welche gleich einer Erſcheinung einer fremden Welt aus dem Walde heran zog.

Wir erreichten zuerſt Gutinguti, das mit Muribecca den gemeinſamen Nahmen Fazenda de Muribecca trägt; ehemahls gehörte ſie mit einem 9 Legoas langen Gebiethe den Jeſuiten, die dieſe Gebäude angelegt haben; jetzt aber vier Eigenthümern gemeinſchaftlich. Noch jetzt befinden ſich hier 300 Neger-Sclaven, worunter indeſſen nur etwa 50 tüchtige ſtarke Männer ſind, über die ein Feitor (Verwalter), ein Portugieſe von Geburt, der uns ſehr freundlich aufnahm, die Aufſicht führt. Die Arbeiten ſind hier für die Sclaven ſehr beſchwerlich; ſie beſtehen hauptſächlich in

*) Tinamus noctivagus, eine neue bis jetzt unbeſchriebene Art von Tinamú oder Inambú. Er iſt kleiner als die Macuca (Tinamus brasiliensis, *Lath.*) 13 Zoll 5 Linien lang; oberer Theil dunkelgrau-röthlich-braun; Rücken etwas kaſtanienbraun; Scheitel ſtark aſchblau überlaufen, etwas ſchwärzlich gefleckt; Unterrücken und Uropygium röthlich-roſtbraun, aber alle dieſe Theile des Rückens ſind ſchwarzbraun quergeſtreift; Kinn und Kehle weißlich; Unterhals aſchgrau; Bruſt lebhaft bräunlich-roſtgelb; Bauch bläſſer gefärbt.

Ausrodung der Waldungen. Die Pflanzungen beſtehen in Mandiocca, Milio, Baumwolle und etwas Kaffeh. Unweit von Gutinguti fließt der Itabapuana vorbey, ein kleiner Fluß, der in ſeinem hohen Stande die Wieſen bewäſſert. Die Corografia brasilica nennt ihn fälſchlich Reritigba *), welches doch der Benevente iſt; er entſpringt in der Serra do Pico, nicht weit von den Quellen des Muriähé. Die weiten Waldungen, welche Muribecca rings umgeben, werden von umherziehenden Puris bewohnt, welche ſich hier, und von hier aus etwa eine Tagereiſe nördlich, feindſelig zeigen. Man hält ſie nicht ohne Grund für dieſelben, welche bey S. Fidelis mit den Pflanzern in gutem Einverſtändniß leben. Hier am Itabapuana **) überfielen ſie noch im vergangenen Auguſt-Monathe die Herden der Fazenda, und erſchoſſen aus Bosheit 30 Stück Rindvieh und ein Pferd. Ein junger Negerknabe, ein Hirt, ward durch ſie von ſeinem bewaffneten Kameraden abgeſchnitten, gefangen, getödtet, und, wie man hier verſichert, gebraten und aufgefreſſen. Man vermuthete, daß ſie die Arme und Beine, und das Fleiſch vom Rumpfe abgelöſet und mitgenommen hätten; denn als man bald darauf an den Platz kam, fand man nur den vom Fleiſche entblößten Rumpf und den Kopf des Negerknaben, die Wilden ſelbſt aber hatten ſich ſchnell in den Wald zurückgezogen. Auch erkannte man die gebratenen abgenagten Hände und Füße, woran noch Spuren der Zähne ſichtbar geweſen ſeyn ſollen. Der dieſen Beleidigungen der Wilden ausgeſetzte Feitor zeigte daher einen unglaublichen Haß gegen ſie, und äußerte wiederhohlt, daß er auch unſern jungen Puri gern mit Schrot erſchießen würde. „Es iſt unbegreiflich," ſetzte er hinzu, „daß die Regierung nicht zweckmäßigere Anſtalten zur Ausrottung dieſer Thiere trifft; wenn man an dem Fluſſe nur ein wenig hinauf geht, ſo findet man ſogleich ihre Ranchos (Hütten)." Ihre Nähe iſt freylich ſehr unangenehm; allein man muß bedenken, daß die Pflanzer durch die frühere ſchlechte Behandlung größten Theils Schuld an dieſen feindſeligen Geſinnungen der Urbewohner ſind. In jenen frühern Zeiten unterdrückte Gewinnſucht und Goldgierde alle Gefühle der Menſchlichkeit bey den Europäiſchen Anſiedlern; ſie ſahen jene braunen, nackten Menſchen nur als Thiere an, welche bloß für ſie geſchaffen

*) Siehe Corografia brasilica T. II. p. 61.

**) Dieſer Fluß iſt auf mehreren Karten mit dem Nahmen Comapuam bezeichnet; einige der Bewohner nennen ihn auch wohl Campapoana; allein ſein wahrer Nahme iſt der im Texte angegebene.

ſeyen, wie ja ſelbſt die unter der Geiſtlichkeit im Spaniſchen Amerika aufgeworfene Streitfrage beweiſet: ob die Wilden als Menſchen gleich den Europäern anzuſehen ſeyen oder nicht? wovon Azara im zweyten Theile ſeiner Reiſe redet. Daß die Puris indeſſen zuweilen wirklich die Körper erlegter Feinde verzehren, dafür findet man hier im Lande viele Zeugniſſe. Pater João zu S. Fidelis verſicherte uns, daß er einſt auf einer Reiſe nach dem Fluſſe Itapemirim einen von den Puris getödteten Neger ohne Arme und Beine im Walde gefunden habe, um welchen eine Menge von Urubus verſammelt waren. Es iſt ſchon weiter oben bey S. Fidelis geſagt worden, daß die Puris das Verzehren des Menſchenfleiſches uns nie eingeſtehen wollten; allein nach den angeführten gültigen Zeugniſſen kommt ihr eigenes Geſtändniß nicht in Betracht. Auch unſer Puri geſtand, daß ſeine Stammsverwandten den Kopf ihrer getödteten Feinde auf eine Stange ſtecken und um denſelben herum tanzen. Selbſt unter den Coroados in Minas Geraës ſoll, wie Herr Freyreiß verſichert, der Gebrauch herrſchen, einen Arm oder Fuß des Feindes in einen Topf mit Caüi zu ſtecken, woran alsdann die Gäſte ſaugen.

Unſer Aufenthalt in Muribecca war für unſere naturhiſtoriſchen Sammlungen ſehr ergiebig. Des häufigen Regens ungeachtet, der in dieſen Tagen fiel, waren unſere Jäger in den einzelnen Stunden, wo eine günſtigere Witterung eintrat, ſehr fleißig. In den großen Wäldern und Sümpfen an den Ufern des Itabapuana niſtete die Biſam-Änte (Anas moschata, *Linn.*), ein für uns neuer Vogel. Dieſes ſchöne Thier, von welchem man in Europa die zahme Raçe ſehr häufig unter dem Nahmen der Türkiſchen Änte in Faſanerieen und auf Höfen hält, iſt durch die ſchwärzlich rothe, nackte Warzenhaut kenntlich, welche die Gegend des Auges und des Schnabels umgibt; das ganze Gefieder iſt ſchwarz in grün und purpurroth mannigfaltig ſchillernd; die Schultern der Flügel ſind bey dem alten Vogel ſchneeweiß, bey den Jungen hingegen ſchwarz. Das alte Männchen iſt ſehr groß und ſchwer, und hat ein etwas hartes Fleiſch; junge hingegen ſind ſehr ſchmackhaft, und deßwegen dem Jäger ſehr willkommen. Wir Europäer fanden auf unſern Jagd-Excurſionen in den ſumpfigen Waldgegenden am Fluſſe oft große Hinderniſſe; dagegen drangen unſere halbnackten inländiſchen Jäger weit beſſer in dieſe Wildniſſe ein. Drey Neger-Sclaven von der Fazenda erbothen ſich ebenfalls, für uns zu jagen; wir verſahen ſie mit Gewehren, Pulver und Bley, und ſie brachten nun täglich am Abende eine Menge Thiere ein, die alsdann vertheilt wurden. Hierunter waren beſonders Reiher, Ibiſſe, Änten (Anas moschata

und viduata) der Ipecutiri von Azara, oder die grünſchulterige Änte, der Königsreiher (Garça real), eine ſchöne bis jetzt noch unvollſtändig beſchriebene Reiherart, mit gelblich weißem Körper und ſchön blauem Schnabel *), die große und kleine Egrette mit ihrem blendend weißen Gefieder und andere mehr. Auch der Itabapuana verſchaffte uns verſchiedene Seltenheiten. Auf einer Spazierfahrt den Fluß aufwärts beluſtigte die Herren Freyreiß und Sellow der Anblick einer großen Geſellſchaft von Fiſchottern (Lutra brasiliensis), Lontras, welche ohne Zeichen von Scheu vor ihnen ſchnarchend und pfeifend im Waſſer ſcherzten. Die Braſilianiſche Otter unterſcheidet ſich von unſerer Europäiſchen Flußotter hauptſächlich durch einen etwas platt gedrückten Schwanz, den auch Azara anmerkt, ein Charakter, der an den ausgeſtopften Exemplaren gewöhnlich nicht mehr zu erkennen, daher in den naturhiſtoriſchen Werken überſehen worden iſt. Ihr Fell iſt ſehr zart und ſchön. In den Hauptflüſſen des innern Braſiliens, z. B. im Rio S. Francisco, erreichen ſie eine koloſſale Größe; man nennt ſie dort nicht Lontra, ſondern Ariranha (Arirannia). Auch wir erhielten hier eine dieſer großen Ottern, indem man uns anzeigte, es liege ein großes todtes Thier mit Menſchenhänden im Waſſer. Wir gingen ſelbſt dahin, um zu unterſuchen, was dieſes für ein ſonderbares Geſchöpf ſeyn möchte, und fanden eine ungeheuer große, 5 bis 6 Fuß lange Fiſchotter, welche zwar todt, aber noch friſch genug war, um unſern Sammlungen zugeſellt zu werden. Welches die Urſache des Todes dieſer Otter geweſen war, konnten wir nicht ergründen; ſie ſchien keine äußere Verletzung zu haben. Höher aufwärts halten ſich in dem Itabapuana auch Jacarés auf. Die Wälder erſchallten vom lauten trommelnden Rufe der Brüll-Affen (Mycetes ursinus) und von der laut röchelnden Stimme der Saïassú's (Callithrix personatus, *Geoffroy*) die hier beſonders häufig waren. Unſere Jäger erlegten zuweilen vier bis fünf dieſer niedlichen Affen in kurzer Zeit; denn wenn ſie eine Bande derſelben fanden, ſo ſchoſſen ſie ſchnell und luden wieder, während einer oder mehrere die Thiere auf ihrer Flucht über die Äſte hinweg immer im Auge zu behalten ſuchten. Der Saïassú iſt bis jetzt noch in keinem naturhiſtoriſchen Werke abgebildet. Er iſt hübſch gezeichnet; der Kopf und die vier Hände ſind ſchwarz, der Leib fahl weiß-graubräunlich, der lange ſchlaffe Schwanz gelbröthlich. Mehrere dieſer Affen trugen ihre Jungen auf dem Rücken, und wir fanden bald, daß dieſe ſich leicht aufziehen

*) Ardea pileata, *Latham*, oder le Héron blanc à colette noire, *Buffon - Sonnini*. Tom. 21, p. 192.

laſſen und ſehr zahm werden. Unter den Vögeln, welche wir erlegten, befand ſich eine vorzüglich ſchöne neue Art der Spechte, welche ich Picus melanopterus nenne *). Das ganze Gefieder iſt weiß, nur Flügel, Rücken und ein Theil des Schwanzes ſind ſchwarz, und das Auge iſt von einer nackten orangengelben Haut umgeben.

Wir hatten zu Campos zwey Jäger angenommen, welche an die Barra des Itabapuana voran geeilt waren, um dort für uns zu jagen, und in Muribecca wieder zu uns ſtoßen ſollten. Da die Zeit, welche wir ihnen anberaumt hatten, längſt verſtrichen war, und unſere beſten Gewehre ſich noch in ihren Händen befanden, ſo war unſere Beſorgniß nicht gering, daß ſie uns entweichen möchten. Wir bemannten daher in aller Stille ein Canoe mit unſern Leuten; dieſe ſchifften den Fluß bis zu ſeiner Barra (Mündung in die See) hinab; überfielen die ſorgloſen Jäger, nahmen ihnen die Gewehre, und ließen ſie ihres Weges ziehen. Die Reiſe vom Itabapuana nordwärts erfordert einige Vorſicht, da man bis zum Fluſſe Itapemirim eine Strecke von 6 bis 8 Legoas durchſchneiden muß, wo die Puris ſich beſtändig feindſelig gezeigt haben. Weil ſie in dieſer Gegend mehrmahls ſchreckliche Mordthaten verübt hatten, ſo ſah man ſich genöthiget, hier einen Militär-Poſten, das Quartel oder Destacamento das Barreiras anzulegen. Der Feitor von Muribecca entſchloß ſich ſelbſt, uns nach jenem Poſten zu bringen. Wir zogen durch hohen Urwald, durch abwechſelnd offene ſandige und von zahlreichen Spuren der Antas (Tapirus americanus) und der Rehe durchkreuzte Gegenden, und erreichten endlich, bey einem hohen hölzernen Kreuze, den feſten ebenen Seeſtrand, wo wir eine ſich weit ausdehnende ſanfte Bucht in großer Ferne in eine Landſpitze endigen ſahen, und dort war es, wo ſich uns auf der erhöhten Küſte das Quartel zeigte. Da dieſe Strecke oft von den Wilden beunruhigt worden iſt, ſo hatten wir uns wohl bewaffnet, und 20 Schüſſe waren im Falle eines Angriffes zur Gegenwehre bereit; mehrere von unſern Leuten hatten ſich ſogar Patronen gemacht, um ſchneller laden zu können. Die Soldaten des Deſtacaments pflegen den Reiſenden entgegen zu kommen, wenn ſie aus der Ferne auf dem weißen Sande der Praya eine Tropa heranziehen ſehen; auch wir ſtießen, nachdem wir etwa eine Stunde der Küſte gefolgt waren, auf eine Patrouille von 6 Mann, mei-

*) Azara hat dieſen Vogel Vol. IV, p. 11 unter dem Nahmen des Charpentier blanc et noir beſchrieben; aber ſeine Beſchreibung iſt ſo oberflächlich und kurz, daß man noch Manches hinzuſetzen muß, wenn ſie hinlänglich deutlich werden ſoll.

ſtens Neger und Mulatten, welche uns der Officier des Poſtens entgegen geſendet hatte. Gegen Mittag erreichte unſere Tropa das Quartel, wo uns der commandirende Fähnrich (Alferes) ſehr gaſtfreundſchaftlich aufnahm. Dieſer Militär-Poſten beſteht aus einem Officiere und 20 Soldaten von der Miliz, welche mit Gewehren ohne Bayonnett bewaffnet ſind. Man hat hier auf einer Höhe unmittelbar über der See zwey Häuſer von Lehm erbaut, und einige Mandiocca- und Milio-Pflanzungen angelegt, wovon die Soldaten ihren Unterhalt gewinnen. Die Küſte zeigt hier hohe, ſenkrecht abgeſchnittene Thonwände (Barreiras), auf deren Höhe das Quartel erbaut iſt; man hat daher von dort aus eine weite, herrliche Ausſicht auf das Meer, ſo wie man nördlich und ſüdlich längs der Küſte hin die Tropas der Reiſenden ſchon von ferne heranziehen ſehen kann. Von der Landſeite ſchließt ſich unmittelbar an die Wohnungen des Deſtacaments ein finſterer Urwald, wo man jetzt angefangen hat Roçados zu machen. Hier hatten im Auguſt, alſo vor zwey Monathen, die Puris einen Angriff gewagt. Sie kamen, um die Pflanzungen der Soldaten zu plündern, und ließen ſich mit denſelben in ein Gefecht ein, indem ſie ſich hinter die Gebüſche und Bäume poſtirten. Das Reſultat des Gefechtes war, daß ein Soldat und zwey Hunde derſelben verwundet wurden, die Puris aber 3 Mann verloren, die todt oder verwundet von ihren Landsleuten weggeſchafft wurden. Seitdem iſt das Commando in Ruhe geblieben, und die Wilden haben ſich in dieſer Gegend der Küſte nicht mehr ſehen laſſen. Als Trophäen verwahrt man im Quartel die aufgeſammelten Pfeile der Tapuyas. Der hier commandirende Officier gibt einen beſtändigen Poſten von 3 Mann nach Itabapuana an die Mündung des Fluſſes. Dieſes Commando befindet ſich hier auf unbeſtimmte Zeit, und es lag jetzt ſchon beynahe ein Jahr daſelbſt. Wahrlich, eine traurige Station in einer ſolchen Wildniß; wo auch die Nahrung ſelbſt ſehr ſchlecht iſt, und die Wohnungen nur aus Lehmhütten mit Palmblättern gedeckt, beſtehen. Das Haus des Officiers iſt zwar geräumig, mit verſchiedenen Zimmern, worin ſich hölzerne Pritſchen befinden; allein das baufällige Dach vermag nicht dem eindringenden Regen zu widerſtehen. Den Anlaß zur Erbauung des Quartels gab die Ermordung von ſechs Perſonen in der Nähe dieſer Stelle unten am Seeſtrande. Sieben Perſonen kehrten von Itapemirim aus der Kirche zurück, und wurden vor etwa ſechs Jahren von den Puri's daſelbſt überfallen und größten Theils getödtet. Ein einziger Mann, der ſich bey der Geſellſchaft befand, war ſo glücklich, zu entkommen; ein junges Mädchen hatte ſich ebenfalls ſchnell auf die Flucht begeben, ward aber eingehohlt und grauſam ermordet. Von ihren Körpern fand

man nachher die Arme und Beine; ſo wie das Fleiſch vom Rumpfe abgelöſet. Bald nachher fingen die Puris in dieſer Gegend einen Soldaten, und tödteten ihn ebenfalls. Wir erhielten zu Quartel das Barreiras durch den commandirenden Officier manche intereſſante Nachricht über die Puris. Er verſicherte unter andern, daß jene Wilden jetzt wirklich ſehr wünſchten mit den Portugieſen in Frieden leben zu können, welches mit ihren gegen Herrn Moraës bey S. Fidelis geäußerten Wünſchen vollkommen übereinſtimmt. Ein ſolches Einverſtändniß würde für dieſe Küſte ſehr vortheilhaft ſeyn; denn da die Einwohner ſehr zerſtreut wohnen, ſo ſind ſie ſtets den grauſamen Überfällen jener gefühlloſen Barbaren ausgeſetzt, und die Gegend iſt in Gefahr verödet zu werden, wenn man nicht andere Maßregeln ergreift. Die Wilden erſcheinen als Herrn dieſer Wälder plötzlich bald hier bald dort, und verſchwinden eben ſo ſchnell, wie man es bey dem Überfalle zu Ciri erfahren hat; ſie wiſſen alle Schlupfwinkel in den Waldungen, ſind klug und verſchlagen, und kennen die Schwächen der Portugieſiſchen Anſiedler genau; auch verſtehen Verſchiedene unter ihnen etwas von der Sprache derſelben.

An dem zu Barreiras gehaltenen Ruhetage wurden die umliegenden Wälder und Sümpfe durchſtreift, wobey uns die Soldaten begleiteten und führten. Unſere ganze Ausbeute beſchränkte ſich auf einige Änten (Anas viduata) und einen uns intereſſanten neuen Vogel *), der zur Familie der Cotingas gehört. An der Küſte ſchwammen die großen Tartarugas (Meerſchildkröten), die im Frühjahre das Ufer ſuchen, und erhoben ihren runden dicken Kopf langſam über die Oberfläche des Waſſers. Mit der Nacht ſtieg ein heftiges Gewitter über uns auf, und der Regen floß in Strömen herab, vor dem wir uns leider in unſerer Wohnung mit dem durchlöcherten Dache kaum zu ſchützen vermochten.

Von der Nachläſſigkeit in der Unterhaltung des einzigen Weges längs dieſer Küſte, wo weder Brücken noch gangbare Straßen angelegt ſind, machten wir an dem folgenden ſehr trüben Tage eine höchſt unangenehme Erfahrung; unmittelbar neben den Hütten des Quartels befand ſich eine Stelle, wo wir Gefahr liefen, einige unſerer beſten Maulthiere zu verlieren. Da wir noch 4 Legoas in dem von den Puris beunruhigten Gebiethe zwiſchen den Flüſſen

*) Procnias melanocephalus; der Kopf dunkelſchwarz mit einem Auge, deſſen Iris zinnoberroth gefärbt iſt; alle obern Theile zeiſiggrün, die untern gelblich-grün mit dunkleren Querlinien; 8 Zoll 7 Linien lang.

Itabapuana und Itapemirim zurückzulegen hatten, ſo ward für eine gute gedrängte Marſchordnung geſorgt, und wir zogen unter militäriſcher Bedeckung auf einer feſten, völlig ebenen Sandfläche längs der hohen Wände des Ufers, das aus gelbem oder weiß und rothbraunem Thone *), und aus Lagen von eiſenſchüſſigem Sandſteine beſteht, langſam fort. In den Schluchten und auf der Höhe des Ufers iſt überall das Land mit dichten Waldungen umgeben, in welche, der Wilden wegen, niemand weit hinein zu gehen wagt; wir unſerer Seits hatten keine Gefahr zu beſorgen, da 20 Schüſſe zum Empfange derſelben bereit waren, obgleich unſere Leute die Stelle mit Grauſen betrachteten, an welcher die Wilden die ſechs unglücklichen Schlachtopfer zerſtückt hatten. Nach einigen Stunden erreichten wir an einer niedern Stelle der Küſte die Povoaçâo Çiri, die jetzt völlig verlaſſen daſteht. Hier fielen die Puris oder andere Tapuyas im verfloſſenen Auguſt-Monathe plötzlich ein, ermordeten in dem erſten Hauſe drey Perſonen, und verbreiteten einen ſolchen Schrecken, daß alle Bewohner augenblicklich entflohen. Bloß ein Paar Häuſer jenſeits einer kleinen Lagoa ſind noch bewohnt, und ihre wohlbewaffneten Bewohner halten ſich hier für ſicher. Die Wilden hatten das Eiſengeräthe und die Lebensmittel, die ſie vorgefunden, genommen, und ſich dann wieder in ihre Wälder zurückgezogen. Nach dieſem Überfalle machte der Sargento Mor (Major) von Itapemirim mit 50 Bewaffneten einen Streifzug (Entrada) in die Wälder, um die Puris aufzuſuchen; fand zwar daſelbſt eine breite, für einen Reiter bequeme Straße, welche zu einigen Hütten (Ranchos) und von da weiter in's Innere führte; traf aber keine Indier an, und mußte aus Mangel an Lebensmitteln bald umkehren.

Jenſeits der Lagoa in Çiri bey den bewohnten Häuſern, deren ich erwähnte, nahmen unſere vier Soldaten Abſchied von uns. Wir entfernten uns nun von der See, und kamen in einen ſchönen Wald, wo wir hier und da auf Pflanzungen ſtießen. Dieſe ſind zwar ebenfalls den Anfällen der Wilden ausgeſetzt; allein ihre Beſitzer ſind mit Waffen hinlänglich verſehen. Der Wald ward immer ſchöner, höher und wilder; die hohen, ſchlanken Stämme bilden ein ſchatten-

*) Der Unterſuchung des Herrn Profeſſors Hausmann zu Göttingen zu Folge gehört dieſes Foſſil, welches einen Hauptbeſtandtheil eines großen Theiles dieſer Küſte von Braſilien ausmacht, zum verhärteten Steinmarke, wohin man auch die Sächſiſche Wundererde zählt. Es ſtimmt in allen Kennzeichen mit dem Steinmarke überein.

reiches Geſlecht, ſo daß der Weg, von allen Seiten überwachſen, einem ſchmalen dunkeln Laubengange gleicht. Auf den oberſten trockenen Äſten alter hoher Bäume ſahen wir häufig lauernde Falken ſitzen, beſonders den bleyfarbenen (Falco plumbeus, *Linn.*), der hier ſehr gemein iſt. Sehr häufig ſchwebte über dieſem herrlichen Walde der weiße Milan mit dem Gabelſchwanze (Falco furcatus, *Linn.*) einer der ſchönſten dortigen Raubvögel. Wir würden hier eine ſehr angenehme Jagd gehabt haben, wenn nicht die zahlloſen Moskiten ſo läſtig geweſen wären; Hände und Geſicht waren ſogleich damit überdeckt, und Maulthiere und Pferde litten ganz beſonders von den Stechfliegen (Mutuccas *). Bald erreichten wir offene Wieſengegenden, wo es in Sümpfen und Lagoas von Äuten, Möven und Reihern wimmelte. Gegen Mittag gelangten wir an den Fluß Itapemirim, an deſſen ſüdlichem Ufer die Villa de Itapemirim liegt. Sie iſt 7 Legoas von Muribecca entfernt **), iſt ein kleiner noch neuer Ort, und hat einige gute Häuſer, kann aber nur ein Dorf genannt werden. Die Bewohner ſind theils arme Pflanzer, welche ihre Anlagen in der Nähe haben, theils Fiſcher; einige wenige ſind Handwerker. Der Capitam Commandante, oder Capitam Mor des Diſtricts von Itapemirim hält ſich gewöhnlich auf ſeiner nahen Fazenda auf, in der Villa ſelbſt wohnt ein Sargento Mor von der Landmiliz. Der Fluß, in dem einige kleine Briggs lagen, iſt hier nur ſchmal, veranlaßt aber doch einigen Handel mit den Producten der Pflanzungen, beſtehend in Zucker, Baumwolle, Reiß, etwas Milio und Holz aus den Wäldern. Ein in den Gebirgen gefallener Gewitterregen gab uns ein Beyſpiel, wie ſchnell und gefährlich oft die Gewäſſer der heißen Zone anſchwellen; denn der Fluß war plötzlich beynahe aus ſeinen Ufern getreten; er iſt indeſſen immer etwas beträchtlicher als der Itabapuana. Die Gebirge, aus welchen er herab kommt, zeigen ſich in der Ferne mit merkwürdigen zackigen Kegelkuppen; man nennt ſie Serra de Itapemirim. Sie ſind wegen der in ihrer Nähe 5 Tagereiſen am Fluſſe aufwärts, ehemahls angelegten Goldwäſchereyen, Minas de Caſtello, bekannt. Jene Gegend wurde aber von den Tapuyas dermaßen beunruhiget, daß die wenigen Portugieſiſchen Anſiedler ſie vor etwa 30 Jahren verließen, um ſich in der Villa und ihrer Nachbarſchaft niederzulaſſen. Stromaufwärts am Itapemirim hauſen noch die rohen Horden der Tapuyas, beſonders

*) Southey a. a. O. ſchreibt fälſchlich Mutuc°. Vol. I. Seite 618.
**) Schon Lery erwähnt dieſer Gegend unter dem Nahmen Tapemiry; ſiehe deſſen Reiſe Seite 45.

aber die der Puris, und, wie die Mineiros verſichern, noch ein anderer wilder Stamm, welchen ſie mit dem Nahmen der Maracas belegen. Eben dieſem Letztern will man die Mordthat in Ciri zuſchreiben. Ziemlich weit ſtromabwärts aber ſtreifen noch die Botocudos, wahre Tyrannen dieſer Wildniſſe. Man erzählt, daß einſt auf einer am Fluß Muriähé gelegenen Fazenda, nachdem man vorher im nahen Walde großen Lärm und Geſchrey gehört hatte, einige verwundete Puris bey den Portugieſen Schutz ſuchten, und ausſagten, die Botocudos hätten ſie überfallen und viele der Ihrigen getödtet. Aus allen dieſem erhellt wenigſtens, daß jene Wälder von unabhängigen feindſeligen Wilden angefüllt ſind. Die Tapuyas haben, den gewöhnlichen Angaben nach, am Itapemirim, in Zeit von 15 Jahren 43 Portugieſiſche Anſiedler getödtet. Demungeachtet hat man durch jene unſichern Wildniſſe einen Weg eröffnet, auf dem man von den Minas de Caſtello nach den etwa 22 Legoas entfernten Gränzen von Minas Geraës gelangt.

Der Capitam Mor des Diſtricts hatte nach Vorzeigung unſerer Päſſe uns ſogleich ſehr zuvorkommend empfangen; er ſendete eine Menge Lebensmittel in unſere Wohnung, als: Holz, Waſſer und alle ſonſtige Bedürfniſſe, wofür wir ihm auf ſeiner Fazenda unſere perſönliche Dankſagung abſtatteten. Dieſes Landgut liegt am Fluſſe, von ſchönen Wieſen umgeben, auf welchen eine Menge Vieh aller Art weidend herum ſchwärmte.

Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen verließen wir dieſe Gegend. In einiger Entfernung von der Villa ſetzt man über den Fluß unfern ſeiner Mündung in die See. In den Sümpfen fanden wir hier ſehr häufig die Jatropha urens, die den bloßen Füßen unſerer Jäger noch weit empfindlicher war als die brennendſten Neſſeln (Urtica), da die kleinen Borſten jener Pflanze ſogar durch die Kleidungsſtücke dringen. In ſumpfigen Niederungen und an den Fluß-Ufern der ganzen Küſte iſt der ſchöne blutrothe Tijé (Tanagra brasilica, *Linn.*), ſehr gemein; dagegen findet man ihn in den Gebirgen und großen inneren Waldungen weit ſeltener. An der Mündung des Itapemirim fanden wir große Schaaren einer Mövenart (Larus), ſo wie Meerſchwalben (Sterna) in Menge umher ſchweben; Regenpfeifer (Charadrius) und Strandläufer (Tringa) bevölkerten die Küſte, an welcher man auch ſehr häufig im Sande die kleine Nachtſchwalbe (Caprimulgus *), und in den benachbarten Wald-

*) Wahrſcheinlich derſelbe Vogel, welchen Vieillot Caprimulgus Popetué genannt hat; ſiehe deſſen Histoire naturelle des oiseaux de l'Amérique septentr. Vol. I. Tab. 24.

pfädchen eine andere größere Art dieſes Geſchlechtes findet. Nach Marcgraf nennen die Braſilianer dieſe Vögel in der Gegend von Pernambuco Ibiyau; an der von mir bereiſeten Küſte aber haben ſie den Nahmen Bacurau.

Bey der ſtarken Hitze litten wir großen Durſt, gegen welchen unſer junger Puri uns jetzt ein untrügliches Mittel lehrte. Man bricht nähmlich die mittlern ſteifen Blätter der Bromelia-Stauden heraus, in deren Winkeln ſich vom Regen und Thau ſehr gutes Waſſer ſammelt, und fängt dieſen Nectar auf, indem das Gewächs ſchnell an den Mund gebracht wird. Wir fanden heute an den vorſpringenden Landſpitzen der Küſte ſteinige Hügel, auf denen beſonders viele ſchlanke wilde Cocospalmen wuchſen, deren ſtolze Blätter im friſchen Seewinde ſchwankten; der Auſterfreſſer (Haematopus), war überall gemein, ſo wie Regenpfeifer und Strandläufer. In einem ſchönen Urwalde hatten wir eine herrliche Unterhaltung an den lautſchallenden Stimmen mannigfaltiger Vögel, worunter ſich, bey dem ſchon herannahenden Abende, auch eine Eule (Curuje) hören ließ; Papageyen ſchrien laut, und der ſanfte Ruf des Juó (Tinamus) tönte weit in dieſem vielſtimmigen Concert durch die einſame Wildniß. Wir nahmen unſer Nacht-Quartier auf der Fazenda de Agá, wo man Mandiocca, etwas Baumwolle und Kaffeh baut. Große, mit allen Arten wilder Thiere belebte Waldungen ſchließen ſich von der Landſeite nahe an die Pflanzungen an; hier hatte in der vergangenen Nacht eine große Unze (Yaguaréte, Felis Onca, *Linn.*), eine Stute des Beſitzers getödtet, deſſen ausgeſendete Jäger jedoch mit ihren Hunden vergebens die nahen Wälder durchſuchten. Unweit der Fazenda erhebt ſich aus dieſen nahen Waldungen ein hoher abgerundeter, iſolirter Berg, Morro de Agá genannt. Er beſteht aus Felſen und nackten ſchroffen Wänden, und iſt von hohen Hügeln umgeben; von ihm ſoll man eine vortreffliche Ausſicht haben. Ich fand hier in der Nähe der Wohnungen einen kleinen Sumpf, wo mich bey Einbruch der Nacht die merkwürdige Stimme eines mir noch unbekannten Froſches in Erſtaunen ſetzte; ſie klang vollkommen, als wenn ein Blech- oder Kupferſchläger mit dem Hammer arbeitet; nur war der Laut im Ganzen tiefer oder voller. Erſt weit ſpäter habe ich das Thier näher kennen gelernt, welches wegen ſeiner Stimme von den Portugieſen der Schmid (Ferreiro) genannt wird. Eine andere naturhiſtoriſche Merkwürdigkeit war für uns ein dichtes Gebüſch einer noch nicht geſehenen Art von Heliconia, welche ihre Blumenſchäfte aus einer gewiſſen Höhe beſtändig bogenförmig herabkrümmt, und alsdann mit der Spitze wieder aufwärts ſteigt; viele Blumen mit ſcharlachrothen Scheiden bedecken den eben ſo angenehm gefärbten

krummen Theil des Stängels; dieſes prächtige Gewächs bildete einen vollkommenen Laubengang. Die Praya enthielt hier einige wenige Arten von zweyſchaligen Muſcheln und Schnecken.

Unweit Agá erreichten wir die von mehreren Indiſchen Familien bewohnte Povoação Piuma oder Ipiuma, wo ſich ein ſtarker Bach gleichen Nahmens, der bloß für Canoe's ſchiffbar iſt, in die See ergießt. Hier findet man eine auf das Anwachſen des Baches berechnete, etwa 300 Schritt lange hölzerne Brücke; eine wahre Seltenheit in dieſem Lande. Die Ufer dieſes Fluſſes ſind mit dichten Gebüſchen bedeckt, und ſein Waſſer hat eine dunkel-kaffehbraune Farbe, wie die meiſten Waldbäche und kleinen Flüſſe dieſes Landes. Herr von Humboldt fand das nähmliche am Atabapo, Temi, Tuamini, Guainia (Rio-Negro) und andern Flüſſen. Nach ſeinem Urtheile erhalten ſie dieſe ſonderbare Farbe durch eine Auflöſung von gekohltem Waſſerſtoffe, durch die Üppigkeit der Tropen-Vegetation und die Kräuterfülle des Bodens, auf dem ſie hinfließen *).

Als wir über die Brücke zogen, liefen die Indier mit ihren charakteriſtiſchen dunkelbraunen Geſichtern aus Neugierde herbey, um die Fremden zu ſehen. Ein hier anſäßiger Spaniſcher Matroſe machte den Wirth, redete uns ſogleich gebrochen in mehreren Sprachen an, erzählte dabey von allen Ländern, in denen er geweſen war, und deutete ziemlich verſtändlich darauf hin, daß wir Engländer wären. Man findet in den Thälern und ſelbſt an trockenen Höhen häufig Dickichte von einem ſtarken 16 bis 18 Fuß hohen Fächerrohre, welches auf einem etwas zuſammengedrückten Schafte, einen ſchönen Fächer von langen lanzetförmigen, ganzrandigen Blättern trägt; dieſe entſpringen faſt aus einem gemeinſchaftlichen Puncte, und aus ihrer Mitte ſchießt ein langer glatter Schaft hervor, an welchem oben die Blüthen, gleich einer kleinen Fahne herabhängen. Dieſe ſchöne Rohrart heißt hier Ubá; weiter nördlich am Rio-Grande de Belmonte hingegen Canna brava, und wird von den Wilden zur Verfertigung der Pfeile benutzt. Solche Rohrgehäge bilden undurchdringliche Dickichte und überziehen ganze Diſtricte. In einem kleinen angenehmen Thale fanden wir einen Wald prachtvoller ſchattenreicher Bäume, von Cecropia, Cocos, Melastoma, zwiſchen welchen der kleine ſchwarzbraune Bach Iriri durchfließt, über den ein mahleriſcher Steg von Baumſtämmen führt. Tucane und die Maitacca (Psittacus menstruus, *Linn.*), waren hier häufig, und wurden von unſern Jägern geſchoſſen; Affen flohen ſo ſchnell durch die

*) **Anſichten der Natur. I. Seite 298.**

Zweige der Bäume, daß man ihnen nicht beykommen konnte. In der Höhlung eines alten Baumes erblickten wir eine coloſſale Buſchſpinne (Aranha Caranguejeira), die wir von unſerm Nacht-Quartiere abzuhohlen gedachten, woran wir jedoch ſpäter verhindert wurden. Wir durchritten hügliches mit Wald und Weidegegenden abwechſelndes Land, und erreichten gegen Abend die letzte Höhe am Fluſſe Benevente, wo wir plötzlich durch eine ſchöne Ausſicht überraſcht wurden. Am Fuße eines Hügels zeigte ſich uns auf dem nördlichen Ufer Villa-Nova de Benevente, ein Flecken; zur Rechten der weite blaue Spiegel des Meeres, und links der Fluß Benevente, welcher ſich, gleich einem See, ausbreitet; ringsumher aber iſt alles finſterer hoher Wald, hinter welchem endlich Felsgebirge den Horizont begränzen.

Villa-Nova de Benevente wurde am Fluſſe Iritiba oder eigentlich Reritigba *) von den Jeſuiten erbaut, welche hier eine Menge bekehrter Indier verſammelten. Ihre Kirche und das unmittelbar damit vereinigte Kloſter exiſtiren noch; letzteres, wo wir unſere Wohnung erhielten, iſt gegenwärtig zum Casa da Camera gemacht. Es liegt auf einer Höhe über der Villa, und gewährt beſonders von dem an der Nordſeite befindlichen Balkon aus eine herrliche Ausſicht. Die Sonne tauchte eben in den dunkelblauen Ocean, der vor uns lag, unter, und verwandelte den weiten Spiegel desſelben in ein Feuermeer. Die Kloſterglocke läutete zum Ave-Maria, und alles, was in der Nähe war, zog die Hüte ab zum Abendgebethe; Stille herrſchte in der weiten Ebene, und nur die über den Fluß herüberſchallenden Stimmen der Tinamus und anderer wilden Thiere unterbrachen dieſes feyerliche nächtliche Schweigen. Mehrere niedliche kleine Briggs lagen im Hafen von Villa-Nova vor Anker, und verleiteten uns zu dem Fehlſchluſſe, daß hier ein nicht unbedeutender Handel getrieben werde; allein man belehrte uns bald eines beſſern. Es iſt hier ſehr wenig Verkehr, und dieſe Schiffe hatten bloß vor dem ungünſtigen Winde hier Schutz geſucht. Die Jeſuiten hatten hier anfangs 6000 Indianer verſammelt, und die beträchtlichſte Aldea an dieſer Küſte geſtiftet; allein durch die ſchweren königlichen Dienſte und durch ſclaviſche Behandlung vertrieb man die Meiſten wieder; dieſe zerſtreuten ſich in andere Gegenden, ſo daß jetzt der ganze Diſtrict von Villa-Nova, die

*) Auf der Karte von Faden iſt der Fluß Iritibu, bey Arrowſmith, Iritiba genannt; allein die Villa iſt auf keiner der beyden Karten angegeben.

Portugieſiſchen Anſiedler mitgerechnet, nicht mehr als 800 Seelen zählt, worunter etwa 600 Indier ſind. Obgleich nun die Anzahl der Bewohner ſehr abgenommen hat, ſo hob ſich dennoch ſeitdem der Handel; denn noch vor etwa 20 Jahren betrug hier die Ausfuhr nicht mehr als 100,000 Reis (etwa 313 Gulden), da ſie jetzt ſchon auf 2000 Cruzados geſtiegen iſt, den Betrag des ausgeführten Zuckers nicht einmahl mit in Anſchlag gebracht. Die freyen wilden Indier bedrängten ehemahls dieſe Colonie am Iritiba ſehr, beſonders die Goaytacaſes, und die Stämme der Tapuyas, worunter man beſonders Puris und Maracas begreift; allein der Geiſtliche verſicherte uns, daß ſich dieſe wilden Horden nicht mehr gezeigt hätten, ſeitdem man alljährlich auf einen gewiſſen Tag im ganzen Diſtricte dem heiligen Geiſt ein großes Feſt mit Prozeſſionen und Andachtsübungen feyre. Villa-Nova ſelbſt iſt ein kleiner Ort mit einigen gut gebauten Häuſern, der aber am Sonntage lebhaft wurde, da alle Bewohner der umliegenden Gegend zur Meſſe herein kamen. Der in dieſem Diſtricte commandirende Capitam (Hauptmann) von der Landmiliz gehört zu dem Regimente von Eſpirito-Santo, deſſen Chef der Oberſt Falcão zu Capitania iſt. Er kam am Sonntage uns zu beſuchen, und hatte die Gefälligkeit, auf unſere Nachfrage nach guten Jägern, uns einige der Gegend kundige Leute zu ſenden; wir fanden Gelegenheit außer ihnen noch einen Indier anzunehmen, der ein guter Jäger war. Dieſe verſchafften uns manche intereſſante Thiere, unter andern auch mehrere Saüassú-Affen, die hier an den Ufern des Fluſſes häufig ihre lauten Stimmen hören laſſen. Zwey unſerer Jäger fanden im Walde eine große Giftſchlange. Sie lag ruhig in einer Vertiefung, wo ihr nicht gut beyzukommen war; daher ſtieg einer von ihnen auf einen niedern Baum, und erlegte von dort herab das Thier. Dieſe ſchöne Schlange wird im Lande Çurucucú genannt, erreicht eine Länge von 8 bis 9 Fuß und eine beträchtliche Dicke, und hat eine fahl gelbröthliche Farbe, mit einer Reihe ſchwarzbrauner Rautenflecken auf dem Rücken. Die Bildung der Schilder, Schuppen und des Schwanzes zeigt, daß ſie die von Daudin unter dem Nahmen Lacheſis, wiewohl etwas unrichtig beſchriebene große Viper der Wälder von Cayenne und Surinam iſt *). Ihr Biß wird ſehr gefürchtet,

*) Schon Marcgraf erwähnt dieſer Schlange unter dem Nahmen Çurucucú; allein auch in neuern Zeiten hat Herr Hofrath Merrem, einer unſerer ausgezeichnetſten Reptiliologen, in dem erſten Bande der Annalen der Wetterauiſchen Geſellſchaft für Naturgeſchichte eine unvollſtändige Haut dieſes Thieres beſchrieben und abgebildet.

und Menſchen, die von ihr verwundet werden, ſollen in weniger als 6 Stunden ſterben.

Vom Iritiba gelangt man zunächſt zu dem Fluſſe Goaraparim. Sumpfige Wieſen und Moräſte dehnen ſich unweit der See aus, Gebüſche wechſeln damit ab, und herrlicher Urwald erfreut zuweilen den Wanderer. Hier hörte man die See, deren Uferhügel mit Wald bedeckt ſind, beſtändig brauſen. Der Pfad war wie eine dunkle Laube überwachſen, zur Seite ſtanden majeſtätiſche alte Waldſtämme, an ihrer Rinde eine Welt von Pflanzen, in ihren Zweigen Fleiſchgewächſe; junge Cocos-Palmen zierten am Boden das durch Schlinggewächſe verworrene Dickicht, deſſen junges Laub mit der ſchönſten rothen oder gelbgrünen Farbe hervorbrach, und hoch oben wiegten ſich im Winde die Federkronen der ältern Palmen, deren Stämme ſich knarrend hin und her neigten. An einer Stelle erreichten wir ein bloß aus Airi-Palmen beſtehendes vorzüglich ſchönes Wäldchen. Junge kräftige Bäume dieſer Gattung, von 20 bis 30 Fuß Höhe, ſtiegen mit ihrem ſchwarzbraunen, mit Stachelringen umgebenen, geraden Stamme empor; ihre ſchön gefiederten Blätter ſchirmten den feuchten Boden gegen die brennende Mittagsſonne; andere jüngere, die noch ohne Stamm waren, bildeten das Unterholz, über welche alte abgeſtorbene Palmen, vertrocknet und verfault, gleich abgebrochenen Säulen, hervor ragten. An dieſen, der Verweſung preis gegebenen Bäumen klopfte einſam der gelbhaubige Specht (Picus flavescens, *Linn.*) oder die ſchöne Art mit rothem Kopfe und Halſe (Picus robustus *). Die Blumen der feuerfarbenen Heliconia überdeckten die niedern Gebüſche in der Nähe, welche eine ſchöne Winde (Convolvulus) umſchlang, die die herrlichſten himmelblauen Glocken trug. Hier in dieſem prachtvollen Walde zeigten ſich die holzigen Schlingpflanzen wieder in ihrer ganzen Originalität mit ihren ſonderbaren Windungen und Geſtalten. Bewundernd betrachteten wir die Erhabenheit dieſer Wildniß, die nur Tucane, Pavo's (Pie à gorge ensanglantée, *Azara*), Papageyen und andere Vögel belebten. Unſere Jäger ſchoſſen bald in allen Richtungen des Weges, und füllten ihre Taſchen mit Beute. Jenſeits des Waldes erreichten wir die Povoaçâo de Obú, einige, zwey Legoas von Villa-Nova

---

*) Dieſer Nahme ward von den Naturforſchern zu Berlin gegeben, nachdem Azara dieſen Vogel im 4. Bande ſeiner Reiſe Seite 6 beſchrieb, wo er ihn Charpentier à huppe et cou rouge nannte.

entfernte Fiſcherhütten; ſolche von Wald oder dichten Gebüſchen umgebene Wohnungen ſind oft noch mahleriſcher als andere in offenen Gegenden, deren ich eine auf der Vignette dieſes Abſchnittes (in der Quart-Ausgabe) habe abbilden laſſen. Eine Povoação, (Dorf ohne Kirche) Nahmens Miaïpé, von 60 bis 80 Fiſcher-Familien bewohnt, beherbergte unſere Tropa am Abende. Wir hatten unſere Wohnung in einem hochgelegenen Hauſe aufgeſchlagen, wo ſich ſogleich mehrere Menſchen einfanden, die beſonders unſern wilden Puri bewunderten, und alle ſeine Bewegungen beobachteten. Übrigens wurden wir in dieſem etwas geräumigen Hauſe gut aufgenommen, und hatten ein großes Zimmer, auf deſſen Boden bald ein helles Feuer unſere vom Regen durchnäßten Kleidungsſtücke trocknete. Nicht weit von Miaïpé liegt die Villa de Goaraparim, wohin ein über einige in die See vortretende Felſenkuppen gehender Weg führt. Unweit der Villa tritt ein ſchmaler Arm des Meeres mit ſalzigem Waſſer in das Land hinein, der den Nahmen des Goaraparim trägt, und mehrentheils für einen Fluß angegeben wird.

Die Villa hat etwa 1600 Einwohner, der ganze Diſtrict aber 3000 Seelen; jene iſt alſo etwas größer als Villa-Nova de Benevente. Die Straßen ſind nicht gepflaſtert; nur an den Häuſern hat man Steinwege, und dieſe ſind ſchlecht; die kleinen Gebäude haben meiſtens nur ein Stockwerk. Der Ort iſt im Allgemeinen arm, doch befinden ſich in der Nähe einige beträchtliche Fazenda's. Eine derſelben mit 400 Neger-Sclaven wird Fazenda de Campos genannt; eine zweyte mit 200 Negern heißt Engenho velho. Als der letzte Beſitzer der erſteren ſtarb, trat eine allgemeine Unordnung ein; die Sclaven revoltirten und arbeiteten nicht mehr. Ein Geiſtlicher benachrichtigte die Erben des Gutes in Portugal von dem Verfalle ihres Eigenthumes, und erboth ſich, die Sache in Ordnung zu bringen, wenn man ihm einen Antheil an dem Beſitze geſtatten wollte; dieſes wurde genehmiget; allein die Rädelsführer der Sclaven ermordeten ihn in ſeinem Bette, bewaffneten ſich, und bildeten in jenen Wäldern eine Republik von Schwarzen, denen niemand leicht Abbruch thun konnte. Sie benutzten die Fazenda für ſich, ohne jedoch viel zu arbeiten, lebten frey und jagten in den Wäldern. Mit den Sclaven dieſer Fazenda machten ſich die des Engenho velho ebenfalls unabhängig, und eine Compagnie Soldaten konnte nichts gegen ſie ausrichten. Jene Neger beſchäftigen ſich beſonders damit, einige vorzügliche Producte dieſer Wälder zu ſuchen, wie den wohlriechenden Peruvianiſchen und den Copaiva-Balſam (Oleo de Copaiba) und noch eine andere Art. Die-

ſer letztere kommt von einem hohen Baume, dem **Pao de Oleo.** Man hauet denſelben ab, und belegt bey dem Ausfließen des Saftes die Wunde mit Baumwolle, welche das Harz einſaugt; dabey hat man den Glauben, daß der Baum beym Vollmonde angehauen und das Öhl beym abnehmenden Monde abgenommen werden müſſe. Die Neger oder Indier, welche dieſes Product einſammeln, bringen es in kleinen wilden Cocosnüſſen, die ſie oben an ihrer Öffnung mit Wachs zukleben, zum Verkaufe. Der Balſam iſt ſo fein, daß er bey der Hitze durch die feſte Nuß durchſchwitzt. Man ſchreibt ihm im Lande ſelbſt mehr Heilkraft zu als er wirklich beſitzt *).

Die verwilderten Neger der beyden vorhin genannten Fazendas nehmen Fremde gut auf, und zeichnen ſich durch ihr Betragen ſehr vor den entlaufenen Neger-Sclaven in Minas Geraës und andern Orten aus, welche man dort von ihren im Walde angelegten Dörfern (Quilombos) Gayambolos nennt. Dieſe fallen, beſonders in Minas, die Reiſenden an, plündern und tödten ſie öfters, daher hat man dort gewiſſe eigene Gayambolen-Jäger mit Nahmen Capitaes do mato **), welche bloß darauf ausgehen, die Schwarzen in ihren Schlupfwinkeln zu fangen oder zu tödten.

Der in Goaraparim commandirende Capitam der Land-Miliz hatte uns höflich empfangen und uns ein Haus zum Nacht-Quartier angewieſen. Wir ſchifften am andern Morgen bey der Villa über den zwiſchen ſanftgrünen Gebüſchen von Mangue-Bäumen (Conocarpus) höchſt mahleriſch ſich ausdehnenden und in der Ferne von grün bewachſenen Gebirgen begränzten Fluß, auf deſſen nördlichem Ufer ſich ein Fiſcherdorf befindet, durchritten große Sümpfe mit ſchönen violettblühenden Rheria-Gebüſchen angefüllt, prachtvolle Waldhügel voll Airi- und andern Cocos-Palmen, deren mancherley Arten unſere Neugierde unendlich beſchäftigten, kamen dann an die in der Nähe des Perro Cão befindlichen weiten Gehäge von Ubá- oder Fächerrohr, und überſchritten hierauf den kleinen Fluß auf einer hölzernen Brücke. Alsdann folgten wir dem Seeſtrande bis Ponta da Fruta, wo in einem Gebüſche mehrere Wohnungen eine zerſtreute Povoação bilden. Die Bewohner, Abkömmlinge von Portugieſen und Negern, nahmen uns gut auf. Sie nähren ſich kümmerlich von ihren Pflanzungen und dem Fiſchfange. Nicht weit von Ponta da Fruta erblickt

---

*) Siehe *Murray* apparatus medicaminum. Vol. IV. p 52.

**) In Pernambuco tragen ſie den Nahmen Capitães do Campo; ſ. *Koster's* travels etc. p. 399.

Digitized by Google

man ſchon auf einem fernen Berge das Kloſter Noſſa Senhora da Penha unweit Villa do Eſpirito-Santo, wohin man noch einen Weg von 5 Legoas hat. Wälder, Wieſen und Gebüſche wechſeln hier mit großen, weiten Rohrbrüchen ab; viele weiße und andere Reiher waten in denſelben, und manche neue ſchöne Pflanze biethet ſich dem Fremdlinge dar. Im Graſe an dem Sandufer einer Lagoa fand ich die grüne Cipo-Schlange *), die ihren Nahmen von der ſchlanken, biegſamen Geſtalt ihres Körpers hat, ſehr häufig. Sie iſt dunkel-olivengrün, auf der Unterſeite gelb, wird 5 bis 6 Fuß lang, und ob ſie gleich völlig unſchädlich iſt, tödten die Braſilianer ſie doch, wo ſie ſie finden, weil ſie alle Schlangen haſſen. Ich fand hier das Skelett eines verfaulten, beſonders großen Individuums dieſer Art.

Bey dem kleinen Fluſſe Jucú, über welchen hier eine lange baufällige Brücke mit Vorſicht paſſiert werden mußte, fanden wir an der See ein Fiſcherdorf; durchritten dann einen ſchönen Urwald und erreichten endlich Villa do Eſpirito-Santo am Fluſſes gleiches Nahmens.

---

*) Coluber bicarinatus; eine wahrſcheinlich neue Art, welche als Hauptkennzeichen auf jeder Seite des Rückens eine Reihe gekielter Schuppen trägt. Bauchſchilde: 155; Paar Schwanzſchuppen: 138.

VII.

Aufenthalt zu Capitania und Reiſe zum Rio Doçe.

Villa Velho do Eſpirito-Santo. — Çidade de Victoria. — Barra de Jucú. — Araçatiba — Coroaba. — Villa-Nova de Almeida. — Quartel do Riacho. — Rio Doçe. — Linhares. — Die Botocudos als erbitterte Feinde.

Der Fluß Eſpirito-Santo, welcher bey ſeinem Ausfluſſe in's Meer eine beträchtliche Stärke hat, entſpringt in den Gebirgen an den Gränzen der Capitania von Minas Geraës, windet ſich in mancherley Richtungen durch die großen Urwälder der Tapuyas herab, in welchen Puris und Botocudos abwechſelnd umherſtreifen, und tritt am Fuße einer von jenen höhern Gebirgen nach dem Meer ſich hinabziehenden Kette hervor, in welcher der Monte de Meſtre Alvaro der höchſte Berg ſeyn ſoll. Die Anſiedelungen der Portugieſen an der Mündung dieſes ſchönen Fluſſes ſind ſchon alt; allein ſie litten ſpäter durch die Kriege mit den Tapuyas, beſonders mit den drey Stämmen der am Paraïba wohnenden Ütacas oder Goaytacaſes *). In der Hälfte des ſieb-

*) In der Lebensbeſchreibung des Pater Anchieta heißt es hierüber unter andern: „Por este tempo anno 1594 pouoo mais ou menos, moreram guerra os moratores desta Capitania do Espirito-Santo contra huma nacào de gentios perniçiosa, barbaro, cruel, e terribel por nomen Goyataca. cujas notiçias quero dar aqui brevemente etc.“

zehnten Jahrhundertes enthielt der Diſtrict von Eſpirito-Santo nicht mehr als 500 Portugieſen und vier Indiſche Dörfer *). Heut zu Tage erblickt man auf dem ſüdlichen Ufer des Fluſſes, nicht weit von ſeiner Mündung in einem ſchönen Buſen die Villa-Velha do Eſpirito-Santo, eine kleine, offene Villa, die größten Theils in einem Quadrate erbaut iſt. Am einen Ende ſteht die Kirche, und am andern, nahe am Waſſer, das Casa da Camara (königliches Gebäude oder Rathhaus). Auf einem hohen, mit Wald bedeckten Berge, unmittelbar neben der Villa, liegt das berühmte Kloſter von Noſſa Senhora da Penha, eines der reichſten in Braſilien, das von der Abtey zu S. Bento in Rio de Janeiro abhängt; es ſoll ein wunderthätiges Marienbild beſitzen, weßwegen eine Menge Menſchen dahin wallfahrten. Jetzt befanden ſich nur zwey Geiſtliche daſelbſt. Um die über alle Beſchreibung erhabene Ausſicht von den Mauern jener Höhe zu genießen, lohnt es ſich der Mühe, ſie zu erſteigen; denn man überſieht den weiten Spiegel des Meeres, und in's Land hinein ſchöne Gebirgsketten und mancherley Kuppen, mit Thälern dazwiſchen, aus welchen der breite Fluß höchſt mahleriſch hervortritt. Die Villa beſteht aus niedrigen Lehmhütten, iſt ungepflaſtert und ſichtbar im Verfalle, ſeitdem man etwa eine halbe Stunde weiter aufwärts auf dem nördlichen Ufer des Fluſſes die Villa de Victoria erbaut hat, einen hübſchen kleinen Ort, der nach meiner Abreiſe von da, zur Cidade (Stadt) erhoben worden iſt. Eſpirito-Santo war eine Unterſtatthalterſchaft, ward aber ſpäter auch zur Capitania erklärt. Die Cidade de Noſſa Senhora da Victoria iſt ein ziemlich netter Ort, mit anſehnlichen Gebäuden, nach der alten-Portugieſiſchen Bauart mit Balkons von hölzernem Gitterwerke verſehen, mit gepflaſterten Straßen und einem mäßig großen königlichen Gebäude, dem Jeſuiten-Convent, worin der Gouverneur wohnt, der hier zu ſeiner Diſpoſition eine Compagnie reguläres Militär hat. Außer mehreren Klöſtern befinden ſich hier eine Kirche, vier Capellen und ein Hoſpital. Die Stadt iſt jedoch etwas todt, und Fremde betrachtet man hier als Seltenheit mit der größten Neugierde. Der daſige Küſtenhandel iſt nicht ganz unbedeutend; daher liegen beſtändig mehrere Lanchas, Sumacas und andere Barcos hier, auch können Fregatten bis zur Stadt hinauf ſegeln; die Fazendas in der Nähe gewinnen viel Zucker, Mandiocca-Mehl, Reiß, viele Bananen und andere Erzeugniſſe, welche längs der Küſte hin verſendet

*) *Southey's* history of Brazil. Vol. I. p. 667.

werden. Mehrere Forts vertheidigen den Eingang in die Mündung des ſchönen Fluſſes Eſpirito-Santo, eines unmittelbar an der Mündung, eine zweyte Batterie von Stein erbaut, höher aufwärts mit acht eiſernen Kanonen, und noch höher am Berge zwiſchen dieſer und der Stadt eine dritte Batterie von etwa 17 bis 18 Kanonen, worunter einige wenige metallene ſich befinden. Die Stadt iſt auf angenehmen Hügeln etwas uneben erbaut, und der an ihr vorbeyſtrömende Fluß iſt hier auf allen Seiten von hohen Bergen eingeſchloſſen; ſie beſtehen zum Theile aus Felſen, die oft nackt und ſchroff und mit Fleiſchgewächſen bewachſen ſind. Der ſchöne Spiegel des breiten Fluſſes wird durch mehrere grün bewachſene Inſeln geſchmückt, und landeinwärts findet das Auge, wenn es demſelben folgt, einen ſchönen Ruhepunct auf hohen, grünen, waldigen Gebirgen.

Nachdem wir angekommen, nahmen wir unſere Wohnung zu Villa Velha do Eſpirito-Santo, weil hier gute Weide für unſere Thiere war. Von hier machten wir in großen Canoen die Fahrt nach der Cidade de Victoria, jedoch wegen eines heftigen Seewindes und der Breite des Waſſerſpiegels nicht ohne Gefahr. Der Gouverneur, dem wir unſern Beſuch abſtatteten, empfing uns dem Anſcheine nach ſehr höflich. Da wir ihn um eine Wohnung auf dem Lande in der Nähe der Stadt erſuchten, wies er uns zu Barra de Jucú, an der Mündung des kleinen Fluſſes Jucú, etwa 4 Stunden von der Stadt, ein bequemes gutes Haus an, welches dem Oberſten Falcão, Befehlshaber des hieſigen Miliz-Regimentes, und zugleich einem der angeſehenſten Pflanzer hieſiger Gegend, gehörte. Ich fand in der Stadt wieder die erſten Nachrichten aus Europa; denn bis hierher und nicht weiter geht aus Rio de Janeiro eine Landpoſt. Während wir beſchäftiget waren, die angenehmen lange erſehnten Nachrichten zu durchlaufen, drängte ſich von allen Seiten um uns her eine Menge von Volk aller Farben, und machte die mannigfaltigſten und ſonderbarſten Bemerkungen über unſer Vaterland und über die Abſicht unſerer ſeltſamen Erſcheinung; auch hier, wie überall, hielt man uns für Engländer. In Villa Velha, wohin wir zurück kehrten, fanden wir einige unſerer Leute am Fieber krank, und dieſes verbreitete ſich ſo ſchnell, daß in einigen Tagen die meiſten derſelben darnieder lagen. Man ſchrieb die Veranlaſſung dieſer Krankheit dem Waſſer zu; ſie liegt aber ohne Zweifel im Clima und den Nahrungsmitteln zugleich. Mit China ſtellten wir indeſſen bald unſere Kranken ſämmtlich wieder her, und bezogen dann ſo ſchnell als möglich unſere Wohnung zu Barra de Jucú, wo eine äußerſt reine, friſche Seeluft bald die Geneſung der Reconvaleſcenten vollendete. Wir richteten uns jetzt in die-

ſer neuen Wohnung für eine Zeit von mehreren Monathen ein, da wir hier die Regenzeit zuzubringen geſonnen waren; unſere Jäger durchſtreiften die nahen und fernen Wälder. Barra de Jucú iſt ein kleines Fiſcherdorf an dem Fluſſe Jucú, der hier in die See fällt, nachdem er von den bedeutenden Fazendas von Coroaba und Araçatiba herab in vielen Windungen ſeinen Lauf durch die Waldungen genommen hat; er iſt fiſchreich, und man ſieht in ſeiner Nähe manche mahleriſch wilde Gegenden. Die Häuſer der Fiſcher zu Barra de Jucú liegen zum Theile zerſtreut; in ihrer Mitte unweit einer über den Fluß geführten Brücke befindet ſich das Haus des Oberſten Falcâo. Dieſem reichen Gutsbeſitzer gehören noch mehrere Fazendas in der Nähe, von welchen die beträchtlichſte Araçatiba, 4 Legoas von hier, entfernt liegt. Der Oberſte pflegte in der Sommerzeit gewöhnlich hierher zu kommen um Seebäder zu nehmen, und war daher jetzt ſehr unzufrieden, daß der Gouverneur uns ſein Haus zur Wohnung angewieſen hatte, welches wir jedoch erſt ſpäter erfuhren. Er kam demungeachtet nach Barra de Jucú, und ließ ein anderes Haus in der Nähe für ſich einrichten, bis wir ihm Platz machen konnten. Die intereſſanteſten Jagdzüge, die wir unternahmen, um die Gegend kennen zu lernen, führten uns vorerſt unmittelbar jenſeits der Brücke des Jucú in den ſchönen Urwald, der ſich nach Villa Velha do Espirito-Santo hin ausdehnt. Hier fanden wir eine uns noch neue niedliche Art von Sahui (Sahuim, den Jacchus leucocephalus, *Geoffroy*) in kleinen Banden, die beſonders den Nüſſen gewiſſer wilder Cocospalmen nachſtellen; ferner das Stachelſchwein mit dem Rollſchwanze (den Couy des Azara) und andere Thiere mehr. Unter den Vögeln war in dieſem Walde beſonders häufig die herrlich blaue Nectarinia cyanea (Certhia cyanea, *Linn.*) und die Arten der Manakins, Pipra pareola, erythrocephala und leucocilla; ferner eine kleine noch unbeſchriebene Art, welche ich strigilata nennen werde *), eine neue ſchöne Art von Tanagra (Tanagra elegans **) und eine vorzüglich ſchöne Art von Seidenſchwanz (Procnias cyanotropus) ***),

*) Pipra strigilata; kleiner als Pipra erythrocephala; Scheitel hochroth; Oberkörper olivengrün; Unterkörper weißlich, röthlichbrau geſtrichelt.

**) Tanagra elegans; mit hochgelbem Kopfe, ſchwarzem gelbgeſtrichelten Rücken, mit glänzend grünlich-himmelblauem Unterhalſe und Bruſt, und grünem Bauch und Seiten.

***) Procnias cyanotropus; betrachtet man ihn gegen das Licht, ſo iſt der ganze Vogel prachtvoll himmelblau, und vom Lichte ab-

deſſen Gefieder im Lichte wechſelt. Die kleinen ſchön gefärbten Manakins konnte man immer auf einer gewiſſen Baumart anzutreffen hoffen, deren ſchwarze Beeren ihre Lieblingsnahrung ausmachen. Auch Rehe gab es in dieſem Walde, und der Oberſt Falcão ließ, um dieſelben zu jagen, ſeine Jagdhunde von Araçatiba herüber bringen. Um indeſſen große und ſeltene Thiere zu erlegen, welche die Nähe des Menſchen mehr ſcheuen, gingen wir in den zwey bis drey Stunden weit entfernten weitläufigen Urwald in der Nähe der Fazenda von Araçatiba. Der Weg dahin war äußerſt angenehm; er führte anfangs durch weite ſumpfige Sandebenen mit mancherley Sumpfgewächſen angefüllt; dann erſtiegen wir Hügel, wo ein dichtes Geflechte von jungen Cocospalmen und andern ſchönen Bäumen finſtern Schatten verbreitete. Ein ſchilfartiges Gras überziebt hier die offenen Stellen, in welchen der kleine ſtahlglänzende Fink (Fringilla nitens, *Linn.*) äußerſt häufig ſich aufhält. Bey einem Ritte in einem engen Waldpfade fand ich hier einſt eine große Schlange zuſammengerollt ruhen, welche uns nicht ausweichen wollte. Mein Reitthier ſcheute, ich ergriff alſo eine mit Schrot geladene Piſtole, und tödtete dieſelbe. Wir erkannten bey näherer Unterſuchung, daß ſie von einer unſchädlichen Gattung war, und erfuhren, daß man ſie hier im Lande unter dem Nahmen der Caninana kenne. Sie gehört übrigens zum Genus Coluber *). Nur nach langem Zureden konnte ich den uns begleitenden Neger des Oberſten Falcão bewegen, die Schlange auf's Pferd zu nehmen. Eine ſchauerliche Wildniß bildete der große Wald von Araçatiba; überall entflohen mit lautem Geſchreye die Papageyen, und die Stimme der Sauassú-Affen erſchallte rund umher. Lianen oder Cipós aller, und mitunter der ſonderbarſten Arten, verflechten die hohen Rieſenſtämme zu einem undurchdringlichen Dickichte; die Prachtblumen der Fleiſchgewächſe, die herabhängenden Ranken der die Bäume umſchlingenden Farrenkräuter waren jetzt alle im üppigſten Triebe; junge Cocospalmen zierten überall die niedere Dickung, beſonders an feuchten Stellen; hier und da bildete die Cecropia peltata beſondere Gebüſche mit ihren ſilbergrauen geringelten Schäften. Unerwartet traten wir aus die-

---

gewendet erſcheint er glänzend hellgrün; Flügel, Kehle und Kinn ſind ſchwarz; der Unterleib weiß; im Berliner Muſeum hat man ihn Procnias ventralis genannt.

*) Dieſe Art iſt höchſt wahrſcheinlich Merrem's veränderliche Natter; ſiehe deſſen Beyträge zur Naturgeſchichte der Amphibien. 2. Heft Seite 51. Tafel XII.

ſem heiligen Dunkel in's Freye, und eine angenehme Überraſchung gewährte es uns, als wir hier plötzlich am Fuße des hohen Morro de Araçatiba, eines mit Wald bewachſenen Felſengebirges, auf einer ſchönen grünen Fläche das große, weiße, mit zwey kleinen Thürmchen verſehene Gebäude der Fazenda de Araçatiba erblickten. Dieſes Gut hat 400 Negerſclaven und in der Nähe ſehr ausgedehnte Pflanzungen, beſonders von Zuckerrohr. Die Söhne des Oberſten wohnen ebenfalls auf beſondern Fazendas nicht weit von hier entfernt. Araçatiba iſt die bedeutendſte Fazenda, welche mir auf dieſer Reiſe zu Geſicht gekommen iſt; das Gebäude hat eine breite Fronte von zwey Stockwerken und eine Kirche; die Neger-hütten mit dem Zucker-Engenho und den Wirthſchaftsgebäuden liegen unweit des Hauſes am Fuße eines Hügels. Etwa eine Stunde von hier befindet ſich in einer wilden, von hohem Urwalde rings umgebenen Gegend am Flüßchen Jucú eine zweyte Fazenda, Coroaba genannt, die einen andern Beſitzer hat. Der Gouverneur hatte nicht weit von Coroaba zu S. Agoſtinho jetzt den Bau einer Kirche unternommen; er hielt ſich deßwegen jetzt daſelbſt auf. An dieſem Orte befindet ſich ein Militär-Quartel gegen die Wilden; man war jetzt damit beſchäftiget, von da aus einen Weg nach Minas Geraës zu bahnen, und ein Officier hatte bereits auf Befehl des Gouverneurs eine Reiſe dahin unternommen, um die Communication durch die Wälder zu eröffnen. Die Regierung hat zu S. Agoſtinho etwa 40 Familien, welche von den Azoriſchen Inſeln, beſonders von Terceira, S. Miguel und einige wenige von Fayal herüber gekommen waren, angeſiedelt. Dieſe Leute, die hier in großer Armuth leben, klagen ſehr über ihre traurige Lage, da man ihnen große Verſprechungen gemacht und dieſelben nicht erfüllt hatte.

Gern hätten wir in Coroaba uns niedergelaſſen; aber die Unmöglichkeit, unſere große Begleitung daſelbſt unterzubringen, nöthigte uns für jetzt in Barra de Jucú zu bleiben. Man hatte mehrere für uns ſehr nöthige Gegenſtände, die wir in Capitania (ſo nennt man ſchlechtweg ebenfalls die Gegend am Eſpirito-Santo) erwarteten, nach Caravellas geſendet, ein Umſtand, der unſere Reiſegeſellſchaft in nicht geringe Verlegenheit ſetzte. Um derſelben abzuhelfen, faßten wir, Herr Freyreiß und ich, den Entſchluß, die Reiſe nach Caravellas ſchnell zu unternehmen, um dort unſere Geſchäfte in Ordnung zu bringen. Leicht eingerichtet und von einigen wenigen wohlbewaffneten Leuten zu Pferde begleitet, verließen wir am 19. December Barra de Jucú; der zurück bleibende Theil unſerer Tropa begab ſich indeſſen nach Coroaba,

um dort zu arbeiten. Wir hätten dieſelbe Reiſe in weit kürzerer Zeit zur See machen können; allein die Schifffahrt längs der Küſte, in kleinen unbequemen Fahrzeugen, iſt in der Zeit der Gewitter und Stürme eben nicht die angenehmſte. Wir begaben uns nach Pedra d'Agoa, einem einzelnen, auf einer Höhe am Fluſſe liegenden Hauſe, um daſelbſt mit unſern vier Reit- und zwey Laſtthieren über den Eſpirito-Santo zu ſetzen. Hier ſahen wir gerade gegen uns über auf den jenſeitigen Gebirgshöhen den merkwürdigen unweit Villa de Victoria liegenden Felſen Jucutucoara. Ähnlich dem Dent de Jaman im Pays de Vaud fällt dieſer Steinblock von fern in's Auge; er iſt auf ſanfte grüne Höhen aufgeſetzt, die zum Theile mit kleinen Gebüſchen bedeckt ſind. Vor ihm, dem Fluſſe näher, liegt die freundliche Fazenda Rumão, vor welcher die Tauben-Inſel (Ilha das Pombas) den Spiegel des Fluſſes theilt; (die 4. Tafel in der Quart-Ausgabe gibt ein anſchauliches Bild dieſer Landſchaft). Der Blick von der dieſſeitigen Höhe auf den ſchönen Fluß, wo einige Lanchas und Fiſcher-Canoe's hinab ſegelten, war ſehr angenehm. Wir hätten gewünſcht, ſogleich überſetzen zu können; allein es zeigten ſich leider keine Canoe's, um uns hinüber zu ſchaffen; wir bathen daher den alten Bewohner von Pedra d'Agoa um Quartier, und übernachteten in einer vor Regen und Wind nur wenig geſchützten kleinen Hütte; der gute Wille des Wirthes entſchädigte uns indeſſen reichlich für dieſe Unannehmlichkeiten. Bey Annäherung des Abends verſammelte ſich das umherlaufende Vieh; unter dieſem kam uns ein ſonderbares Schaf zu Geſicht, von welchem wir bey genauerer Nachfrage erfuhren, daß es ein Baſtard von einem Schafbocke und einer Ziege ſey. Das Thier glich ſehr ſeiner Mutter; es war dick, ſtark und rund, von ſehr ſanftem Ziegenhaare und trug etwas mehr auswärts gebogene Hörner *). Bey den jungen Lämmern, die von den Knaben eingefangen wurden, fand man häufig in der noch unverwachſenen Nabelhöhle eine Menge Maden, gegen welche man Merkur an dieſe Stelle ſtrich. Dieſe Maden ſind ein in heißen Ländern ſehr gewöhnliches Übel; wo hier nur irgend eine Wunde entſteht, finden ſich ſogleich Fliegen, die ihre Eyer hinein legen. Es gibt in Braſilien noch ein anderes Inſect, das ſein Ey in das Muskelfleiſch oder unter die Haut, ſelbſt des Menſchen legt; nach dem Stiche dieſes Thieres ſpürt man einen kleinen örtlichen Schmerz, die Stelle ſchwillt bis zu einer gewiſſen Höhe an; alsdann zogen unſere Leute, die dieſes beſchwerliche Übel recht

*) Siehe *Buffon* Supplement T. V. p. 4. (der Ausgabe in 12).

gut kannten, eine Made, einen kleinen weißen, länglichen Wurm hervor, worauf die gemachte kleine Wunde ſogleich heilte. Azara ſpricht wahrſcheinlich von demſelben Inſecte *); er glaubt indeſſen, daß erſt der Wurm ſelbſt in die Haut eindringe, welches mit unſern Erfahrungen nicht übereinſtimmt.

Am folgenden Morgen kamen unſere Canoe's; wir ließen uns über den beynahe 1000 Schritt breiten Fluß ſetzen. Unſer Weg führte uns durch ein Thal, das in verſchiedenen Windungen unmittelbar unter der Höhe hinweg zieht, auf welcher der Jucutucoara gelagert iſt; in der Nähe ſahen wir das nette weiße Haus einer Fazenda, die einem gewiſſen Herrn Pinto zugehört. Wir kamen über den kleinen Fluß Muruim (Murui) oder Paſſagem, über welchen eine, gewöhnlich durch ein Thor verſchloſſene hölzerne Brücke führt, und erreichten dann, nachdem wir einige Mangue-(Rhizophora, Conocarpus und Avicennia) Sümpfe durchritten hatten, die Seeküſte. Wirft man hier den Blick rückwärts, ſo unterſcheidet man nun deutlicher die Gebirgskette von Eſpirito-Santo, die man, ſo lange man ſich unmittelbar zwiſchen den äußerſten jener Höhen befindet, nicht überſehen kann. Drey Legoas von Capitania entfernt fanden wir unſer Nacht-Quartier in der kleinen Povoaçâo von Praya Molle.

Hier auf einer über die Meereshöhe nur wenig erhabenen grünen Fläche liegen mehrere Wohnungen zerſtreut. Wir fanden in einer derſelben eine ſehr freundliche Aufnahme, und da alle Bewohner derſelben ſehr viel Sinn für Muſik hatten, eine angenehme Abend-Unterhaltung durch Muſik und Tanz. Der Sohn des Hauſes, der ſich recht gut auf die Verfertigung von Guitarren (Violas) verſtand, ſpielte, und die übrigen jungen Leute tanzten die Baduca, wobey ſie mit dem Körper ſonderbare Verdrehungen machten, mit den Händen den Tact ſchlugen und abwechſelnd mit ein Paar Fingern einer jeder Hand ſchnalzten; — eine Nachahmung der Spaniſchen Caſtagnetten. Obwohl die Portugieſen viele muſikaliſche Anlagen haben, ſo ſieht man in Braſilien auf dem Lande doch kein anderes Inſtrument, als die Viola. Iſt die Liebe zu Tanz und Muſik unter den dortigen Landleuten allgemein, ſo iſt es auch die Gaſtfreundſchaft, wenigſtens in den meiſten Gegenden. Wir erfuhren dieſes auch hier wieder; man both Alles auf, uns zu unterhalten und uns die Zeit zu verkürzen.

Von Praya Molle aus kamen wir am folgenden Morgen

---

*) *Azara* voyages etc. Vol. I. p. 217.

zeitig nach der Povoaçao Carapebuçú. Von hier dehnen ſich längs des Meeres vorwärts Waldungen aus, die Buchten umkränzend und die Landſpitzen bedeckend. In dieſen Wäldern flogen jetzt, in der Hitze des angehenden Sommers, eine Menge Schmetterlinge mancherley Art, beſonders Nymphales. Hier fanden wir das merkwürdige beutelförmige Neſt eines kleinen Vogels vom Geſchlechte der Plattſchnäbel (Todus,) welches derſelbe immer in der Nähe der Neſter einer beſondern Weſpengattung (Marimbondo) erbaut, um es, wie man behauptet, vor den Nachſtellungen ſeiner Feinde zu ſichern. Ich wollte mich dem Vogelneſte nähern; allein die Weſpen, welche ſich wirklich ſogleich zeigten, hielten mich davon entfernt. In den Gebüſchen längs der Küſte hin wohnen einzelne arme Familien, die ſich vom Fiſchfange und von dem Ertrage ihrer Pflanzungen ernähren. Es ſind meiſtens Neger, Mulatten oder andere farbige Leute; Weiße findet man wenige darunter; ſie klagen dem Reiſenden ſogleich ihre Armuth und Noth, an der nur Trägheit und Mangel an Induſtrie ſchuld ſeyn kann; denn der Boden iſt fruchtbar. Zu arm, um Sclaven kaufen zu können, und zu träge, um ſelbſt Hand anzulegen, hungern ſie lieber. Von hier aus nordwärts gelangt man in eine Gegend, wo man nicht mehr Creolen und Mulatten, ſondern Indier im civiliſirten Zuſtande antrifft. Ihre einſamen Wohnungen liegen zerſtreut in einem ſchattenreichen Haine von prachtvollen Waldſtämmen; dunkle Pfade ſchlängeln ſich von einer Hütte zur andern; in den kryſtallhellen kleinen Bächen, worin die ſchönen Gewächſe des Waldes ſich ſpiegeln, ſieht man die nackte, dunkelbraune Jugend mit ihren kohlſchwarzen Köpfen ſcherzen. In dieſem reitzenden Walde fanden wir ſchöne Vögel; der goldgrüne Jacamar (Galbula magna) lauerte am Waſſer, auf niedern Zweigen ſitzend, auf Inſecten, und unbekannte Lockſtimmen tönten durch den einſamen Wald. Nachdem wir 4 Legoas zurück gelegt hatten, traten wir aus dem Walde heraus, und erblickten vor uns auf einer Anhöhe über dem Meere die Villa-Nova de Almeida.

Villa-Nova iſt eine groſse Aldea der civiliſirten Indier, welche von den Jeſuiten hier angelegt ward; ſie hat eine große ſteinerne Kirche, und zählt in ihrem ganzen Bezirke, von ungefähr 9 Legoas im Umfange, etwa 1200 Seelen. In der Villa wohnen meiſtens Indier, aber auch einige Portugieſen und Neger. Viele beſitzen hier Häuſer, in die ſie von ihren Roſſen (Pflanzungen) nur an den Sonn- und Feſttagen hereinkommen. Im Jeſuitenkloſter, welches jetzt dem Geiſtlichen zur Wohnung dient, findet man noch einige alte Schriften dieſes Ordens, welches eine Seltenheit iſt, da man in allen ſeinen übrigen Conventen die Bibliotheken nicht ge-

achtet, ſondern zerſtört oder verſchleudert hat. Die Jeſuiten lehrten hier vor Zeiten beſonders die Lingoa geral; ihre Capelle Dos Reys Magos ſoll ſehr ſchön geweſen ſeyn. Der Ort iſt todt, und ſcheint nicht ſtark bewohnt zu ſeyn; auch herrſcht viel Armuth hier. Die Indier bauen ihre Nahrung auf ihren Roſſen von Mandiocca und Mays, führen etwas Holz und Töpferwaaren aus, und treiben dabey einen nicht ganz unbedeutenden Fiſchfang in der See und in dem bey der Villa vorbey fließenden Fluſſe Saüanha oder Dos Reys Magos. Herr Sellow, der ſpäter hierher kam, fand Gelegenheit, die ſonderbare Art des Fiſchfanges mit den Zweigen des Tingi-Baumes zu ſehen, deren ſchon la Condamine, als am Amazonenfluſſe gebräuchlich, erwähnt *). Man ſchneidet nähmlich Zweige vom Tingi-Baume, klopft ſie rund, bindet ſie in Bündel zuſammen und wirft ſie in's Waſſer, beſonders da, wo der Fluß einen geringen Fall hat; zuweilen flicht man einen Zaun quer durch denſelben, um die Fiſche aufzuhalten. Dieſe werden von dem in's Waſſer übertretenden Safte betäubt, kommen an die Oberfläche, ſterben oder können leicht mit Händen gegriffen werden. Die Pflanzen, welche dieſe ſtarke Wirkung hervorbringen, ſind einige Arten des Genus Paullinia und die Jaquinia obovata, ein Strauch mit rothen Beeren und verkehrt eyförmigen Blättern, der in den Gebüſchen an der Küſte wächſt, und deßhalb den Nahmen Tinguy (Tingi) da Praya trägt.

Man redete in Villa-Nova noch von einem früher hier nie geſehenen Seethiere, welches unlängſt getödtet worden war. Einige Indier hatten daſſelbe mit mehreren Flintenſchüſſen auf dem Seeſtrande erlegt. Es war groß, und ſoll Füße wie Menſchenhände gehabt haben. Man hatte ſehr viel Thran daraus bereitet; Kopf und Hände aber dem Gouverneur nach Capitania geſendet. Unſere Bemühungen, genauere Nachrichten über dieſes Thier einzuziehen, blieben jedoch fruchtlos, um ſo mehr, da man das Skelett ſelbſt zerſchlagen und ausgeſotten, zum Theile aber vergraben hatte. Es

*) *De la Condamine* voyage etc. pag. 156. Auch S. de Vasconcellos gibt in ſeinen Noticias curiosas von den Küſten-Indiern hierüber Nachricht. Nach ihm fiſchten ſie mit den Japicay-Blättern, mit Cipó (Timbo Putyana genannt), oder Tingy, auch Tiniuiry, ferner mit der Frucht Curaruapé, mit Mangue-Wurzel u. ſ. w. S. Seite 76. Hierüber leſe man ferner nach: Herrn Ritter Blumenbach in den Noten zu Andr. van Berkel's Reiſe nach Rio de Berbice (im J. 1671) Seite 180, ſo wie auch Kruſenſtern B. I. Seite 180.

ſcheint indeſſen aus den Angaben, daß es eine Phoca oder Manati geweſen iſt.

Die Wälder, durch welche der Saüanha herabſtrömt, der in der alten Indiſchen Sprache Apyaputang genannt ward, ſollen von Coroados und Puris bewohnt ſeyn. Man ſpricht auch von dem Stamme der Xipotos (Schipotos), die höher oben zwiſchen dem Rio Doçe und dem Saüanha wohnen ſollen; allein dieſe Angaben der Nahmen verſchiedener Stämme der Urbewohner ſind unzuverläſſig. Vom Saüanha vorwärts bis zum Mucuri iſt die Seeküſte beynahe bloß von einzelnen Küſten-Indier-Familien bewohnt. Sie reden hier durchgehends die Portugieſiſche Sprache, und haben ihre Bogen und Pfeile mit der Flinte vertauſcht; ihre Wohnungen ſelbſt unterſcheiden ſich wenig von denen der Portugieſiſchen Anſiedler; ihre Hauptbeſchäftigung iſt die Arbeit in ihren Pflanzungen und Fiſchfang in der See. Vom Saüanha nordwärts bedeckt die ganze Küſte dichter Wald. In wenigen Stunden erreicht man den Fluß Pyrakäaſſú (großer Fiſchfluß), wie die Indier urſprünglich ihn nannten. Hier an der Barra (Mündung) liegt eine Provoação von wenigen Häuſern, die man Aldea Velha nennt, und etwas höher am Fluſſe hinauf befindet ſich ein bedeutendes Dorf, von den Jeſuiten, die hier zur Zeit ihrer Herrſchaft eine Menge Indier verſammelten, gegründet. Fiſchfang und Muſcheln verſchafften ihnen die nöthigſte Nahrung, daher findet man auch heut zu Tage am Flußufer große Haufen von Muſchelſchalen. Man hat denſelben eine andere Entſtehung zuſchreiben wollen; allein mehrere Schriftſteller *) beſtätigen den Gebrauch des Auſtereſſens bey jenen Wilden, und die Umſtände erläutern die Sache hinlänglich; man kann daher nicht bezweifeln, daß dieſe Anhäufungen von Muſchelſchalen von den Mahlzeiten der alten Bewohner dieſer Stelle herrühren. Als in der Folge viele Portugieſiſche Pflanzer ſich am Pyrakäaſſú niederließen, ſollen die Jeſuiten einen Theil der Indier, die früher hier gewohnt, weggeführt, und mit ihnen Villa-Nova gegründet haben, um ſie von den Portugieſen entfernt zu halten. Wir erreichten Aldea Velha in der Abendkühlung. Man wendet ſich hier um eine Landſpitze an der See, und befindet ſich plötzlich an dem ſchönen breiten Fluſſe, der aus ſeinen mit Wald bewachſenen Ufern in das Meer hervorſtrömt. Sechs bis ſieben Strohhütten bilden in einer kleinen Thalfläche die Aldea Velha; nur ein einziges etwas anſehnlicheres Haus befindet ſich darunter, und wird jetzt vom Com-

---

*) *Southey's* etc. Vol. I. pag. 36.

mandanten des Diſtricts, einem Lieutenant der Beſatzung von Eſpi-rito-Santo bewohnt. Wir fanden eine ſehr freundliche Aufnahme in dem Hauſe des Herrn Tenente; die Bewohner waren erfreut, ein Mahl einige Worte mit Menſchen wechſeln zu können; ſie betrachteten dieſe Station, wohin der Officier auf einige Jahre commandirt wird, als eine Art von Verbannung. Der jetzt hier wohnende Officier klagte ſehr über Mangel an Unterhaltung und allen Annehmlichkeiten des Lebens; ſelbſt manchen Bedürfniſſen mußte er an dieſem von der Welt abgeſchiedenen Aufenthalt entſagen. An Lebensmitteln iſt faſt nichts als Mandiocca-Mehl und etwas Fiſche zu bekommen. Die Bewohner von Aldea Velha ſind arme Fiſcher; der Fluß iſt jedoch fiſchreich und hat eine gute Barra, daher können Lanchas ihn ziemlich weit hinauf ſegeln.

Da uns dieſer Ort nicht auf längere Zeit feſſeln konnte, ſo nahmen wir am folgenden Tage Abſchied von unſerm gütigen Hauswirthe, und ſetzten über den Fluß. Der Strom war ſehr hoch, breit und reißend, und beynahe wäre uns eines unſerer Reit-Maulthiere ertrunken, welches in dieſer Gegend ein unerſetzlicher Verluſt geweſen ſeyn würde. Ein junger Indier des Commandanten, der ſehr geſchickt das von den Wellen herumgeworfene Canoe regierte, leiſtete uns hier gute Dienſte. An ſeichten Stellen am Ufer bemerkten wir Möven und Meerſchwalben, und zahlreiche Flüge des Verkehrſchnabels (Rynchops nigra, *Linn.*), der wegen ſeines ſonderbaren Schnabels bekannt iſt. Jenſeits des Fluſſes dehnen ſich Waldungen aus, in welchen die Pflanzungen der Indier zerſtreut liegen; ſie bauen hier beſonders Mays, Mandiocca und Baga (Ricinus), aus deſſen Samenkörnern ſie Samen-Öhl preſſen. Hier traten wir wieder in einen finſtern ſchönen Wald, wo auf mannigfaltigen Blüthen die ſchönſten Schmetterlinge umher ſchwärmten, und das Toſen der Brandung der See an unſer Ohr ſchlug. Der Ruf der Jacupemba (Penelope Marail, *Linn.*), eines faſanenartigen Waldvogels, machte unſere Jäger aufmerkſam; allein es gelang ihnen nicht, dieſes ſehr ſcheue Thier zu tödten. Bald erreichten wir die Sandküſte der See wieder, und ſetzten nun unſere Reiſe noch 4 Legoas weiter fort, bis wir gegen Abend zu dem Militär-Poſten Quartel do Riacho gelangten. Die See macht in dieſer Gegend viele Buchten, was dem Wege eine unangenehme Einförmigkeit gibt; denn ſo wie man eine Landzunge zurückgelegt hat, erſcheint in der Ferne ſchon wieder eine andere. Wir fanden hier mehrere Arten von Seetang (Fucus), welche die See auswirft, aber wenig Conchilien. Auf einigen Felsgruppen im Meere niſtet die ſtahlblau glänzende Schwalbe (Hirundo violacea). An dieſer Küſte liegen weit von einander entfernt, und in dem dich-

teſten Gebüſche zerſtreut, einzelne Wohnungen der Indier; ein Theil ihrer Bewohner wagt ſich in Canoen weit in die See hinaus, um Fiſche zu fangen. Ein kleiner Bach, in deſſen Bette der Boden ſo weich war, daß unſere Thiere tief in denſelben einſanken, hielt uns lange auf. Unſere Tropeiros, Mariano und Felippe, ſuchten und fanden endlich mit den Reitthieren eine feſtere Stelle, indem ſie ſich ihrer Kleidungsſtücke entledigten, und wir Alle kamen glücklich, obgleich etwas benetzt, hinüber. Noch vor dem Einbrechen der Dämmerung erreichten wir das Quartel.

Quartel do Riacho iſt ein Militär-Poſten, beſtehend aus einem Unterofficier und ſechs Soldaten, zur Weiterbeförderung der Befehle und zur Verbindung mit der Poſtirung am Rio Doçe. Am Meeresufer liegen zwey Häuschen, in deren einem die Familien einiger Soldaten wohnen, die auf den nahen Pflanzungen ihren Unterhalt gewinnen. Der hier commandirende Unter-Officier war ein vernünftiger Mann, der uns manche intereſſante Nachricht gab. Von nun an erhielten wir von dem Kriege, den man in den Wäldern am Rio Doçe mit dem feindlichen Stamme der Botocudos führt, immer genauere Kunde, da wir jetzt an den Gränzen der Wildniſſe jener Nation angelangt waren. Der Unter-Officier ſelbſt hatte einen Pfeilſchuß durch die Schulter erhalten, als er noch auf einem der Quartelle am Rio Doçe diente; er war aber völlig von dieſer gefährlichen Wunde geheilt. Der Stamm der Botocudos (von den Europäern ſo genannt), ſtreift an den Ufern des Rio Doçe, bis hinauf zu deſſen Urſprung in der Capitania von Minas Geraës, in den Wäldern umher. Dieſe Wilden zeichnen ſich durch die unter ihnen herrſchende Sitte, Menſchenfleiſch zu eſſen, und durch ihren kriegeriſchen Geiſt aus; ſie leiſteten den Portugieſen bisher beharrliche Gegenwehre. Wenn ſie auch zuweilen an einem Orte mit allen Zeichen friedlicher Geſinnungen erſchienen, ſo beginnen ſie dagegen an einem andern Feindſeligkeiten und Ausſchweifungen, und es hat daher nie ein dauerndes Einverſtändniß mit ihnen Statt gefunden. Schon vor vielen Jahren hatte man, acht oder zehn Legoas aufwärts am Rio Doçe, an der Stelle, wo jetzt die Povoacão von Linhares erbaut iſt, einen Militär-Poſten (Destacamento) von ſieben Soldaten errichtet, und ihn mit einer kleinen Kanone verſehen, um die neu anzulegende Straße nach Minas zu decken. Anfangs wurden die Wilden wirklich dadurch zurückgeſcheucht; als ſie aber nach und nach mit den Europäern und ihren Waffen bekannter geworden, verlor ſich allmählich ihre Furcht. Einſt überfielen ſie das Quartel, tödteten einen der Soldaten, und würden auch die übrigen, die ſchnell entflohen waren, noch eingeholt

und getödtet haben, wenn dieſe nicht in dem Fluſſe ihr Heil geſucht, und auf dem zufällig eben mit der Ablöſung anlangenden Canoe ſich gerettet hätten. Da die Wilden ſie nicht erreichen konnten, ſo verſtopften ſie nun die Kanone mit Steinen und zogen ſich dann wieder in ihre Wälder zurück. Der kürzlich verſtorbene Staats-Miniſter, Conde de Linhares, erklärte ihnen hierauf in einer bekannten Proclamation förmlich den Krieg; auf ſeinen Befehl wurden die am Rio Doçe ſchon früher errichteten Militär-Poſten verſtärkt und vermehrt, um die Anſiedelungen der Europäer und den Verkehr nach Minas ſtromaufwärts zu decken. Seitdem verſchonte man die Botocudos nirgends mehr; ohne Unterſchied des Geſchlechtes und des Alters wurden ſie ausgerottet, wo man ſie fand, und nur hier und da bey beſondern Veranlaſſungen wurden einzelne, noch völlig unmündige Kinder, erhalten und aufgezogen. Der Ausrottungskrieg gegen ſie, wurde mit um ſo größerer Erbitterung und Grauſamkeit geführt, je feſter man ſich überzeugt hielt, daß ſie alle in ihre Hände gefallene Feinde tödteten und ihr Fleiſch verzehrten. Und als man erfuhr, daß ſie hier und da am Rio Doçe, nach ihrer Weiſe, durch Händeklatſchen friedliche Geſinnungen an den Tag gelegt, und dann Portugieſen, die im Vertrauen auf dieſe Friedenserklärung gutmüthig zu ihnen hinüber gefahren waren, heimtückiſch mit ihren furchtbaren Pfeilen getödtet hatten, da erloſch auch der letzte Funke des Glaubens, bey dieſen Wilden Menſchengefühl zu finden. Daß man indeſſen in dieſem, die Würde der Menſchheit verletzenden Urtheil zu weit ging, und daß man an der Unverbeſſerlichkeit dieſer Wilden, durch die Art, ſie zu behandeln, wenigſtens eben ſo viel Antheil hat, als ihre eigene Rohheit, das iſt auffallend ſichtbar in den ſehr günſtigen Wirkungen, welche das gemäßigte und menſchenfreundliche Benehmen des Gouverneurs Conde dos Arcos in der Capitania von Bahia bey den am Rio Grande de Belmonte ſich aufhaltenden Botocudos hervorgebracht hat. Wirklich in hohem Grade überraſchend, und zu den wichtigſten Betrachtungen veranlaſſend iſt der Contraſt, den der Reiſende findet, wenn er von dem Schauplatze des unmenſchlichen kleinen Krieges am Rio Doçe, nach einem Zwiſchenraume von wenigen Wochen in die Gegenden am Rio Grande de Belmonte eintritt, und daſelbſt die Einwohner durch einen ſeit etwa drey oder vier Jahren geſchloſſenen Frieden mit eben jenen Wilden in den friedlichſten Verhältniſſen leben ſieht, die dieſen die gewünſchte Ruhe, und jenen Sicherheit und die bedeutendſten Vortheile gewähren.

Um die merkwürdige Gegend am Rio Doçe, wovon man uns ſchon zu Capitania ſo manches Anziehende erzählt hatte,

näher kennen zu lernen, verließen wir früh Morgens, von zwey Soldaten begleitet, das Quartel do Riacho, und ſetzten unmittelbar bey den Hütten über den Riacho (Bach), von dem jenes Quartel den Nahmen hat. Wir hatten von hier aus einen ſehr beſchwerlichen Weg von acht ſtarken Legoas im tiefen Sande und in der glüheuden Decemberhitze zu machen. Der Boden iſt ein ſchwer mit Quarz und kleinen Kieſeln gemiſchter Sand, der die Füße der Menſchen und Thiere gar ſehr ermüdet. Nach dem Lande hin bedeckt niedriges Geſträuch, beſonders von der Zwerg-Cocospalme*) den Sand; hinter dieſem ſteigt der dichte Wald in die Höhe, in welchem, nicht weit von der Praya entfernt, das Quartel dos Comboyos liegt, wo drey Soldaten zur Erhaltung der Communication ſtationirt ſind. Wir fanden hier Spuren von den colossalen Seeſchildkröten (Tartarugas), die aus dem Meere auf's Land kriechen, und ihre Eyer in dazu in den Sand geſcharrte Gruben legen. An vielen Stellen lagen noch Überreſte von dieſen Thieren, Panzer und Skelette, an welchen wir die ſehr großen Schedel bewunderten; ich fand einen, der nicht weniger als drey Pfund wog. Die Indier eſſen das Fleiſch dieſer Schildkröten, und gewinnen eine Menge Fett von ihnen; auch ſuchen ſie die Eyer derſelben, deren man oft 12 bis 16 Dutzend in Einer Grube findet, ſehr ſorgfältig auf. Dieſe Eyer ſind rund, weiß, mit einer lederartig biegſamen Haut überzogen, und enthalten ein waſſerhelles Albumen und einen ſchön gelben Dotter, der ſchmackhaft iſt, aber doch etwas Fiſchartiges im Geſchmacke hat. Wir begegneten einigen Indiſchen Familien, die ganze Körbe voll dieſer Eyer nach Hauſe trugen. Die Größe dieſer Meerſchildkröten kann man nach den Panzern beurtheilen, die wir hier fanden, und deren Länge an fünf Fuß betrug. Beym Eintritte der drückenden Mittagshitze befand ſich unſere Tropa ſchon in einem etwas erſchöpften Zuſtande, da es durchaus an Trinkwaſſer fehlte, um den brennenden Durſt der Laſtthiere, und beſonders der von Schweiß triefenden Fußgänger zu löſchen. Wir hielten an und ſuchten im Schatten der niedrigen Geſträuche Schutz; allein der Boden war ſo heiß, daß wir auch hier wenig Erfriſchung fanden; nur die Füße ruheten, und den Thieren verſchafften wir durch das Abladen ihrer Laſten einige Erhohlung. Hier kam uns jetzt die Erfahrung unſerer jungen Indier vortrefflich zu Statten; ſie gingen mit einigen Gefäßen in die Geſträuche, und ſammelten das zwiſchen den Blättern der Bromelia-Stauden befindliche Waſſer.

*) Weiterhin folgt eine Aufzählung der verſchiedenen Palmen-Arten.

Dieſes Waſſer iſt nach eben gefallenen Regen rein und klar; allein jetzt, da es lange nicht geregnet hatte, war es ſchwarz und ſchmutzig, wir fanden ſogar Froſchlaich und junge Fröſche darin. Man goß es durch ein Tuch, vermiſchte es mit etwas Branntwein, Limonienſaft und Zucker, und ſo gab es uns jetzt eine herrliche Erquickung. Wir fanden hier auf den Bromelia-Stauden häufig einen kleinen gelblichen Laubfroſch *), der hier, ſo wie viele Thiere dieſer Gattung, ſeine Brut über der Erde ausbringt; öfters fanden wir auch ſeine kleinen ſchwarzen Larven. Man darf ſich nicht wundern, daß hier zu Lande der Erde angehörende Reptilien ihre Brut auf Bäumen erziehen, da ſelbſt der Menſch in dieſem, an ſonderbaren Erſcheinungen ſo reichen Welttheile an manchen Orten auf den Bäumen lebt, wie z. B. die Guaraunen, von denen uns Herr von Humboldt intereſſante Nachrichten mittheilt. Wir brachen nach einiger Ruhe wieder auf, ſetzten unſere Reiſe tief in die Nacht hinein fort, und fanden uns endlich bey Mondſchein in einer ſandigen, ebenen, von Holz entblößten Gegend, unweit der Mündung des Rio Doçe. Hier verirrten ſich die beyden als Führer mitgenommenen Soldaten, und wir waren genöthiget, ſo ermüdet wir auch waren, dennoch lange zu warten, bis ſie den rechten Pfad fanden, auf dem ſie uns dann nach dem Quartel da Regencia führten. Dieſes iſt ein Militär-Poſten von fünf Soldaten, welcher an der Mündung des Fluſſes errichtet iſt, um Befehle längs der Küſte hin weiter zu befördern, die Reiſenden über den Fluß zu ſetzen, und mit der Povoaçâo von Linhares die Verbindung zu unterhalten. Wir brachten die Nacht in dem ziemlich geräumigen Hauſe der Soldaten hin, in welchem ſich mehrere Zimmer mit hölzernen Pritſchen und einem Tronc **) befanden. Dieſe Leute leben hier ſchlecht; Fiſche, Mandiocca-Mehl, ſchwarze Bohnen und zuweilen etwas Salzfleiſch machen ihre einzige Nahrung aus. Sie waren alle farbige Leute: Creolen, Indier, Mamelucken oder Mulatten. Kaum war der folgende Morgen angebro-

*) Ein noch unbeſchriebener kleiner Laubfroſch (Hyla luteola) von blaßgelblicher Farbe mit einem dunklern Striche durch das Auge.

**) Der Tronco iſt eine Strafe für die Soldaten. Er beſteht in einem langen auf die Kante ſenkrecht geſtellten Bret, worin der Reihe nach runde Löcher eingeſchnitten ſind, durch welche der Kopf des Delinquenten geſchoben wird; das Bret umſchließt den Hals, während der Menſch in horizontaler Stellung auf der Erde ausgeſtreckt liegen muß. Siehe von Eſchwege's Journal von Braſilien. Heft I. Seite 128.

chen, als die Neugierde uns hinaustrieb, um den Rio Doçe, den bedeutendſten Fluß zwiſchen Rio de Janeiro und Bahia zu ſehen; ſtolz und majeſtätiſch wälzte ſich jetzt der hochgefüllte Strom dem Meere zu; ſeine große Waſſermaſſe wogte in einem Bette hin, das uns noch einmahl ſo breit als das unſers Deutſchen Rheines, an ſeinen breiteſten Stellen, erſchien. Nach einigen Tagen war er jedoch ſchon wieder etwas von ſeinem hohen Stande gefallen. Nur in den Wintermonathen, beſonders im December, erreicht er jene beträchtliche Stärke; zu andern Zeiten, beſonders nach anhaltend trockener Witterung, erſcheinen überall Sandbänke in ſeiner Mitte, wovon man jetzt keine Spur erblickte. Seine Mündung iſt daher nie zugänglich, und große Schiffe können wegen der Untiefen und Sandbänke nicht einlaufen; ſelbſt Lanchas nur bey dem höchſten Waſſerſtande. Seinen Urſprung hat der Rio Doçe in der Capitania von Minas Geraës, wo er durch die Vereinigung des Rio Piranga mit dem Ribeirão do Carmo gebildet wird; erſt nach dieſer Vereinigung nimmt er den Nahmen Rio Doçe an *). Er durchſtrömt eine bedeutende Fläche Landes, und macht mehrere kleine Cachoeiras, wovon drey bald auf einander folgende die Escadinhas genannt werden. Die Ufer dieſes ſchönen Stromes ſind von einem dichten Urwalde bedeckt, der eine große Menge verſchiedener Thierarten ernährt. Hier findet man häufig den Anra (Tapirus americanus), zwey Arten von wilden Schweinen (Dicotyles, *Cuvier*), den Pecari oder Caytetu und den Porco de quechada branca (Taytetu und Tagnicati von Azara), zwey Arten von Rehen (den Guazupita und Guazubira des Azara), und über ſieben verſchiedene Katzen-Arten, wovon die gefleckte Unze (Yaguareté, *Azara*) und der ſchwarze Tieger (Yaguareté noir, *Azara*) die größten und gefährlichſten ſind. Allein weit furchtbarer und gefährlicher als dieſe Raubthiere und der Schrecken jener undurchdringlichen Wälder iſt der hier lebende Urbewohner, der rohe, wilde Botocude. Aus Mangel an Menſchen iſt dieſe Gegend noch ſehr wenig bevölkert, ſo daß bis jetzt noch bloß auf dem Fluſſe eine Communication unterhalten wird. Vor wenig Wochen hatte man zwar längs des ſüdlichen Ufers herab eine Picade (Waldpfad) eröffnet; allein ſie iſt jetzt noch lange nicht vollendet, und der Wilden wegen nur mit Bewaffneten zu paſſieren. Der Staats-Miniſter Conde de Linhares hatte ſein Auge be-

*) Siehe von Eſchwege's Journal von Braſilien, Heft I, S. 52.

ſonders auf dieſe fruchtbare, ſchöne Gegend gerichtet; er legte neue Militär-Poſten an, und erbaute acht oder zehn Legoas am Fluſſe aufwärts, die Povoação, die jetzt nach ihm Linhares benannt iſt, an der Stelle, wo ehemahls das erſte Quartel geweſen war. Er ſendete deſertirte Soldaten und andere Sträflinge hierher, um die neue Colonie zu bevölkern, und ohne Zweifel würden dieſe Anſiedelungen in kurzer Zeit ſich gehoben haben, wenn nicht der Tod jenen thätigen Miniſter zu früh abgerufen hätte. Seitdem iſt dieſe Gegend völlig in Vergeſſenheit gerathen, und werden nicht kräftigere Maßregeln ergriffen, ſo kann ſie bald völlig verödet ſeyn.

Wir ſehnten uns mit Ungeduld, den ſchönen Rio Doçe hinauf zu ſchiffen, um uns wo möglich von dem intereſſanten Schauplatze des Waldkrieges mit den Botocudos durch die eigene Anſicht zu unterrichten. Dennoch mußten wir wegen eines ungeſtümen Windes, der am 25. December die Waſſermaſſe des Fluſſes zu ſehr bewegte, auf den Rath der Soldaten, die Abreiſe noch um einen Tag verſchieben. Der folgende Morgen war warm und ſtill, und wir ſchifften uns daher mit Anbruch des Tages in einem langen Canoe ein, welches von ſechs Soldaten regiert wurde. Wir waren zuſammen neun Perſonen, alle wohl bewaffnet. Um den Rio Doçe bey ſeinem hohen Stande hinauf zu ſchiffen werden wenigſtens vier Mann erfordert, welche das Canoe mit langen Stangen (Varas) aufwärts ſchieben. Da ſich überall ſeichte Stellen finden, die in der trockenen Zeit Sandbänke bilden, ſo iſt auf dieſen, auch ſelbſt bey hohem Waſſer, immer Grund zu faſſen, und man kommt, wenn alle Umſtände möglichſt glücklich zuſammen treffen, in einem Tage, jedoch erſt Abends ſpät, nach Linhares. Das Wetter war ſehr günſtig, und als wir uns einmahl an das Schwanken des ſchmalen Canoes, welches die daſſelbe fortſchiebenden Soldaten durch ihr Umhergehen verurſachten, gewöhnt hatten, fanden wir die Fahrt ſehr angenehm. Als es völlig Tag wurde, ſahen wir den weiten Spiegel des reißenden Stromes in der Morgenſonne glänzen; die fernen Ufer waren mit finſtern Urwäldern ſo dicht bedeckt, daß auf der ganzen weiten Strecke, die wir beſchifften, auch nicht ein freyes Plätzchen erſchien, wo ein Haus hätte ſtehen können. Zahlreiche Inſeln verſchiedener Größe und Bildung treten aus der Waſſerfläche hervor; ſie ſind üppig grün mit Urwald bedeckt. Eine jede von ihnen hat ihren beſondern Nahmen; ihre Anzahl ſoll weiter aufwärts immer zunehmen. In ſeinem hohen Stande hat der Rio Doçe ein trübes, gelbes Waſſer, welches nach der allgemeinen Sage der Einwohner ſehr leicht Fieber erzeugen ſoll. Fiſche leben in Menge darin, ſelbſt der Sägefiſch (Priſtis Serra) ſteigt bis weit

über Linhares hinauf und bis in die Lagoa von Juparanán, wo er häufig gefangen wird. Aus den Wäldern ſchallt das Geſchrey einer Menge von Affen hervor, beſonders der Barbados (Mycetes urſinus), der Saüaſſú's (Callithrix perſonatus, *Geoffroy*) u. a. Eine der größten Zierden der Braſilianiſchen Wälder, der prachtvolle Arara (Pſittacus Macao, *Linn.*), bey uns in Europa gewöhnlich Aras genannt, war uns wild noch nie zu Geſicht gekommen; jetzt hörten wir laute, rabenartige Stimmen, und über die ſtolzen Kronen der Sapucaya-Bäume erhoben ſich dieſe prachtvollen Vögel. An ihrem langen Schweif erkannte man ſie von fern ſchon, und ihr brennend rothes Gefieder ſchimmerte unbeſchreiblich ſchön im Glanze der heitern Sonne. Perikitten, Maracaná's, Maitacca's, Tiriba's, Curica's, Camutanga's, Nandaya's und andere Arten von Papageyen ſtrichen laut ſchreyend in zahlreichen Schwärmen von Ufer zu Ufer, und die große ſtattliche Biſam-Änte (Anas moſchata, *Linn.*) ließ ſich am Ufer im Saume des Waldes auf dem Aſte eines Cecropia-Stammes nieder. Auf den Sandbänken (Corroas) ſaß der Verkehrtſchnabel (Rynchops nigra, *Linn.*) unbeweglich mit eingezogenem Halſe da; Tucane und der Curucuá (Trogon viridis, *Linn.*), ließen ihren lauten Ruf erſchallen. Bloß von dieſen wilden Thieren und den rohen Botocudos, die jedoch jetzt ſeltener ſind, werden die Ufer dieſes Stromes bewohnt. Anſiedler gibt es hier beynahe gar nicht; nur an zwey Orten haben einige wenige Menſchen, mit Waffen zu ihrer Vertheidigung hinlänglich verſehen, ſich niedergelaſſen. Sie führen immer eine Flinte bey ſich, wenn ſie nach ihren Pflanzungen gehen, und diejenigen von ihnen, die keine Gewehre beſitzen, haben wenigſtens einen Bodock, um mit Kugeln oder Steinen zu ſchießen. Die Botocudos laſſen ſich hier in den untern Gegenden des Fluſſes nur von Zeit zu Zeit, und durchſtreifend, ſehen. Gegen Mittag erreichten wir noch die kleine Inſel, welche man ihrer Geſtalt wegen Carapuça (Mütze) benannt hat. Hier ruheten unſere ermüdeten Schiffer, und wir fanden nun, daß es durchaus unmöglich ſey, heute Linhares zu erreichen. Um vor dem Zuge des reißenden Stromes geſichert zu ſeyn, ſchifften wir zwiſchen dem feſten Lande und einer Inſel hindurch in einen ſchmalen Canal, wo eine Menge von ſchönen Vögeln, beſonders von Papageyen, umher flogen, unter denen die prachtvollen rothen Araras in dem Scheine der untergehenden Sonne vorzüglich glänzten. Die Ufer dieſer Inſeln und des Canals waren größten Theils durch das hohe Fächerrohr (Ubá), deſſen Blumenſchaft die Botocudos zu ihren Pfeilen benutzen, noch dichter verflochten. Als der Abend anbrach, hielten unſere Soldaten Rath, ob es beſſer ſey,

auf der Ilha Comprida (der langen Inſel) oder einer andern zu übernachten. Die erſtere verwarf man, weil ſie nur durch einen ſchmalen, ſeichten Canal vom feſten Lande getrennt iſt, und wir deßhalb nicht ſicher vor einem Beſuche der Wilden geweſen ſeyn würden. Wir fuhren daher nach der Ilha de Gambin, wo vor Zeiten die Gouverneure zu übernachten pflegten, wenn ſie die Colonie am Rio Doçe beſuchten. Der jetzige Gouverneur hat dieſe Beſuche nicht fortgeſetzt, und wir fanden das Gebüſche am Ufer ſo dicht verwachſen, daß einer meiner Jäger mit dem Waldmeſſer erſt Platz hauen mußte, um den Fuß an's Land ſetzen zu können. Auf einer freyen Stelle, von welcher eine große Eule (Curuja) und eine Biſam-Änte, durch die unerwarteten Gäſte aufgeſchreckt, entflohen, loderte bald ein großes freundliches Feuer auf. Wir litten etwas von den unzähligen Moskiten, ſchliefen aber ruhig bis zum Morgen. Sehr früh am Tage verließen wir die Inſel, ſchifften den Fluß weiter aufwärts bey mehreren Inſeln vorbey, und in einen zwiſchen der Ilha Comprida und dem nördlichen Ufer des Fluſſes gelegenen Canal hinein; hier war der Trieb des Waſſers lange nicht ſo ſtark; allein wir fanden dagegen viele dürre, umgefallene Stämme und große Äſte, welche hinweggeräumt werden mußten, um die Fahrt fortſetzen zu können. Die Gebüſche und hohen Urſtämme, die dieſen Canal einfaſſen, ſind mannigfaltig und prachtvoll. Verſchiedene Arten von Cocos, beſonders die ſchlanke Cocos de Palmitto (an andern Orten Jissara genannt) mit ihrem hohen dünnen Schafte und der kleinen glänzend grünen, ſchön gefiederten Krone, zieren dieſe ſchattenreichen Wälder, aus deren dichten Verflechtung ſonderbare Lockſtimmen hervor ſchallten. Unten, nahe über dem Waſſer, blühten einige uns noch neue Prachtblumen, unter andern ein Convolvulus (oder eine verwandte Pflanze) mit beſonders großer weißer Blüthe, und ein bohnenartiges Gewächs aus der Diadelphia mit hochgelber großer Blume, die in dichten gedrängten Guirlanden das Gebüſch durchflochte. Ein Jacaré, ruhig im Schlamme ſich ſonnend, entfloh vor unſern Ruderſchlägen. Die fünfte Tafel (in der Quart-Ausgabe) iſt eine Abbildung der Schifffahrt in dieſem engen Canale, und ſie gibt dem Beſchauer einen ſehr lebendigen Begriff von der Üppigkeit und der Fülle dieſer herrlichen Natur. Wir erreichten jetzt mehrere Inſeln, wo man ſchon von Linhares aus Pflanzungen angelegt hatte; denn auf dieſen Inſeln allein iſt man ganz ſicher vor den Wilden, die keine Canoes haben, und deßhalb nur überſetzen können, wo der Fluß wenig Breite und Tiefe hat. Auf der Ilha do Boi (Ochſen-Inſel) wohnt der Guarda Mor, und auf der Ilha do

Bom Jeſus der Geiſtliche von Linhares. Gegen Mittag erblickten wir Linhares, und landeten, nachdem wir mit großer Anſtrengung den reißenden Strom durchſchnitten, und dabey zwey Stangen (Varas) zerbrochen hatten, am nördlichen Ufer. Als wir in Linhares angekommen waren, traten wir im Hauſe des Herrn Alferes Cardoſo da Roſa ab. Dieſer Officier commandirte die Poſtirung hier am Rio Doçe; er war jetzt gerade im andern Theile der Povoação jenſeits des Fluſſes auf der Fazenda von Bomjardim, wohin wir bald nach unſerer Ankunft ebenfalls eingeladen wurden. Wir ſetzten in einem leichten Canoe, von den Negern der Fazenda vortrefflich geführt, pfeilſchnell quer über den breiten, reißenden Fluß, und fanden eine ſehr freundſchaftliche biedere Aufnahme im Hauſe des Herrn Tenente João Felippe Calmon, wo wir eine muntere Geſellſchaft verſammelt fanden. Hier trafen wir auch den Herrn Alferes noch an, den wir von unſern Abſichten und dem Zwecke unſerer Reiſe unterrichteten. Wir nahmen die Fazenda in Augenſchein, bey welcher der Beſitzer das erſte Zucker-Engenho am Rio Doçe angelegt hat. Seine Pflanzungen von Zuckerrohr, Reiß, Mays, Mandiocca u. ſ. w. ſtanden im üppigſten Wuchſe; die Mandiocca gedeiht in dieſer Gegend am wenigſten. Herr Calmon hat durch ſeine Einſicht und Thätigkeit ſich um die hieſige Gegend ſehr verdient gemacht, indem er durch ſein Beyſpiel zur Bearbeitung des Bodens ermunterte. Mit 17 Sclaven — ſo viel hatte er wenigſtens jetzt — hat er ein beträchtliches Stück Wald ausgerodet, und durch ſeine vortrefflich gedeihenden Pflanzungen gezeigt, daß der Boden an dieſem Strome äußerſt fruchtbar und aller möglichen Cultur fähig ſey. Wir brachten hier einen Tag (den 28. December) ſehr vergnügt zu, da der Herr Alferes und Herr Tenente Calmon ſich beeiferten, uns angenehm zu unterhalten.

Linhares iſt bis jetzt eine ſehr unbedeutende Anſiedelung, ungeachtet, wie weiter oben geſagt worden iſt, der Miniſter Conde de Linhares ſich viele Mühe gegeben hatte, ſie empor zu bringen. Auf ſeinen Befehl wurden die Gebäude im Quadrate auf einem von Holz befreyten Platze nahe über dem Flußufer und einer ſteilen Thonwand errichtet. Die Häuſer des Ortes ſind klein, niedrig, mit Cocos- und Uricanna-Blättern gedeckt, von Lehm und unbeworfen. Eine Kirche exiſtirt hier noch nicht, man lieſet die Meſſe in einem kleinen Hauſe. Auf der Mitte des Quadrates, das die Gebäude bilden, hat man ein hölzernes Kreuz aufgeſtellt, und hat zu dieſem Endzwecke einen mäßig großen Sapucaya-Baum, der hier geſtanden, bloß abgeſchnitten und mit einem Querbalken verſehen.

Die Bewohner haben ihre Pflanzungen theils in dem das Dorf rund umgebenden Walde angelegt, theils auf den Inſeln im Fluſſe. Herr Tenente Calmon war jedoch der Erſte, und blieb bis jetzt der Einzige, welcher eine Fazenda und Engenho anlegte. Als er ſich hier, Linhares gegenüber, niederlaſſen wollte, nahm er etwa 30 bis 40 bewaffnete Leute, und ging auf die daſelbſt in Maſſe verſammelten Botocudos, die ihm den Platz ſtreitig machen wollten, los. Einer dieſer Wilden wurde getödtet; man ſah aber bald, daß man dieſe bey 150 Bogen ſtarke Horde durch Gewalt allein nicht vertreiben würde, ſchlug alſo einen andern Weg ein, bedrohte ſie im Rücken, und vertrieb ſie auf dieſe Art mit Liſt. Seitdem haben ſie ihn, während der drey Jahre, die er nun hier lebt, nicht mehr beunruhiget. Eben ſo wie auf ſeiner Fazenda der fruchtbare Boden, könnten auch hier bey etwas Handel die verſchiedenen koſtbaren Holzarten benutzt werden, welche dieſe Wälder in Menge anfüllen. Peroba, ein vortreffliches Schiffbauholz, wird zwar als ein Regal betrachtet; allein Herr Calmon erhielt die Erlaubniß, einige große ſchöne Seecanoes davon zu bauen, die er mit den Producten ſeiner Fazenda und mehreren vortrefflichen Hölzern, die ſchon öfters genannt worden ſind, nach Capitania und nach andern Orten ſendet.

Um dieſe Anſiedelung im Allgemeinen gegen die Angriffe und Grauſamkeiten der Botocudos zu ſchützen, hat man acht Deſtacamente oder Quartelle angelegt, die in verſchiedener Richtung in die großen Waldungen vorgeſchoben ſind; ſie ſollen zugleich, und ganz beſonders, die Handelsverbindungen decken, die man ſeit kurzer Zeit den Fluß aufwärts nach Minas Geraës hin zu eröffnen geſtrebt hat. Wirklich ſind ſchon Soldaten von dort herab gekommen, die in hinlänglicher Anzahl, wohl bewaffnet und mit dem Panzerrock (G bão d'armas) verſehen waren. Dieſe Panzerröcke, deren ſich auf allen Quartellen einige befinden, ſind eine unentbehrliche Bedeckung gegen die kräftigen Pfeilſchüſſe der Wilden. Sie ſind weit, von baumwollenem Zeuge und mit mehreren Lagen baumwollener Watte dicht geſteppt, haben einen hohen ſtehenden Kragen, der den Hals deckt, kurze Ärmel, die den Oberarm ſchützen, und reichen bis auf die Knie herab, ſind jedoch wegen ihrer Schwere, beſonders an heißen Tagen, höchſt läſtig. Ein Paar auf dieſe Art gerüſtete Soldaten ſtellt die Vignette dieſes Abſchnittes (in der Quart-Ausgabe) dar. Nicht leicht dringt, ſelbſt in der Nähe darauf abgeſchoſſen, der kräftigſte Pfeil in einen ſolchen Rock ein, und nie bleibt ihm ſo viel Kraft, den Körper bedeutend zu verwunden. Übrigens hat man zu dieſen Panzerröcken zu großes Vertrauen; denn man behauptete uns, ſelbſt eine

Kugel würde nicht eindringen. Ich ließ daher, um mich von der Wahrheit dieſer Verſicherung zu überzeugen, einen meiner Jäger auf 80 Schritt mit einer Pürſchbüchſe darauf ſchießen, und die Kugel durchbohrte beyde Seiten des Rockes, der noch dazu dicht ausgefüllt war. Es zeigte ſich indeſſen aus unſern weiteren Verſuchen allerdings, daß die ſchwerſten Schrotte auf 80 Schritt völlig platt geſchlagen auf die Erde herabfielen, ohne einzudringen, und daß dieſe Röcke alſo den Pfeilen hinlänglichen Widerſtand leiſten.

In Capitania und an andern Orten verfertiget man Panzerröcke von Seide, welche zwar leichter, aber auch weit koſtbarer ſind. Bey dem letzten Gefechte zu Linhares ward von einem beſonders ſtarken Botocuden ein äußerſt kräftiger Pfeil in geringer Entfernung auf einen der angreifenden Soldaten abgeſchoſſen. Er drang durch den feſten Rock, verletzte aber den Soldaten nur ſchwach in der Seite; jedes Mahl aber gibt doch ſelbſt ein abprallender Pfeil einen ſehr heftigen Stoß.

Von der Fazenda zu Bomjardim hat man in neuern Zeiten einen Weg nach dem Quartel do Riacho angelegt, der bey einer Lagoa vorbey zieht, welche den Nahmen Lagoa dos Indios trägt *). Dort befindet ſich ein zweytes Deſtacament, welchem man den Nahmen Quartel d'Aguiar gegeben hat. Hier wohnen einige Indiſche Familien, und acht Indiſche Soldaten verſehen den Dienſt. Die civiliſirten Indier dienen als Soldaten gegen ihre rohen Stammverwandten ſehr gut. Die Wilden haſſen ſie daher ſehr, und ſollen zuerſt nach ihnen ſchießen, weil ſie dieſe für Verräther an ihrem Vaterlande halten. Von Linhares etwas vorwärts in den Wäldern befindet ſich das Quartel ſegundo de Linhares (da man das Dorf Linhares ſelbſt als das erſte Quartel rechnet) mit 23 Soldaten; auf der ſüdlichen Seite des Rio Doçe errichtete man von Bomjardin aufwärts zwey Quartelle am Ufer. Das Quartel d'Anadya beſteht aus 12 Soldaten, und das am weiteſten vorgeſchobene Quartel von Porto de Souza hat 20 Mann. Zu Linhares ſind acht Panzerröcke, zu Porto de Souza vier, und im Quartel d'Anadya einer; die damit bekleideten Leute müſſen bey den Gefechten den erſten Angriff thun. Der commandirende Officier zu Linhares hat einen beſchwerlichen Dienſt; denn er muß alle Monathe ein Mahl, ohne Rückſicht auf Hitze oder Regen nehmen zu dürfen,

*) Auf dieſem Wege ſind nach meiner Anweſenheit in Linhares im Monathe April 1816 drey Soldaten von den Botocudos ermordet worden, worüber weiter unten eine nähere Nachricht gegeben wird.

die ganze Poſtirung bereiſen, welches einen Weg von 90 Legoas ausmacht. Herr Alferes Cardoſo da Roſa, welcher ſchon lange hier ſteht, läßt zur Sicherheit der Bewohner die Waldungen von den Quartellen aus durchſtreifen. Findet man Wilde, ſo ſind zwey ſchnell nacheinander gegebene Schüſſe das Signal, auf welches Alles, was ſchießen kann, hinaus eilt. Oft greifen aber auch die Wilden die Pflanzungen an, und haben auf dieſe Art ſchon mehrere Bewohner von Linhares getödtet. Noch im vergangenen Auguſtmonath (1816) widerfuhr dieß dem Quartel ſegundo de Linhares, wo indeſſen ein ſehr entſchloſſener Mineiro als Unter-Officier das Commando führte, und die Wilden zurückſchlug. Die jetzt zu Linhares lebenden Menſchen ſind größten Theils Soldaten mit einem Fähnrich, einem Chirurgen und einem Geiſtlichen, ſo wie einige wenige Pflanzer, welche ihren Unterhalt durch ihre Roſſen gewinnen. Der Geiſtliche, wie man ſagte, ein Günſtling des Gouverneurs Rubim zu Capitania, maßte ſich ein ihm nicht gebührendes Anſehen in der Colonie an, und miſchte ſich in alle Angelegenheiten, wenn ſie gleich mit ſeinen Amtsgeſchäften gar nicht in Berührung kamen; man fürchtete ihn um ſo mehr, da er abwechſelnd hier und in Villa de Victoria, in der Nähe des Gouverneurs, ſich aufhielt. Dieſe Colonie, aus der man leicht einen der wichtigſten Plätze der Oſtküſte machen könnte, wurde zur Zeit meiner Anweſenheit daſelbſt ſehr unzweckmäßig und ſtiefmütterlich behandelt. So mußten die Menſchen, welche von hier verreiſen wollten, immer erſt um eine Erlaubniß anſuchen; keine Familie durfte in drey Monathen mehr als eine Bouteille Branntwein conſumiren und dergleichen mehr. Jetzt wird dieſe Anſiedelung wohl ihrem Ende nahe ſeyn, wenn ſie nicht unterſtützt worden iſt; denn im Verfolge dieſes Reiſeberichtes wird ſich Gelegenheit finden zu erzählen, wie es ihr ſpäter erging.

Der Aufenthalt am Rio Doçe war unſtreitig einer der intereſſanteſten Puncte meiner Reiſe in Braſilien; denn an dieſem Fluſſe, der an herrlichen Natur-Scenen und an naturhiſtoriſchen Merkwürdigkeiten ſo reich iſt, findet der Naturforſcher auf lange Zeit Beſchäftigung und die mannigfaltigſten Genüſſe. Noch bedeutender würde aber ſeine Ausbeute ſeyn, wenn man ungehindert und gefahrlos jene noch undurchforſchten Wälder durchwandern könnte. Reitzendere Anſichten ſoll man ſelten finden, als z. B. die Lagoa de Juparanan *), ein großer Landſee, nicht weit von Lin-

*) Das Wort Juparanan oder eigentlich Juparaná kommt nicht aus der Sprache der Botocudos, welche dieſe Gegend jetzt bewoh-

hares, der mit dem nördlichen Flußufer durch einen ſchmalen Canal zuſammenhängt. Dieſes ſchönen See's wird ſchon in älteren Schriften erwähnt. Sebaſtiam Fernandes Tourinho, der 1572 zuerſt den Rio Doçe hinaufſchiffte, will in weſtlicher Richtung einen See gefunden haben, welches höchſt wahrſcheinlich dieſe Lagoa iſt, nur paßt die Richtung des in den Strom fallenden Baches, ſo wie die Cachoeira (Waſſerfall) nicht, und die Entfernungen ſind ebenfalls verſchieden. Man leſe hierüber Southey in ſeiner Geſchichte von Braſilien und Simam de Vasconcellos nach.

Herr Freyreiß, welcher einige Monathe ſpäter Linhares noch ein Mahl beſucht hat, theilte mir von ſeiner Fahrt nach dieſer Lagoa folgende Beſchreibung mit, die ich nach ſeinen eigenen Worten gebe: „Ein Canal, der ſelten mehr als 60 Fuß breit, der aber tief iſt und an 1½ Legoa lang ſeyn mag, führt zum großen fiſchreichen See. Die Ufer dieſes Canals ſind noch gegenwärtig die Wohnſitze der Botocuden oder der ehemahligen Aymores, die ungefähr in der Mitte des Canals einen Übergang aus Lianen hatten, den die Portugieſen unſchicklich Brücke nannten. Seit mehreren Jahren iſt dieſe Brücke von den Portugieſen durchgehauen, ohne daß die Anthropophagen es verſucht hätten, ſie wieder herzuſtellen oder eine neue zu ſpannen; und ſchon überließ man ſich, hierdurch getäuſcht, unkluger Sicherheit, als plötzlich Botocuden vor dem unweit Linhares an der Seite des Canals errichteten Quartel (Quartel ſegundo de Linhares) erſchienen, und einen Soldaten mit Pfeilen erſchoſſen. Dieſe Begebenheit hatte ſich wenige Tage vor unſerer Ankunft zugetragen; doch war dießmahl der Körper des Ermordeten den Botocuden nicht zu Theil geworden. Wegen dieſes Vorfalles und der unbeträchtlichen Breite des Canals wählen die Anſiedler des Rio Doçe gern die Nacht, wenn ſie den See der Fiſcherey wegen beſuchen. Der von hüglichen Ufern eingeſchloſſene See hat etwa 7 Legoas Länge von SO. nach NW., eine halbe Legoa Breite, und kann 16 bis 18 Legoas im Umfange halten. Seine Tiefe iſt ungleich, beträgt aber an mehreren Stellen 8 bis 12 Klafter. Dieſe große Waſſermaſſe wird durch ein Flüßchen und mehrere Bäche gebildet, die NNW. ſich in den See ergießen. Bey Lin-

---

nen, ſondern aus der Lingoa geral, und Paraná bedeutet Meer oder großes Waſſer. Auf Arrowſmith's Karte iſt dieſe Lagoa nicht angegeben; Faden hingegen hat ſie unter dem richtigen Nahmen angemerkt, ihre wahre Lage aber verfehlt.

hares ergießt er dieſen Zufluß durch den vorerwähnten Canal in den Rio Doçe; wächſt aber beträchtlich, wenn durch ſtarke Südwinde dieſer Ausfluß zum Theile gehindert wird. Das Bette und die Ufer des Sees ſind feiner Sand, in dem hier und da eiſenſchüſſige Sandſteine gefunden werden. Ungefähr 4 Legoas vom Eingange entfernt, erhebt ſich eine anmuthige kleine Inſel von Granit, die von den Wilden wegen ihres Abſtandes von den Ufern nicht beſucht wird, und deßwegen den Fiſchern einen ſichern Aufenthalt gewährt."

Vasconcellos nennt ſchon im Jahre 1662 unter den Stämmen der Tapuyas am Rio Doçe auch Aymores (Botocuden), Puris und Patachos, und obgleich die erſtern eigentlich dieſe Gegend beherrſchen, ſo ſtreifen doch zuweilen auch die andern bis hierher. Derſelbe Reiſebeſchreiber bemerkt ſchon ſehr richtig, daß einige der Aymores oder Botocudos beynahe ſo weiß ſind, als die Portugieſen. Der traurige Krieg, welcher am Rio Doçe gegen die Botocudos geführt wird, macht es unmöglich, dieſe merkwürdigen Menſchen näher kennen zu lernen; bekommt man ſie hier zu ſehen, ſo muß man ſich ſogleich auf einen Pfeil gefaßt machen. Weiter nördlich am Rio Grande de Belmonte lebt man in Frieden mit ihnen; dort kann man ſie ohne Gefahr beobachten, und ich verſpare daher alle Nachrichten über dieſen intereſſanten Stamm der Urbewohner bis zur Beſchreibung meines Aufenthaltes in jener Gegend.

Für den Jagdliebhaber iſt der Aufenthalt zu Linhares ſehr angenehm; denn am frühen Morgen bey Anbruch des Tages kommen die Affen den Häuſern der Bewohner ſo nahe, daß man nicht weit nach ihnen zu gehen braucht; Papageyen ſammeln ſich in großen Schaaren, und die prachtvollen Araras werden in der kälteren Jahreszeit durch gewiſſe Arten von Früchten herbey gelockt. Dieſe großen, ſchönen Papageyen pflegen gewöhnlich alljährig in demſelben Baume zu niſten, wenn ſie ein Mahl einen recht ſtarken ausgehöhlten Aſt oder Stamm gefunden haben. Sie werden häufig geſchoſſen; ihr Fleiſch ißt man, die Schwungfedern benutzt man zum Schreiben, und die Wilden befiedern ihre Pfeile, oder ſchmücken ſich auch wohl ſelbſt damit. Es wird in ſolchen ſelten beunruhigten Wildniſſen nicht ſchwer, ein ganzes Canoe mit Jagdbeute angefüllt am Abend heim zu bringen; allein bey dieſen Jagdzügen iſt es nöthig, vor den Wilden beſtändig auf ſeiner Huth zu ſeyn. Durch öftere Übung ſind die Soldaten zu Linhares ſehr bekannt mit der Art, die Wilden im Walde zu verfolgen; dennoch müſſen ſie Alle eingeſtehen, daß die Botocudos weit beſſere Jäger ſind, und den Wald weit beſſer kennen, als ſie, und es iſt daher die höchſte Vorſicht bey jenen Ge-

Digitized by Google

fechten und Waldunternehmungen nöthig. Im Allgemeinen hält man die Mineiros (Bewohner von Minas Geraës) für die beſten Wilden-Jäger, da ſie mit dieſer Lebensart und dem kleinen Waldkriege ſehr vertraut und zugleich ein herzhafter, ſtarker Schlag von Menſchen ſind. Auch hier zu Linhares ward die letzte bedeutende Entrada gegen die Botocudos im vergangenen Auguſtmonath durch den Guarda Mor geführt, der ein Mineiro, und von Minas Geraës hierher verbannt war. Man machte uns hier ein Geſchenk mit Waffen und Zierrathen der Botocudos; auch both man uns ſogar ein kleines Kind an, welches zu Bomjardin erzogen wurde, nachdem ſeine Mutter bey einem Gefechte getödtet worden war. Als wir den Zweck unſeres Aufenthaltes in Linhares erreicht hatten, nahmen wir Abſchied von da, um unſere Reiſe weiter nördlich längs der Küſte fortzuſetzen. Wir ſchifften uns in einem bequemen großen Canoe ein, welches Herr Tenente Calmon uns geliehen hatte; auch war der zuvorkommende Eigenthümer ſelbſt ſo gefällig uns zu begleiten. Bey unſerer Hinabfahrt beſuchten wir den Herrn Guarda Mor auf der Ilha do Boi, wo er ſchöne Pflanzungen von Milio und Mandiocca angelegt hat. In ſeinem Hauſe erkannten wir bald, daß er ein Mineiro iſt; denn er lebte mehr von Milio- als von Mandiocca-Mehl, eine charakteriſtiſche Gewohnheit der Einwohner jener Provinz. Um den Milio zu Mehl zu ſtoßen, bedient man ſich einer Maysſtampfe, die man Preguiza (Faulthier) nennt. Der Engländer Mawe hat ſie in der Beſchreibung ſeiner Reiſe nach Tejuco abgebildet *). Unſer ſicheres, bequemes Canoe, mit einem Verdeck von Tüchern verſehen, und mit mancherley Lebensmitteln ausgerüſtet, brachte uns in vier Stunden bis zur Barra des Rio Doçe nach Regençia hinab, eine Fahrt, auf welcher wir aufwärts 1½ Tag zugebracht hatten.

*) *J. Mawe's* travels etc. Seite 134 mit dem Kupferſtiche unter dem Nahmen Sloth.

VIII.

Reiſe vom Rio Doçe nach Caravellas zum Fluſſe Alcobaça und nach Morro d'Arara am Mucuri zurück.

Quartel de Juparanán da Praya. — Fluß und Barra von S. Matthaeus. — Mucuri. — Villa Viçoza. — Caravellas. — Ponte do Gentio am Fluſſe Alcobaça. — Aufenthalt daſelbſt.

Nachdem wir mit unſern Freunden die Nacht auf dem Quartel zu Regençia zugebracht hatten, ſetzten wir am folgenden Morgen (am 30. December) mit vieler Mühe unſere Maulthiere in dem großen Canoe über den Fluß. Wir folgten ihnen alsdann ſelbſt nach, und ritten Nachmittags, begleitet von den beyden Herren aus Linhares noch zwey Legoas längs der öden Sandküſte, und langten auf dem Quartel de Monſerra oder de Juparanán da Pray an, wo ſieben Soldaten ihren Poſten haben. Hier bey dem Quartel befindet ſich eine ſchmale, lange Lagoa, die man Lagoa de Juvaranán da Praya nennt, zum Unterſchiede von dem weit beträchtlichern Landſee unweit Linhares. In der Zeit des hohen Waſſers hat dieſe Lagoa hier an der Küſte einen ſtarken Abfluß in die See, über welchen man alsdann mit dem Canoe überſetzen muß; allein jetzt war er ſchon verſiegt, und unſere Laſtthiere konnten ihn trocknen Fußes mit ihrer Ladung paſſieren. Das Quartel liegt auf der Sandküſte unmittelbar an der See; nahe dahinter dehnt ſich die ſchmale Lagoa aus, und jenſeits erhebt ſich finſterer Wald, in welchem wir eine Menge wilde Cocospalmen unterſchieden. Dort in der Nähe haben die Soldaten einige Pflanzungen angelegt, wo ſie hinlänglich für ihren Bedarf Mandiocca, Mays und ſelbſt ſchöne Waſſermelonen (Melançias) bauen. Sie

haben dabey Canoes und vermehren ihren Unterhalt durch Jagd und Fiſcherey. Wir fanden hier einen alten merkwürdigen Mann, einen gewiſſen Simam (Simon), der ſchon viele Jahre in völliger Einſamkeit in einem kleinen Häuschen in der Nähe dieſes Quartels lebt, und nicht die mindeſte Furcht vor den Wilden hat. Obgleich dieſer Mann ſchon ſehr alt iſt, ſo beſitzt er dennoch einen ſeltenen Grad von Körperkraft und Munterkeit, weßwegen ihn alle Nachbarn lieben. Er baut ſeine Pflanzungen ſelbſt, iſt ein erfahrner Jäger und Fiſcher, und kennt die umliegende Gegend genau. Wir beſuchten ihn mehrere Mahl in ſeiner kleinen Eremitage, und fanden ihn, bey ſeinen beſchränkten Bedürfniſſen, nicht nur völlig zufrieden mit ſeiner Lage, ſondern auch ſo aufgeräumt und luſtig, daß ſeine Heiterkeit ſich über die ganze ihn umgebende Geſellſchaft verbreitete. Er beſchenkte uns mit dem Felle des großen Ameiſenbären (Myrmecophaga jubata, *Linn.*) hier Tamandua Cavallo genannt, den er kürzlich getödtet hatte. Zu Monſerra erhielten wir noch mehrere naturhiſtoriſche Seltenheiten, wie z. B. den Scarabaeus Hercules, den größten Käfer von Braſilien, den ein Soldat gefangen hatte und noch lebendig brachte. Späterhin brachte uns einmahl auch ein Mann vier oder fünf Köpfe von dieſem ſeltenen Käfer, und als ich ihn wegen der kläglichen Verſtümmelung dieſes intereſſanten Gegenſtandes befragte, erfuhr ich, daß die Damen dieſe Köpfe, an manchen Orten um den Hals gehängt, als Putz zu tragen pflegen. Um durch eine wüſte, von Menſchen unbewohnte Wildniß, 18 Legoas weit nach S. Matthaeus, das erforderliche Geleit zu erhalten, hatten wir den Herrn Alferes, unſern Begleiter, um zwey Soldaten gebethen, da die Papiere, die wir vom Miniſter Conde d' Aguiar erhalten hatten, uns ausdrücklich dieſe Unterſtützung in Anſpruch zu nehmen erlaubten. Dieſe Papiere hatten wir dem Gouverneur zu Capitania vorgezeigt, und ihn um die nöthigen Leute zur Fortſetzung der Reiſe erſucht. Wir erhielten hierauf ein Schreiben von ihm an den Alferes zu Linhares, worin er dieſem befahl, uns einen einzigen Soldaten zu bewilligen. Bey der Weite des Weges nach S. Matthaeus und der Unſicherheit desſelben, ſchien es indeſſen dem Officiere ſelbſt bedenklich, den einen Mann bey ſeiner Rückkehr der Gefahr auszuſetzen; unſer Zureden beſtimmte ihn völlig, und wir erhielten zwey Soldaten zu Begleitern. Später erfuhren wir aber, daß ihn der Gouverneur mit einem langen Arreſte ſehr unbillig beſtraft habe, und wir bedauerten es herzlich, dieſem braven Manne eine ſo ungerechte, harte Behandlung zugezogen zu haben.

Nachdem wir von unſern gütigen Reiſegefährten Abſchied ge-

nommen hatten, folgten wir der einförmigen Seeküſte heute noch 6 bis 7 Legoas. Unſere beyden Soldaten, ein Neger und ein Indier, hielten ſich ſehr oft auf, um Schildkröten-Eyer aus dem Sande hervor zu graben, womit ſie ihre Torniſter anfüllten. Ob uns dieſes gleich unangenehm war, weil ſie durch ihr Zurückbleiben unſere Reiſe aufhielten, ſo hatten wir Abends dennoch alle Urſache uns darüber zu freuen. Das Gebieth vom Rio Doçe bis zum S. Matthaeus iſt, wie ſchon geſagt, eine menſchenleere öde Wüſte, wo ſelbſt an den meiſten Plätzen kein Trinkwaſſer zu finden iſt; man darf daher die wenigen Stellen, an denen man dieſes nöthige Bedürfniß finden kann, nicht verfehlen, und aus dieſem Grunde iſt hier ein des Weges kundiger Führer ſehr nothwendig Leider hatte noch keiner unſerer Soldaten dieſe Reiſe gemacht! Den erſten Waſſerplatz, Caçimba de S. Joâo genannt, verfehlten wir; den zweyten aber, eine Lagoa in einer kleinen Thalvertiefung ſeitwärts vom Wege, die den Nahmen Peringa hat, fanden wir am Mittage, da wir uns nach allen Richtungen vertheilt hatten, um Waſſer aufzuſucheu; er gab uns und unſern Thieren einige Erfriſchung. An der Stelle, wo wir am Abende bleiben mußten, war aber alles Suchen nach Waſſer ganz vergebens; wir fanden keines, und konnten deßhalb auch unſere mitgebrachten Proviſionen nicht benutzen; — da dieſe harten Speiſen nur durch Waſſer genießbar gemacht werden. Es blieb uns daher nichts übrig, als unſern Hunger mit ein wenig trockenem Maysmehle und den glücklicher Weiſe von den Soldaten geſammelten Schildkröten-Eyern, die man in Seewaſſer abkochen konnte, zu ſtillen. Als man ſich beſchäftigte dieſes herbey zu hohlen, und Treibholz auf dem Strande zu ſammeln, fanden wir, welche Merkwürdigkeit! in geringer Entfernung von unſerm Feuer, eine coloſſale Seeſchildkröte (Testudo Mydas, *Linn.*), die eben im Begriffe war, ihre Eyer zu legen; erwünſchter konnte unſerer hungrigen Geſellſchaft nichts begegnen; das Thier ſchien abſichtlich hierher gekommen zu ſeyn, um für unſere Mahlzeit zu ſorgen. Unſere Gegenwart ſtörte ſie nicht bey ihrem Geſchäfte; man konnte ſie berühren, und ſogar aufheben, wozu aber vier Mann nöthig waren. Bey allen den lauten Zeichen unſeres Erſtaunens, und den Berathſchlagungen, was man wohl mit ihr anfangen ſollte, gab ſie kein anderes Zeichen von Unruhe, als ein Blaſen, wie etwa die Gänſe thun, wenn man ſich ihrem Neſte nähert. Sie arbeitete mit ihren floſſenartigen Hinterfüßen langſam in der einmahl begonnenen Art fort, indem ſie gerade unter ihrem After ein cylinderförmiges etwa 8 bis 12 Zoll breites rundes Loch in den Sandboden aushöhlte; die herausgenommene Erde warf ſie

äußerſt geſchickt und regelmäßig, ja gewiſſer Maßen im Tacte, zu beyden Seiten neben ſich hin, und fing alsdann ſogleich an ihre Eyer zu legen.

Einer unſerer beyden Soldaten legte ſich ſeiner ganzen Länge nach neben der Verſorgerinn unſerer Küche auf die Erde nieder, griff in die Tiefe des Erdloches hinab, und warf die Eyer beſtändig heraus, ſo wie die Schildkröte ſie legte; auf dieſe Art ſammelten wir in einer Zeit von etwa 10 Minuten an 100 Eyer. Man berathſchlagte nun, ob es zweckmäßig ſey, dieſes ſchöne Thier unſern Sammlungen einzuverleiben; allein das große Gewicht der Schildkröte, für welche man ein beſonderes Maulthier einzig und allein hätte beſtimmen müſſen, und überdieß die Schwierigkeit, die ungefügige Laſt aufzuladen, beſtimmte uns, ihr das Leben zu ſchenken, und mit ihrem Tribute an Eyern uns zu begnügen; die Vignette des 8. Abſchnittes (in der Quart-Ausgabe) gibt eine genaue Vorſtellung dieſer originellen Scene. Dieſe coloſſalen Thiere, die Midas- und die weichſchalige Schildkröte (Testudo Mydas und coriacea), ſo wie die Testudo Caretta oder die Cauane, legen beſonders in dieſen unbewohnten Gegenden der Küſte, zwiſchen dem Riacho und dem Mucuri, ihre Eyer in den wärmſten Monathen des Jahres in den Sand; ſie ſteigen dazu in der Abenddämmerung an's Land, ſchleppen ihren ſchweren Körper auf die Sandküſte hinauf, höhlen ein Loch aus, legen ihre Eyer hinein, füllen es wieder mit Sand an, den ſie feſt ſtampfen, und eilen ein oder zwey Stunden nach Untergang der Sonne dem Meere ſchon wieder zu. Auch dieſe Schildkröte, die uns ſo reichlich verſorgt hatte, fanden wir nicht mehr, als wir nach einigen Stunden auf den Strand zurück kehrten; ſie hatte ihr Loch verdämmt, und ihre breite Spur im Sande zeigte, daß ſie ihrem Elemente wieder zugekrochen war. Eine einzige dieſer Schildkröten kann einer ganzen Geſellſchaft mit ihren Eyern eine hinreichende Mahlzeit verſchaffen; denn die Midas-Schildkröte ſoll gewöhnlich 10 bis 12 Dutzend, und die weichſchalige, welche den größten Umfang erreicht, 18 bis 20 Dutzend auf einmahl legen. Dieſe Eyer ſind ein ſehr nahrhaftes Eſſen, und werden daher an den öden, unbewohnten Küſten von den Indiern, und in der Nähe der Colonie ſelbſt von den Weißen begierig aufgeſucht.

Unſere frugale Abendmahlzeit war ſehr ſchnell abgethan; nach derſelben zündeten wir zwiſchen den Geſträuchen von Zwergpalmen mehrere kleine Feuer an, um die Raubthiere von unſern Maulthieren abzuhalten. Am andern Morgen fanden wir im Sande die friſchen Spuren der großen Katzen, die während der Nacht hier herum getrabt waren. Nach der Verſicherung des alten Simam ſoll in

dieſer Gegend der ſchwarze Tieger oder die ſchwarze Unze (Felis braſilienſis), der Yaguareté noir des Azara, nicht ſelten ſeyn; die Portugieſen nennen ihn Tigre oder Onça preta, ſchwarze Unze. Koſter in ſeiner Reiſe erwähnt ebenfalls dieſes furchtbaren Raubthieres *), nennt es aber Felis discolor, — eine unpaſſende Benennung, da das ganze Thier wirklich nur Eine Farbe hat. Am richtigſten kann man dieſe Katzenart von ihrem Vaterlande benennen, da ſie ausſchließlich in Braſilien gefunden wird; ſelbſt Azara ſagt uns, daß ſie in Paraguay nicht vorkomme. Wir vermutheten die Stimmen dieſer Raubthiere zu vernehmen; allein unſer Schlaf wurde nicht unterbrochen, und am folgenden Morgen brachen wir früh wieder auf. Der 1. Jänner, welchen in unſerm Vaterlande Schnee und Eis zu bezeichnen pflegen, brachte uns hier ſchon früh um 7 Uhr warme Sonnenſtrahlen, und am Mittag eine ſeltene, unerträgliche Hitze. Wir hatten am vergangenen Abend, da uns der Durſt ſo ſehr plagte, nicht ſehr weit von einem trinkbaren Waſſer uns gelagert ohne es zu wiſſen; denn kaum waren wir eine Stunde geritten, als wir die Barra ſeca erreichten, den Ausfluß einer Lagoa in das Meer, die zu gewiſſen Zeiten ſo klein wird, daß ſie von demſelben längs der Küſte hin völlig getrennt iſt, ſo daß man trocknen Fußes an der See hinreiten kann. Allein jetzt ſtand ihr Waſſer noch hoch, daher mußten wir ihre tiefe, reißende Mündung paſſieren, welches einen langen Aufenthalt verurſachte. Man lud alle Laſtthiere wieder ab; die des Waſſers kundigen Indier und Neger entkleideten ſich, und nachdem ſie auf ihren Köpfen die Kiſten an das jenſeitige Ufer geſetzt hatten, wurden auch wir Europäer ſämmtlich hinüber getragen. Jenſeits fanden wir die Ruine der Hütte eines hier ehemahls unterhaltenen Quartels oder Militär-Poſtens, in deren Nähe ſich gutes trinkbares Waſſer befand. In dieſer Gegend hatten einige Indier übernachtet, wahrſcheinlich um Schildkröten-Eyer zu ſuchen und zu fiſchen, da die Barra ſeca ſehr fiſchreich iſt; auch befinden ſich in ihrer Nähe große Campos (offene von Wald entblößte Stellen), die zur Viehzucht ſehr geeignet ſind. Die Hütten (Ranchos) jener Indier, von Palmblättern, waren noch zu ſehen. In der Mittagsſtunde gelangten wir zu einer Erdhöhle, in welcher ſich eine Quelle von klarem, friſchem Waſſer befand, eine Entdeckung, die in dieſem Augenblicke von unſchätzbarem Werthe für uns war. Der Abend und die folgende Nacht wurden wieder in der Wüſteney an der Küſte zugebracht; hier bildete an

*) *Koster's* travels p. 102.

einzelnen Stellen im tiefen Sande die Remirea littoralis einiges Gras, in Menge aber wachſen hier die Zwergpalmen, hinter welchen tiefer in's Land hinein der hohe Wald ſich erhebt. Nur die Spuren der Raubthiere im Sande zeigen, daß hier einige lebende Weſen zuweilen umher wandeln. Wir hatten hier kein Trinkwaſſer, und daher auch beynahe nichts zu eſſen. Bey Annäherung der Nacht wurde eine ſtarke ſichere Hütte von Cocosblättern vollendet, woran wir ſämmtlich gearbeitet hatten. Wir hofften darin von der Ermüdung des Tages auszuruhen; allein unzählige Moskiten quälten uns dermaßen, daß an Schlaf nicht zu denken war. Unglücklicher Weiſe konnten wir uns auch vor ihnen nicht in's Freye retten, weil ein heftiger Gewitterregen herab ſtürzte. Am folgenden Morgen fand ſich, daß alle unſere Laſtthiere, um Waſſer zu ſuchen, bis zu der Quelle zurück gelaufen waren, wo ſie am vergangenen Mittage ihren Durſt gelöſcht hatten; wir verloren daher einen halben Tag, ehe wir ſie wieder herbey hohlen konnten; glücklicher Weiſe hatten ſich unſere Reitmaulthiere mehr in unſerer Nähe gehalten; wir bekamen ſie daher eher wieder, und ritten einſtweilen voran. Am Abende erreichten wir die Barra des S. Matthaeus, eines mäßigen Fluſſes mit angenehmen Ufern von Mangue- (Conocarpus- und Avicennia-) Gebüſchen, und weiter hinauf von Wald umgeben. Ein Paar Lanchas (kleine Seefahrzeuge) lagen am ſüdlichen Ufer vor Anker; am nördlichen befindet ſich die Povoaçâo, die den Nahmen Barra de S. Matthaeus trägt, und welche aus 25 Feuerſtellen beſteht. Der Fluß kommt aus den Urwäldern herab, die mit freyen Tapuyas angefüllt ſind, macht mehrere kleine Cachoeiras, und iſt etwa 9 Legoas aufwärts für Sumaca's ſchiffbar. Seine Ufer ſind die fruchtbarſten der Comarca, da die Ameiſen hier wenig Schaden anrichten ſollen; auch findet man in ſeinen Wäldern viel Jacarandá, Vinhatico, Putumujú, Çergeira und andere nützliche Holzarten. Er nimmt mehrere kleine Flüſſe auf, unter welchem der Rio de Sta. Anna, der Rio Preto oder Mariricú und S. Domingos die beträchtlicheren ſind. Er war jetzt ſtark, da gerade die Fluth eintrat, und Niemand wollte daher auf unſer Rufen und Schießen hören, um uns mit einem Canoe abzuhohlen. Wir irrten lange in Gebüſchen und in tiefem Sande umher, und ſchon hatten wir uns beynahe in unſer trauriges Schickſal, die Nacht hier ohne Feuer und Lebensmittel zubringen zu müſſen, ergeben, als ein Canoe, von zwey Negerſclaven geführt, herüber kam und uns einnahm. Unſere Tropa kam erſt ſpät in der Nacht an; ſie konnten jenen Bivouac eher ertragen, da ſie Lebensmittel,

Feuer und wollene Decken mit ſich führten, und eine ſchöne Quelle unweit der Seeküſte ihrem Durſte Befriedigung gab.

In der kleinen Povoaçâo zu Barra de S. Matthaeus traten wir in einer Venda ab, deren Eigenthümer Capitam Regente genannt wurde. Unſere Papiere und die Empfehlungen des Miniſters verſchafften uns überall eine ſehr gute Aufnahme. Die Barra des Fluſſes S. Matthaeus liegt nach Arrowſmith 18¼ Grad, nach Andern unter 18 Grad 50 Min., oder wohl gar noch etwas hiervon abweichend; es ſcheint indeſſen die letztere Beſtimmung richtiger zu ſeyn, da an der Stelle, wo jene Karte den S. Matthaeus angibt, der Fluß Mucuri in die See fallen muß. Etwa acht Legoas aufwärts iſt die Villa de S. Matthaeus erbaut, deren Lage wegen einiger Sümpfe nicht die geſundeſte ſeyn ſoll. Sie hat etwa 100 Feuerſtellen, und zählt in ihrem Diſtricte an 3000 weiße und farbige Einwohner. Als eine der neueſten Villa's der Comarca von Porto Seguro iſt ſie in erfreulicher Aufnahme. Ihre Bewohner bauen viel Mandiocca; man führt jährlich etwa 6000 Alkeren Farinha aus; außerdem aber auch Breter aus den benachbarten Urwäldern. Nur etwa acht Legoas von Villa de S. Matthaens aufwärts findet man noch bebautes Land, nähmlich bis zum Quartel von Galveyas, die letzte Schutzanlage gegen die Wilden. Etwa eine halbe Legoa von der Barra aufwärts befindet ſich die Indier-Povoaçâo von Sta. Anna, die aus etwa 20 Indiſchen Familien zuſammen geſetzt iſt, und an 70 Köpfe zählt. Bald nach unſerer Abreiſe von hier wurde in Sta. Anna ein Botocude getödtet. Dieſer Getödtete war ein bejahrter Mann, der in den Ohren und in der Unterlippe große Holzpflöcke trug. Herr Freyreiß, der im Monathe Februar dieſe Gegend noch ein Mahl beſuchte, nahm deſſen Kopf mit, und es befindet ſich derſelbe jetzt in den Händen des Herrn Profeſſor Sparrmann.

In den Wäldern an den Ufern des S. Matthaeus gibt es noch ſehr viele unciviliſirte Indier (Tapuyas oder Gentios), die hier ſämmtlich mit den Weißen im Kriege leben. Noch in dem letztverfloſſenen Jahre kamen 17 Perſonen durch ſie um's Leben. Auf dem nördlichen Ufer ſtreifen Patachos, Cumanachos, Machacalis (von den Portugieſen auch Machacaris genannt; ſie ſelbſt ſollen das r nicht gut ausſprechen können) und andere bis Porto Seguro hin. Auch die Botocudos ziehen hier häufig herum, und ſollen hauptſächlich das ſüdliche Ufer in Beſitz haben; ſie werden von den andern Stämmen gefürchtet, und gelten als Feinde der übrigen, die, ihrer geringern Zahl wegen, gegen ſie gemeinſame Sache machen.

Auf einer Fazenda, weiter aufwärts am Fluſſe, wurden die Pflanzungen von den Wilden häufig beraubt; da erſann der Beſitzer derſelben ein ganz eigenes Mittel, ſich dieſer feindlichen Gäſte zu entledigen. Er lud eine eiſerne Kanone, die ſich auf der Fazenda befand, mit gehacktem Bley und Eiſen, brachte ein Flintenſchloß daran an, ſtellte ſie auf dem ſchmalen Pfade, welchem die Wilden immer in Colonne zu folgen pflegten, auf, und legte ein Holz über dieſen Weg, mit welchem der Abzug des Schloſſes durch eine Schnur in Verbindung ſtand. Die Tapuyas erſchienen in der Dämmerung, traten auf das Holz, und die Exploſion erfolgte, wie man beabſichtiget hatte. Als man herbey eilte, um den Erfolg zu ſehen, fand man die Kanone zerſprungen, und an 30 Indier getödtet und verſtümmelt, theils noch auf dem Platze, theils hier und da im Walde zerſtreut. Das Geheul der Entfliehenden ſoll man weit in der Gegend gehört haben. Seit dieſer fürchterlichen Niederlage ſoll die Fazenda nie wieder heimgeſucht worden ſeyn.

Am Fluſſe S. Matthaeus, deſſen urſprünglich Braſilianiſcher Nahme Cricaré iſt, findet man eine naturhiſtoriſche Seltenheit, die heut zu Tage nur in ſehr wenigen Flüſſen der Oſtküſte gefunden wird; dieſes iſt der Manati (Peixe Boi der Portugieſen). Über die Naturgeſchichte dieſes ſonderbaren Thieres ſchwebt noch manche Dunkelheit; beſonders iſt ſein innerer Bau noch immer nicht gehörig unterſucht. Es findet ſich in dieſem Fluſſe ziemlich häufig, ſoll aber auch in die See gehen, und längs der Küſte hin zuweilen in andere Flüſſe ſteigen; ſo hat man es z. B. im Alcobaça gefangen. Der Manati liebt zu S. Matthaeus beſonders eine Lagoa oder ein Binnenwaſſer mit vielem Rohr und Gras bewachſen. Die Jagd deſſelben iſt nicht ohne Schwierigkeit. Der Jäger fährt mit einem kleinen Canoe vorſichtig und ohne Geräuſch zwiſchen dem Graſe und Schilf umher; erblickt er das Thier mit dem Rücken über dem Waſſer, wie es gewöhnlich erſcheint, wenn es mit Graſen beſchäftiget iſt, ſo nähert er ſich ihm behuthſam, und wirft einen an einem Stricke befeſtigten Harpun nach ihm ab. Der Manati gibt viel Thran und ſein Fleiſch iſt beliebt. Der Paukenknochen aus dem Ohre wird von dem unwiſſenden Volke als ein wirkſames Arzeneymittel aufgehoben und theuer verkauft. Ob ich gleich während eines drey- bis viermonathlichen Aufenthalts in dieſer Gegend wiederhohlt die größten Verſprechungen machte, um ein ſolches Thier zu erhalten, ſo wurden meine Hoffnungen doch nicht erfüllt, und ich mußte mich mit der Anſicht der ausgeſtopften Manati's begnügen, welche ich bey meiner Rückkehr aus Braſilien im Naturalien-Cabinett zu Lisboa ſah.

Digitized by Google

Außer dieſer ſonderbaren Thierart ernährt der Fluß S. Mattaeus eine große Menge von Fiſchen. Mehrere Arten einer Gattung, die man Piau nennt, beſonders die eine, welche von ihrer Nahrung Piau de Capim (Gras-Piau) genannt wird, finden ſich zur Zeit des hohen Waſſers beſonders auf überſchwemmten Grasplätzen ein. Hier fahren die civiliſirten Indier mit ihren kleinen leichten Canoen umher, und ſchießen dieſe Fiſche mit Pfeilen. Dieſe Art von Fiſchjagd findet man an vielen Orten unter den Indiern. Der dabey gebräuchliche Bogen iſt 2½ bis 3 Fuß lang, und von der Größe des Kugelbodocks; der etwa 3 Fuß lange Pfeil iſt von Taquara (Rohr) und mit einer Spitze von Holz oder von Eiſen, welche an jeder Seite einen Widerhaken hat, verſehen.

Etwa eine halbe Legoa von S. Matthaeus ergießt ſich der kleine Fluß Guajintiba in die See. Auf dieſem pflegt man ſich einzuſchiffen, und drey Legoas nach der Fazenda von As Itaúnas zu machen, welche dem Ouvidor der Comarca von Porto Seguro, Marcelino da Cunha gehört. Der kleine aber jetzt ſtarke Fluß hat dicht mit Gebüſche bewachſene Ufer; am häufigſten ſieht man, beſonders nach der See hinab, die Mangue-Gebüſche, deren Rinde mit Vortheil zum Gärben der Häute benutzt wird. Das Waſſer des Fluſſes iſt dunkelbraun, wie an den meiſten kleinen Waldflüſſen in Braſilien, und ſehr fiſchreich; einige Fiſcher hatten eben, als wir vorüber fuhren, ein ganzes Canoe voll ſchöner Fiſche gefangen. Wir landeten an einer verödeten, und wie es ſchien, verlaſſenen Pflanzung, wo die köſtlichſten Ananaſſe (Bromelia) verwildert wuchſen, groß, ſaftig und aromatiſch. Die eßbare Ananas wird in Braſilien nicht wild gefunden; allein man zieht ſie ſehr häufig in den Pflanzungen, und da wuchert ſie dann gleich einer wilden Pflanze fort. Man benutzt ſie hier auch, um Branntwein daraus zu machen. Gleichen Gebrauch macht man von der Frucht des Acajú-Baumes (Anacardium). Der Acajú-Baum (Cajúeiro) wächſt in Braſilien an der Oſtküſte überall in ſandigen Gegenden. Sein Wuchs gleicht dem unſeres Apfelbaumes; er hat ſtarke Äſte und einzeln ſtehende Blätter, und gibt daher wenig Schatten; die Blüthe iſt klein und hellröthlich; die ſchwärzliche nierenförmige Frucht ſitzt auf einem fleiſchigen Fruchtboden, der die Geſtalt und Größe einer Birne hat. Dieſen Theil der Frucht ißt man; er hat aber eine etwas herbe Säure. Den ſchwarzen Kern röſtet man; er iſt alsdann ſehr ſchmackhaft, jedoch muß er vorher geſchält worden ſeyn. Der Saft des fleiſchigen Theiles der Frucht iſt, da er auf den Urin wirkt, ein ſehr wirkſames Mittel für alle veneriſchen Übel und für die Waſſerſucht.

Gegen Abend ward unſere Fahrt um ſo angenehmer, als wir hier von keinen Moskiten geplagt wurden, die uns ſonſt die ſchönſten Abende verdarben. Hoher, finſterer Wald bildete romantiſche Gruppen an den Ufern, und der heitere Vollmond, der jetzt hervortrat, vollendete noch das reitzende Gemählde. Von der Fazenda her tönte uns von fern ſchon die Trommel der Schwarzen entgegen. Die Neger-Sclaven behalten gar gern ihre vaterländiſchen Gebräuche, ſo viel ſie können, bey; ſo ſieht man unter ihnen alle die muſikaliſchen Inſtrumente, von denen die Reiſebeſchreiber von Afrika reden, und unter dieſen ſpielt die Trommel eine Hauptrolle. Wo auf einer Fazenda viele Neger zuſammen leben, da feyern ſie, wie ſchon oben geſagt worden, ihre Feſte, bemahlen und kleiden ſich wie in ihrem Vaterlande, und führen ihre National-Tänze auf. Dieſes ſieht man z. B. in Rio de Janeiro ſehr originell auf einem beſondern dazu beſtimmten Platze vor der Stadt. Wir fanden auf der Fazenda von As Itaúnas auch einen jungen Puri, der vom Ouvidor aufgezogen wird; er ſprach ſchon Portugieſiſch, und ſoll von ſehr guter Gemütbsart ſeyn. Die wenigen Worte, die wir von ſeiner Mutterſprache verſtanden, erwarben uns bald ſein Vertrauen. Leid that es uns, daß wir unſern jungen Puri von S. Fidelis, der am Jucú zurück gelaſſen war, jetzt nicht bey uns hatten. Itaúnas iſt eine Vieh-Fazenda mit einem Coral für das Rindvieh, und einer ſchlechten Hütte, wo einige Neger und Indier die Thiere warten. Der Beſitzer hat hier einige Indiſche Familien verſammelt, die mit der Zeit eine Anſiedelung bilden ſollen; ſie waren früherhin beſtimmt, die Seeküſten gegen die Tapuyas zu ſchützen, daher wird Itaúnas eigentlich als ein Quartel angeſehen. Einige Indier, die zufällig mit uns dieſelbe Beſtimmung hatten, begleiteten uns nordwärts von Itaúnas. Sie waren mit ihren Gewehren verſehen und des Weges vollkommen kundig. Wir durchritten ein Paar kleine Bäche, den Riacho Doçe und den Rio das Ostras, die beyde ſehr unbedeutend ſind, aber aus einem mahleriſchen finſtern Waldgrunde voll ſchöner Cocos-Palmen hervor tretend, eine romantiſche Gegend bilden. Etwas ſpäter erreichten wir eine ſehr verrufene Stelle, an der man ſchon öfters feindliche Tapuya's getroffen hat. Dieſe Stelle führt den Nahmen Os Lenzóes (die weißen Tücher), weil hier an einer felſigen Landſpitze blendend weißer Sand mit Grasboden abwechſelt, und es darum von der See aus ſcheint, als habe man hier weiße Tücher aufgehängt. Die Patachos, welche dieſe Gegend bewohnen, hatten ſeit langer Zeit Friede gehalten, als einer ihrer Landsleute getödtet und ſie dadurch zu Feindſeligkei-

ten angereizt wurden. Unweit des Rio das Oſtras trafen wir zufällig an der Sandfläche auf der See ein Jacaré von etwa 5 Fuß Länge, das wahrſcheinlich aus einem Flüßchen in das andere über Land hatte wandern wollen, und während dieſer Reiſe von uns überraſcht worden war; zu ſeiner Rechten hatte es die Felſenwand, zur Linken das Meer, es konnte daher nicht ausweichen, und blieb unbeweglich ſitzen. Bey heftigem Reizen mit einem Stocke biß es wohl ein wenig um ſich, dennoch konnte man es ohne Gefahr angreifen. Dieſes Thier, welches jung ſo gewandt und ſo ſchnell iſt, ſcheint, wenn es älter wird, auf dem Lande äußerſt unbehülflich zu ſeyn; denn es kroch nur ſehr langſam fort. Nach einem Wege von etwa zwey Legoas erreichten wir den Bach Barra Nova mit einer kleinen Povoaçâo von einigen Häuſern, die auf einer mäßigen aber ſteilen Höhe erbaut ſind. Hier ruheten wir während der Mittagshitze, und erreichten dann mit der Abenddämmerung die Mündung des Mucuri, eines nicht ſehr ſtarken, ſchönen Fluſſes, der aus dichten Wäldern hervor tritt; Mangue-Gebüſche an ſeinen Ufern geben ihm hier ein freundliches Anſehen.

Villa de S. Joſe do Port Allegre, gewöhnlich de Mucuri genannt, iſt am nördlichen Ufer des Fluſſes unweit ſeiner Mündung erbaut. Es iſt ein kleiner Ort von 30 bis 40 Häuſern, in deren Mitte eine kleine Capelle ſteht, und bildet ein an der vordern Seite nach dem Fluſſe zu offenes Quadrat. Die Häuſer ſind klein, und beynahe ſämmtlich mit Stroh gedeckt; Schafe, Schweine und Ziegen weiden auf dem innern Platze umher. Die Einwohner, großen Theils Indier, ſind arm, und haben keinen Handel; ſie führen zuweilen etwas Farinha aus; allein Engenhos gibt es hier am Fluſſe gar nicht; nur der Escrivam (Amts- oder Stadtſchreiber) der Villa verkauft Branntwein und einige andere Lebensbedürfniſſe. Außerdem befindet ſich hier ein Geiſtlicher, und zwey der Einwohner verſehen abwechſelnd das Amt des Juiz (Richter), wie in allen Villa's von Braſilien. Der Geiſtliche des Orts, Herr Pater Vigario Mendes, iſt der einzige Bewohner dieſer Gegend, der eine etwas bedeutende Fazenda beſitzt; er hat daſelbſt einiges Rindvieh, das ihn mit Milch verſieht; — eine wahre Seltenheit an dieſer Küſte! Herr Mendes, dem wir durch den Miniſter Conde da Barca beſonders empfohlen waren, empfing uns ſehr zuvorkommend. Der Miniſter beſaß hier am Fluſſe Mucuri anſehnliche Ländereyen, denen man jetzt Sicherheit vor den Wilden zu verſchaffen beſchäftiget war. Die hieſigen Wälder ſind mit einer Menge des koſtbarſten Holzes angefüllt. Um ſie zu benutzen, hatte man die Abſicht, ein Holzſägewerk hier anzulegen, und ein Müh-

lenmeiſter aus Thüringen, Nahmens Kramer, erhielt den Auftrag, daſſelbe einzurichten. Alle vorzüglichen Holzarten der Oſtküſte finden ſich beynahe hier vereint: Jaracandá, Oiticica, Jequitibá, Vinhatico, Cedro, Caicheta, Ipé, Peroba, Putumujú, Pao Brazil u. ſ. w. Da indeſſen jene Gegend bis jetzt noch ganz im Beſitze der Patachos und der wilden Thiere, und deßhalb die Anlegung des Holzſägewerkes noch nicht ausführbar war, ſo gab der Miniſter zuvörderſt dem Ouvidor (Ober-Amtmann) der Comarca von Porto Seguro, Joſe Marçelino da Cunha, den Befehl, ſich hierher zu begeben, die nöthigen Leute zur Anlegung einer Fazenda und der zum Unterhalte der Bewohner und Sclaven nöthigen Pflanzungen zuſammen zu bringen, und ſie gegen die Anfälle der Tapuyas zu ſchützen. Es traf ſich zufällig, daß der Capitam Bento Lourenzo Vas de Abreu Lima, ein Bewohner von Minas Novas, welcher mit 22 Bewaffneten von den Gränzen der Capitania von Minas Geraës am Mucuri herab, durch die Wildniſſe durchgebrochen war, gerade in dieſer Zeit glücklich die Seeküſte erreicht hatte. Durch ſein unerwartetes Erſcheinen in der Villa do Port' Allegre bewogen, gab der Miniſter dem Ouvidor auch noch den Auftrag, mit den nöthigen Leuten jenen unternehmenden Mineiro zu unterſtützen, um auf der von ihm gemachten Picade eine völlig gangbare Straße durch jene Wälder hinauf ſchlagen zu laſſen. Ich hatte die Freude, dieſen intereſſanten Mann hier zu finden, und erfuhr von ihm die nähern Umſtände ſeiner kühnen, äußerſt merkwürdigen und gefahrvollen Unternehmung. Mit Nachſuchen nach Edelſteinen beſchäftiget, faßte er bey ſeinem täglichen Aufenthalte im Walde den Entſchluß, jene dichten Wildniſſe zu durchbrechen, und längs des Flußes, den er für den S. Matthaeus hielt, hinab vorzudringen. Er ließ einige Jahre hindurch auf eigene Koſten eine Straße durch den Wald fortführen, und als die Arbeit bis zu einem gewiſſen Grade vorgerückt war, unternahm er zu Fuß die Reiſe mit 22 Soldaten und bewaffneten Freywilligen. Er ſtieß auf die Aldea des Capitam Tome, eines berühmten Indiſchen Anführers, welcher Indianer von verſchiedenen Stämmen in den innern Waldungen am obern Mucuri verſammelt hatte; ſchon früher hatte er an dieſer Stelle viele von ihnen getauft. Jetzt beſteht die Aldea nicht mehr, da der Heerführer geſtorben iſt; doch ſieht man an der Stelle, wo ſie ſtand, noch verwilderte Bananen-Stämme und andere Gewächſe, welche gegenwärtig von umherziehenden Wilden benutzt werden. Nach einer Reiſe von etwa 50 Tagen gelang es dem Capitam, die Seeküſte zu erreichen, wo er nun erſt bemerkte, daß er nicht dem S. Mat-

thaens, ſondern dem Mucuri gefolgt ſey. Dieſe Reiſe war mit großen Beſchwerlichkeiten verbunden. Oft fehlte es der Truppe an Lebensmitteln; es zeigten ſich ihnen alsdann keine jagdbaren Thiere, und der Fiſchfang war nicht ergiebig. Sie kaueten dann einige Früchte und Wurzeln, oder hielten ſich mit etwas Palmit oder wildem Honig, den ſie im Walde fanden, hin, bis endlich ein glücklicher Zufall wieder ein Thier ihnen in den Schuß führte. Auf Botocudos, die in dem obern Theile dieſer Wälder wohnen, trafen ſie zum Glück nicht; allein ſie fanden oft die verlaſſenen Hütten derſelben, und vermutheten ſelbſt, einige Mahl von jenen Wilden beobachtet worden zu ſeyn.

Zur Jagd und zum Schutze gegen die Wilden waren dem Capitam die verſchiedenen Indiſchen Soldaten ſehr nützlich; denn er hatte Capuchos und andere, auch ſelbſt einen unter den Portugieſen aufgezogenen Botocuden unter ſeinen Leuten. Bey dem vier Tagereiſen weit den Fluß aufwärts ſich befindenden Falle des Mucuri hätten ſie bald ihr ſämmtliches Gepäck verloren; ſie hatten nähmlich ein Floß von Baumſtämmen erbauet, um ihre Gewehre, Lebensmittel, Kleider u. ſ. w. darauf zu laden; das Fahrzeug wurde aber vom Strome fortgeriſſen, das Geſträuch am Ufer ſtreifte die ganze Ladung ab, und nur mit der größten Mühe fiſchte man die Waffen noch aus dem Waſſer. An den letzten Tagen dieſer kühnen, gefährlichen Waldreiſe trat eine völlige Hungersnoth unter der Truppe ein; ſchon waren ſie davon ganz entkräftet, als ſie unerwartet, etwa zwey Tagereiſen von der Villa de Mucuri, die letzte unbewohnte Pflanzung am Fluſſe, welche zu Morro d'Arara gehört, erreichten. Mit Heißhunger fiel die ganze Geſellſchaft über die rohen Mandiocca-Wurzeln her, unter welchen ſich unglücklicher Weiſe auch viel Mandiocca brava, eine ſchädliche Art *), befand. Ein heftiges Erbrechen, welches auf den Genuß derſelben erfolgte, hatte die muthloſen Abenteurer noch mehr geſchwächt, als einige ihrer Jäger ſo glücklich waren, einen großen Anta (Tapirus americanus) zu erlegen. Alle konnten ſich nun durch eine geſunde Nahrung wieder ſtärken. Am folgenden Tage erreichte die vielgeprüfte Truppe das Ziel ihrer kühnen Anſtrengungen, und rückte in der Villa zu Mucuri unter dem Freudenfeuer und dem Jubelruf der Einwohner ein. Nunmehr ſollte auf der Picade des Capitams

*) Selbſt der ausgepreßte Saft dieſer Art Mandiocca iſt ſchädlich, und tödtet Thiere, zum Beyſpiel Schafe, wovon uns Koſter S. 370 ein Beyſpiel erzählt.

die Straße durch jene Wälder eröffnet werden, und man erwartete dazu nur noch mehr die Ankunft des Ouvidor. Nach und nach fanden ſich ſchon die dazu beſtellten Waldarbeiter von S. Matthaeus, Viçoza, Porto Seguro, Trancozo und andern Orten der Oſtküſte, meiſten Theils Küſten-Indier, ein.

Zwiſchen den Gebirgen von Minas Geraës, und der ſchwach bewohnten Oſtküſte dehnen ſich weite Wildniſſe aus, in welchen noch viele Horden von den freyen wilden Stämmen der Urbewohner umher ziehen, die auch wahrſcheinlich ſich noch lange von den Portugieſen unabhängig erhalten werden. Dieſe Wildniſſe ſucht man von verſchiedenen Puncten aus mit gangbaren Straßen zu durchbrechen, um die Producte von Minas der ärmern menſchenleeren Küſte leichter zuzuführen, und ihnen eine ſchnellere Verbindung mit den Hauptſtädten und dem Meere verſchaffen zu können. Da die Flüſſe die ſchnellſte Communication geſtatten, ſo hat man dieſe Straßen auf und an denſelben fortzuführen beſchloſſen. Man eröffnete eine derſelben am Mucuri, eine andere am Rio Grande de Belmonte, eine dritte am Ilheos, und noch zwey andere iſt man beſchäftiget am Eſpirito-Santo und am Itapemirim nach Minas zu führen.

Die Wälder in der Gegend des Mucuri werden hauptſächlich von Patachos bewohnt. Botocudos ſtreifen nur zuweilen durch dieſelben an die Küſte herab. Übrigens halten ſich noch mehrere Stämme der Tapuyas in jenen Einöden auf; an den Gränzen von Minas leben förmlich angeſiedelt die Maconi's, die Malali's und Andere. Die Capuchos oder Caposch-Indianer dagegen, die Cumanachos, Machacalis und die Panhamis (Paniamis) ziehen noch in den Wäldern umher. Die letztern vier Stämme ſollen ſich mit den Patachos verbunden haben, um vereint den zahlreichern Botocudos die Spitze biethen zu können. Dieſe Stämme ſcheinen, nach der Ähnlichkeit in Sprache, Sitte und Gebräuchen zu urtheilen, einander näher verwandt zu ſeyn. Von den Maconis, die für ſich allein leben, wurden vor etwa 20 Jahren viele getauft, andere taufte Capitam Bento Lourenzo, als er ſich unter ihnen befand. Sie haben ſich jetzt zum Theil am Mucuri angebaut; ein anderer Theil derſelben ſoll aber mehr nördlich, nach dem Fluſſe Belmonte hin, wohnen; dieſer Stamm ſteht am Rio Doçe im Rufe großer Wildheit, wiewohl, näheren Nachrichten zu Folge, mit Unrecht. Die Malali's, ein jetzt nur noch ſehr ſchwacher Stamm, wohnen weit oben am Rio Doçe bey dem Deſtacamento von Paſſanha, und haben ſich in der Nähe desſelben unter dem Schutze der Portugieſen niedergelaſſen, um ſich vor ihren Feinden, den Botocudos, zu ſchützen. Die Spra-

chen dieſer beyden Stämme, von denen man einige Proben in dem Anhange zum zweyten Theile dieſes Reiſeberichtes finden wird, weichen ſehr von jenen der andern Stämme ab. Die fünf vereinten Stämme haben, wie bemerkt worden, im Allgemeinen verwandte Bildung, Sitten und Sprache. Sie durchbohren gewöhnlich ihre Unterlippe, und ſtecken in die Öffnung ein kurzes, dünnes Rohrſtäbchen, welches ſie an dem einen Ende mit Urucú roth färben. Ihre Haare ſchneiden ſie im Genicke und über den Augen rund ab; einige ſcheren ſelbſt den größten Theil des Kopfes. Übrigens bemahlen ſie, wie alle Tapuyas, ihren Körper mit rother und ſchwarzer Farbe. Sie glauben ſämmtlich im Donner ein mächtiges Weſen zu vernehmen, das ſie Tupan nennen; ein Wort, welches vielen Stämmen, unter andern auch den Puris, angehört, und ſelbſt den Küſtenſtämmen der Tupis gemein war. Nahe Blutsverwandte ſollen einander nie heirathen; übrigens aber binden ſie ſich an keine Regel und folgen ganz ihren Neigungen. Junge Mädchen ſehen es als das höchſte Zeichen ihrer Gunſt gegen junge Männer an, wenn ſie dieſelben bemahlen, zu welchem Ende ſie gewöhnlich etwas Urucú bey ſich tragen *). Die Patachos zeigten ſich am Mucuri bis jetzt immer feindſelig; noch unlängſt erſchoſſen ſie auf der Fazenda des Herrn Joâo Antonio einen Indier in der Thür ſeines Wohnhauſes.

Nachdem wir uns zehn Tage hier verweilet, ſetzten wir unſere Reiſe fort. In angenehmer Nachtkühle verließen wir bey dem ſchönſten heiterſten Mondlichte den Mucuri; der Vollmond ſpiegelte ſich mild und freundlich auf der breiten Fläche des ruhig glänzenden Meeres, und entſchädigte uns für die Einförmigkeit des Weges auf der ebenen Sandküſte; ſanft von ihm beleuchtet ſchwebte über uns die große Nachtſchwalbe; aber leider für unſere Jagdgewehre in unerreichbarer Höhe **).

Von dem Mucuri bis zum Peruipe, einem anderen Fluſſe, hat man fünf Legoas. Ehe man die Landſpitze der See-

*) Außer den hier genannten Stämmen der Urbewohner werden für dieſe Gegend in der Corografia brasilica T. II. Seite 74 noch einige andere angeführt, deren Nahmen ich aber an der Oſtküſte nie nennen hörte.

**) Dieſer Vogel iſt eine bis jetzt noch unbeſchriebene Art dieſes Geſchlechtes, welche ich Caprimulgus aethereus nannte, da er bis zu einer bedeutenden Höhe in die Luft ſteigt, und dort, gleich einem Falken, ſchwebend ſteht. Er wird 22 Zoll lang, und hat ein roſtröthlich, dunkelbraun und ſchwärzlich geflecktes Gefieder. Die obern kleinen Flügeldeck-Federn bilden einen ſchwärzlich braunen Fleck. Eine ſchwarzbraune gefleckte Querbinde bezeichnet das Ende der Bruſt.

küſte erreicht, führt der Weg nach der Villa Viçoza; hier verirrten wir uns, und kamen an die Mündung des Peruipe, wo einige Fiſcherhütten herum lagen. Wir ſahen uns genöthiget, wieder zurück zu gehen. Es war heller Tag, als wir durch die Geſträuche zu einem Wieſenplatze am Fluſſe gelangten, wo wir unter einem reitzenden Cocospalmen-Haine, die aus etwa 100 Häuſern beſtehende Villa Viçoza erblickten Ein durch ſeine Größe unter den herumſtehenden niedern Wohnungen ſich auszeichnendes, weiß beworfenes Gebäude erkannten wir ſogleich für das Haus der Camara, oder das königliche Gebäude, ritten hier an, und fanden den Ouvidor in Geſellſchaft von zwey See-Capitänen, den Herrn José da Trindade und Silveira José Manoel de Araujo, die von der Regierung beauftragt waren, die Küſte in dieſer Gegend aſtronomiſch genau zu beſtimmen und eine Karte von derſelben zu verfertigen. Übrigens war das Gefolge des Ouvidors von der ſeltſamſten Zuſammenſetzung; denn außer einigen Portugieſen und Negerſclaven, hatte er zehn bis zwölf junge Botocudos von Belmonte und einen jungen Machacali bey ſich. Der Anblick der Botocudos befremdete uns über allen Ausdruck; wir hatten nie dergleichen ſonderbar auffallend häßliche Weſen geſehen. Ihre originellen Geſichter waren durch große Blöcke von Holz, die ſie in den Unterlippen und den Ohrläppchen trugen, verzerrt; die Lippe tritt dadurch weit hervor, und die Ohren hängen bey Einigen wie große Flügel bis gegen die Schultern herab; ihr brauner Körper war mit Schmutz bedeckt. Sie waren ſchon ſehr vertraut mit dem Ouvidor, der ſie im Zimmer beſtändig um ſich hatte, um ihr Zutrauen immer mehr zu gewinnen. Er hatte einige Leute, die Botocudiſch ſprachen, und ließ uns Proben ihres Geſanges geben, der einem unartikulirten Geheul gleicht. Die meiſten dieſer jungen Indier hatten kürzlich die Pocken gehabt; ſie waren noch über und über mit Narben und Flecken bezeichnet, welches bey ihrem durch die Krankheit abgemagerten Körper ihre natürliche Häßlichkeit noch bedeutend vermehrte.

Die Pocken, zuerſt durch die Europäer in dieſe Gegenden gebracht, ſind den Indiern im höchſten Grade gefährlich; viele ihrer Stämme ſind durch dieſe Krankheit völlig aufgerieben worden. Auch von der Begleitung des Ouvidors waren mehrere in Caravellas geſtorben; die meiſten aber hatte man wieder hergeſtellt, und zwar, wie man mir verſicherte, durch Branntwein, den man ihnen in Menge gegeben hatte. Die Wilden haben vor dieſer Krankheit eine ſchreckliche Furcht. Grauſam und ſchauderhaft iſt, was man mir von einem gewiſſen Pflanzer erzählte. Derſelbe ſoll, um ſich an den Tapuyas, ſeinen Nachbarn und Feinden, zu rächen, Kleidungsſtücke, welche

an den Pocken Geſtorbene getragen hatten, in den Wald haben legen laſſen, und viele dieſer Wilden ſollen durch dieſe unmenſchliche Maßregel elend um's Leben gekommen ſeyn.

Als der Ouvidor die Reiſe nach dem Mucuri antrat, ſchifften wir uns ein, um zuerſt Caravellas und den Fluß Alcobaça zu beſuchen. Das Canoe glitt den ſchönen grün eingefaßten Peruipe hinunter, und wendete ſich dann da, wo der Fluß in die See öſtlich mündet, in einen breiten Seitenarm hinein, der mit dem Caravellas in Verbindung ſteht. Cocospalmen erheben bey der Villa ihre ſtolzen Gipfel, und geben der Landſchaft einen ſchönen, originellen Charakter. Die Milch oder das in der Frucht ſich befindende Waſſer iſt an den alten Nüſſen, die man nach Europa bringt, ſehr fade und von ſchlechtem Geſchmack; hier aber werden ſie etwas unreif abgenommen, und dann hat dieſes Waſſer etwas ſehr angenehm Bitterſüßliches, und iſt dabey ungemein kühlend und erfriſchend. Man bereitet hier zu Lande aus dieſem wohlthätigen Geſchenk der Natur verſchiedene ſehr wohlſchmeckende Gerichte; ſo ſchabt man zum Beyſpiel die Nuß, und kocht ſie mit ſchwarzen Bohnen, denen ſie einen angenehmen Geſchmack mittheilt; auch verfertiget man daraus ein ſehr gutes Confect mit Zucker und Gewürzen, das aber leider die Reiſe nach Europa nicht aushält. Ein Cocosbaum kann an hundert Früchte zugleich tragen, die man auf den Werth von 5 bis 6 Thaler anſchlägt; hat man alſo eine Pflanzung von 3 bis 400 dieſer Bäume, ſo gewährt dieſelbe ſchon eine beträchtliche Einnahme. Man verkauft einen ſolchen geſunden Baum für 4000 Reis, etwa einen Carolin. Das Holz des Baumes iſt ebenfalls ſehr brauchbar; denn es iſt zähe und hart; der Stamm bricht deßwegen bey ſtarkem Winde nicht ab, ſondern biegt ſich und knarrt heftig. Die Wurzeln bilden horizontal unter der Oberfläche der Erde ein dichtes Gewebe. Vom Peruipe ſüdlich nach Rio de Janeiro hin, ſind echte Cocospalmen (Cocos nucifera, *Linn.*), eine wahre Seltenheit; allein von Viçoza an nördlich, beſonders zu Belmonte, Porto Seguro, Caravellas, Ilheos, Bahia u. ſ. w. ſind ſie äußerſt gemein; ſie haben an der ganzen Oſtküſte den Nahmen Cocos da Bahia. Es ſcheint dieſer Baum das Seewaſſer beſonders zu lieben; denn er geräth da am beſten, wo der Sand des Ufers vom Salzwaſſer beſpült wird *). Eine Verdickung, die der Stamm dieſer Art in der Jugend an ſeinem unteren Ende hat, macht ihn ſehr

*) Eine Beſtätigung dieſer Erfahrung gibt Herr von Humboldt in der Beſchreibung ſeiner Reiſe. Band I. Seite 454.

kenntlich. Auf der Waſſerfahrt nach' Caravellas wird man ſehr häufig durch den Anblick kleiner Wäldchen von Cocospalmen erfreut; die ländlichen Wohnungen liegen aber ſehr mahleriſch im dunkeln Schatten jener hohen Stämme. Das ganze Ufer bedecken dichte Mangue-Bäume (Conocarpus und Avicennia) deren zum Gärben nutzbare Rinde nach Rio de Janeiro geſendet wird. Der Beſitzer einer Leder-Fabrik daſelbſt unterhält hier am Caravellas eine Menge Sclaven, bloß um ganze Schiffsladungen der Mangue-Rinde abzulöſen und zu trocknen. Ein anſehnliches Schiff ſegelte hin und her, um dieſe Rinde zu transportiren, das auch deßwegen den Nahmen des Casqueiro trägt. Es gibt mehrere Arten des Mangue-Baumes; zur Lederbereitung zieht man aber die Rinde der Mangue vermelha oder rothen Mangi (Conocarpus racemosa) vor, die ſich durch niederen Wuchs und ein dickes eyförmiges Blatt merklich von der Mangue branca (Avicennia tomentosa) unterſcheidet, welche ein ſchmales, längliches Blatt hat, eine eyförmige, etwas wollige, die Größe einer kleinen Pflaume erreichende Fruchtkapſel trägt, und ſchlanker und höher wächſt. Unſere Fahrt war gegen Abend ſehr angenehm, wir ſchifften aus einem Canal in den andern; denn zwiſchen Viçoza und Caravellas befindet ſich ein wahres Flußnetz, das von einer Menge von Mangue-Inſeln gebildet wird. In dieſen Gebüſchen ſchrieen eine Menge von Papageyen; aber alle waren von der Art des Curica *). Auf den ſonderbaren Wurzeln der Mangi-Bäume, welche hoch am Stamme entſpringen, ſich wölbend in's Waſſer hinab ſenken, im Boden einwurzeln und dadurch vollkommene Bogengänge in mannigfaltigen Richtungen darſtellen, ſah man weiße Reiher unbeweglich ſitzen. An der Rinde dieſer Bäume ſitzt eine kleine Art von Auſtern in Menge, und die bunte Krabbe, **Aratu** **), lebt ebenfalls in großer Anzahl auf demſelben.

---

*) Psittacus ochrocephalus, *Linn.* oder amazonicus, *Latham* S. *Le Vaillant* hist. nat. de Perroquets pl. 110. Die Curica (auszuſprechen Kurike) iſt nach Übereinkunft der Naturforſcher nicht Psittacus ochrocephalus *Linn.*, ſondern Psitt. aestivus (Siehe *Kuhl* Consp. Psitt. im 10. B. der Verhandl. der K. L.C. Akad.); dennoch iſt zu bemerken, daß Linnée's Beſchreibungen zu unbeſtimmt ſind und leicht auf beyde Vögel gedeutet werden können. Ps. aestivus (*Le Vaillant* pl. 110.) variirt in ſeinem Vaterlande nie, auch habe ich nie rothe Federn an ſeinem vorderen Flügelgelenke gefunden, wie am Ps. ochrocephalus. Man leſe alſo in dem erſten Bande dieſer Reiſebeſchreibung ſtatt ochrocephalus immer aestivus.

**) Der in Braſilien Aratú genannten Krabbe erwähnt Marcgraf Seite 185.

Ein heftiges Gewitter, von einem Platzregen begleitet, überfiel uns hier, und hielt an bis zu unſerer Ankunft in Caravellas, wo wir in der Dunkelheit eintrafen, und im Hauſe der Camara, der Wohnung des Ouvidors, unſern Aufenthalt fanden. Caravellas iſt die bedeutendſte Villa der Comarca von Porto Seguro. Sie hat gerade und in rechten Winkeln ſich durchſchneidende Straßen, darunter fünf bis ſechs Hauptſtraßen und mehrere Nebengaſſen; alle aber ungepflaſtert und mit Gras bewachſen. Die anſehnliche Kirche liegt nahe bey dem Casa da Camara auf einem freyen Platze; die Häuſer der Villa ſind nett gebaut, jedoch meiſtens nur ein Stockwerk hoch. Caravellas treibt einen beträchtlichen Handel mit den Producten der Gegend, beſonders mit Mandiocca-Mehl, etwas Baumwolle u. ſ. w. Man führt zuweilen in Einem Jahre 54,500 Alqueiren Farinha aus, welches, die Alqueire in mäßigem Preiſe zu 5 Patacken oder Gulden gerechnet, einen Ertrag von etwa 272,500 Gulden gibt. Dieſer Handel führt eine ziemliche Anzahl von Schiffen, aus Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro, Capitania und den andern Häfen der Oſtküſte hierher; dreyßig bis vierzig kleinere Fahrzeuge liegen zuweilen hier vereint, auch hat man oft Gelegenheit mit dem Casqueiro nach Rio zu reiſen oder Briefe zu ſenden. Beſonders geſchäftig ſind die Schiffe von Pernambuco für den Transport des Mandiocca-Mehles, da jene Gegend an dieſem wichtigen Producte Mangel leidet; trockene Jahre bringen zuweilen dort eine vollkommene Hungersnoth hervor, wie dieſes auch Koſter in ſeiner Reiſebeſchreibung bemerkt *).

Da wir die Abſicht hatten, nach der Reiſe an den Mucuri, wo wir einige Zeit zu verweilen gedachten, noch einmahl hierher zurück zu kehren, ſo hielten wir uns jetzt nur drey Tage auf, und reiſeten dann nach dem Alcobaça ab, der nördlich vom Caravellas durch die Urwälder herab kommt. An demſelben liegt eine Fazenda des Miniſters Conde da Barca, Ponte do Gentio (die Brücke der Wilden) genannt, welche wir in Augenſchein zu nehmen wünſchten. Wir fuhren erſt einige Stunden in einem Canoe den Caravellas aufwärts, und ſetzten dann die Reiſe zu Lande fort. Gegen Abend erreichten wir die kleine Fazenda de Pindoba, deren Eigenthümer, Herr Cardoſo, uns für die Nacht recht gaſtfreundſchaftlich beherbergte. Die Gegend hier iſt wild und voll von noch undurchforſchten Waldungen, wo nur hier und da eine Woh-

*) Siehe *Koster's* travels etc. p. 123. u. a. a. O.

nung oder Pflanzung zu finden iſt. Da das Geſpräch mit Herrn Cardoſo ſich auf dieſe Gegend und ihre Natur-Merkwürdigkeiten lenkte, ließ er einen Stein herbey hohlen, den man unter der Oberfläche der Erde gefunden hatte; es war ein grober, in der Figur einer kleinen Art geſchliffener Sandſtein. Unſer Hauswirth erklärte ihn aber für einen Donnerkeil (Corisco), der bey einem Gewitter in die Erde herab gefahren ſey, und war eben ſo wie die übrigen Anweſenden mit unſerer Erklärung, daß es ohne Zweifel ein von den Wilden verfertigtes und verlornes Inſtrument ſey, höchſt unzufrieden. Das Wunderbare hat für den ungebildeten Menſchen immer den meiſten Reitz.

Bey Pindoba ſetzten wir über einen kleinen Waldbach, beſtiegen dann die von den Beſitzern der benachbarten Fazenda's geliehenen Pferde, und ritten durch öde Wildniſſe, in welchen Wald, Gebüſche und Heiden voll vom hohen Rohrgraſe mit einander abwechſelten. Auf den zerſtreut liegenden Fazenda's oder Roſſen findet man große Schoppen, in denen man das Mandiocca-Mehl, das Haupt-Product dieſer Gegend, in Menge bereitet. Dieſe Gebäude ſind von allen Seiten offen, und beſtehen nur aus einem von ſtarken Pfeilern getragenen Rohr- oder Palmdache, unter welchem ſich verſchiedene große eingemauerte Pfannen zum Trocknen des Mehles befinden. In einem Urwalde von ſchönen, ſchlanken, wild durchflochtenen Stämmen wurden wir durch den ſonderbaren Chorgeſang einer uns noch neuen Vogelart überraſcht. Der ganze Wald erſchallte von ihrem äußerſt ſonderbaren lauten Pfiffe, der aus fünf bis ſechs durchdringenden Tönen zuſammen geſetzt iſt. Dieſe lärmenden Waldbewohner waren hier in ganzen Schaaren verſammelt, und wenn einer eine Stimme erſchallen ließ, fielen die übrigen gleich alle ein. Unſere Jäger, von der lebhafteſten Neugierde ergriffen, warfen ſich ſogleich in's Gebüſch, aber ungeachtet ihrer Menge koſtete es dennoch viele Mühe, endlich einige dieſer Schreyer zu erlegen. Dieſer Vogel *) hat die Größe einer Amſel, und eine ſehr unanſehnliche, ſchmutzig-aſchgraue Farbe. Die Portugieſen an der Oſtküſte geben ihm den Nahmen Sebastiam, und in der Provinz Minas Geraës

*) Muscicapa vociferans; 10 Zoll lang; alle oberen Theile dunkelaſchgrau, an einigen Stellen etwas bräunlich oder gelblich überlaufen; alle unteren Theile etwas bläſſer aſchgrau, Bruſt und Unterhals am dunkelſten, die Federſpitzen der untern Theile hier und da etwas gelblich. Auf dem zoologiſchen Muſeum zu Berlin hat man ihn unter dem Nahmen Muscicapa ampelina aufgeſtellt.

Digitized by Google

nennt man ihn Droſſel des Urwaldes, Sabiah do mato virgem. Am Ende des Waldes erreichten wir die Wohnung der Senhora Iſabella, Beſitzerinn anſehnlicher Mandiocca-Pflanzungen, einer äußerſt wohlthätigen und deßhalb in der ganzen Gegend beliebten Frau. Da ſie im Rufe ſteht, mancherley Krankheiten heilen zu können, ſo kommen viele Leidende und Arme zu ihrem Hauſe, die ſie entweder heilt, oder doch beſchenkt und mit Nahrungsmitteln verſieht. Sie nahm uns ſehr gaſtfreundſchaftlich auf, und gab uns auf die Reiſe ein kleines Schwein und eine große Ante mit, da wir, wie ſie behauptete, in Ponte do Gentio würden Hunger leiden müſſen. Bald erreichten wir den Fluß Alcobaça, der hier klein iſt, und ſchifften uns auf demſelben ein. Die Fahrt ging in der Abendkühlung etwa ein Paar Stunden weit aufwärts, bey der Fazenda des Herrn Munis Cordeiro vorbey; alsdann erreichten wir die auf dem nördlichen Ufer liegende Fazenda des Miniſters. Die Farbe des Fluſſes, der fiſchreich iſt und viele Jacarés nähert, iſt dunkel; ſeine Ufer ſind durchaus mit ſchönen, dichten Gebüſchen und Waldungen bewachſen; im Waſſer ſelbſt wächſt die Aninga (Arum liniferum, *Arruda*). Ponte do Gentio iſt eine Fazenda, mit einem dazu gehörigen Stück Land, welche der Miniſter von den Erben des Capitam Mor, João da Sylva Santos gekauft hat, und befand ſich früher in einem ſehr blühenden Zuſtande. Ihr vormahliger Beſitzer war ein unternehmender Mann, der in mehreren Zügen gegen die Wilden bewieſen hatte, daß er ſie nicht fürchte, der aber auf ſeiner Fazenda immer mit ihnen in Frieden lebte. Er war auch der Erſte, welcher den Fluß Belmonte bis Minas Novas hinauf beſchiffte. Nach ſeinem Tode kam das Gut durch Mangel an gehöriger Aufſicht in Verfall. Anſtatt den Frieden mit den Wilden zu unterhalten, reitzte man ſie. Ein Neger hatte einen der Wilden von dem Stamme der Patachos im Walde erſchoſſen; dieſes entrüſtete die Wilden, die, um ſich zu rächen, die Neger in einer der Pflanzungen überfielen, und drey von ihnen mit ihren langen Pfeilen tödteten. Hierdurch vermehrte ſich die Unordnung, und mit ihr fiel der Werth der Fazenda; der Miniſter kaufte ſie für einen ſehr geringen Preis. Jetzt ſucht man den Frieden mit den Wilden wieder herzuſtellen und die Fazenda wieder beſſer zu bewirthſchaften. Gegenwärtig befinden ſich hier einige Indiſche Familien, ſechs Familien der Ilhores (Bewohner der Azoriſchen Inſeln), neun Chineſen, einige Negerſclaven und ein Portugieſe als Feitor (Verwalter). Die Chineſen hatte die Regierung nach Rio de Janeiro kommen laſſen, um dort Thee zu bauen; ſpäterhin wurden einige nach Caravellas und andere hierher geſchickt, um im Tagelohne

zu arbeiten; allein ſie ſind zu träge und verrichten nur äußerſt leichte Arbeiten. Sie bewohnen zuſammen ein kleines Haus; einer von ihnen iſt ein Chriſt geworden, und hat eine junge Indierinn geheirathet. Die Gebräuche ihres Vaterlandes haben ſie auch hier bey behalten; ſie feyern ihre Feſttage, eſſen alle Arten von Geflügel beſonders gern, und ſollen in der Wahl ihrer Lebensmittel nicht beſonders ſtreng ſeyn. In ihrer Rohrhütte haben ſie Alles äußerſt nett und ſauber eingerichtet. Ihre Betten zum Beyſpiel ſind mit feinen weißen Vorhängen verſehen, die auf das netteſte drappirt und an den Seiten mit ſehr zierlichen bronzenen Haken aufgezogen ſind. Dieſe zierlichen Betten machen einen ſonderbaren Contraſt mit der elenden Rohrhütte, in der ſie aufgeſtellt ſind. Die Chineſen ſchlafen übrigens auf einer freyen Rohrmatte, und ruhen mit dem Kopfe auf einem kleinen runden Kiſſen. Ihre Mahlzeit von Reiß ſahen wir ſie nach echt Chineſiſcher Art mit zwey kleinen Stäbchen zu ſich nehmen. Sie ſahen es ſehr gern, wenn wir ſie beſuchten; alsdann erzählten ſie uns in äußerſt gebrochener Portugieſiſcher Sprache von ihrem geliebten Vaterlande, und wie es dort ſo viel beſſer ſey als in Braſilien. Auch öffneten ſie uns ihre Kaſten, in welchen ſie ſchlechtes Chineſiſches Porzellain und eine große Menge von Fächern aller Art, die ſie zum Verkaufe mit ſich genommen hatten, ſorgfältig verwahrten. Das Gebäude der Fazenda mit der Mandiocca-Fabrik liegt in einer kleinen Vertiefung nahe am Fluſſe zwiſchen zwey Höhen. Erſteigt man die öſtlichſte derſelben, wo die Povoaçâo iſt, ſo überſchaut man die ganze weite Gegend, und ſo weit das Auge trägt, iſt Alles bis zum fernſten Horizont ohne Unterbrechung mit finſtern Urwäldern bedeckt; nur am rechten Ufer des Fluſſes zeigen ſich einige wenige Stellen, wo Menſchen ſich angebaut haben.

Wir durchſtrichen die nahen Wälder mit unſern Jägern und mit einigen hier wohnenden trägen Mamelucken. Mancherley Thiere wurden erlegt, unter andern erhielten wir hier zum erſten Mahl das gemeine Faulthier (Bradypus tridactylus, *Linn.*), da wir bis jetzt nur immer das mit dem ſchwarzen Halskragen (Bradypus torquatus, *Illigeri*) geſehen hatten. Hier hätten wir bald das Unglück gehabt, Herrn Freyreiß zu verlieren. Er hatte ſich eines Morgens allein mit der Flinte auf die Jagd begeben und kam Mittags zur gewöhnlichen Zeit nicht zurück. Es wurde Abend, und die Dunkelheit nahm immer mehr zu, und noch immer erwarteten wir ihn vergeblich. Mit jeder Minute wurde unſere Beſorgniß um ihn größer; ich ließ daher mehrere Leute beſtändig ſchießen, um ihm ein Zeichen zu geben; endlich hörten wir aus weiter Ferne den ſchwachen Laut eines Schuſ-

ſes. Nun ließ ich ſchnell die Indier, mit brennenden Fackeln oder vielmehr mit glimmendem Holze verſehen, nach der Gegend hin vordringen, von woher der Schuß war gehört worden. Glücklicher Weiſe fanden ſie den Verirrten, und kehrten um Mitternacht mit ihm zurück. Sehr ermüdet und entkräftet erreichte er die Fazenda, und erzählte uns nun ſein gefahrvolles Abenteuer. Er war eine bedeutende Strecke einem wenig gangbaren Waldpfade gefolgt, der plötzlich aufhörte; er ging weiter und weiter, und als er zurück kehren wollte, hatte er die Richtung gänzlich verloren. Nun brachte er den ganzen Tag zu, um ſie wieder aufzuſuchen, und zeichnete die Bäume, um zu bemerken, wo er bereits geweſen war; aber alle Verſuche, ſich zu orientieren, verunglückten; er erſtieg endlich einen Berg, und hoffte dort durch die freyere Ausſicht ſich wieder zu finden; allein auch dieſes war umſonſt; überall zeigte ſich ununterbrochener Urwald. Endlich fand er einen Waldbach, und watete in demſelben hinab, in der Hoffnung, den Alcobaça zu erreichen und an deſſen Ufer ſich zur Fazenda zurück zu finden; auch dieſe Hoffnung täuſchte ihn; denn der Bach breitete ſich bald in einen Sumpf aus, und verſiegte. Jetzt wurde ſeine Lage im höchſten Grade beunruhigend. Durch Mangel an Nahrung erſchöpft, durch den mühſamen Gang erhitzt, von dem Waſſer des Waldbaches durchnäßt, ſank er ermattet nieder. Aber nun brach die Dämmerung ein; er ſammelte ſeine Kräfte und erbaute ſich eine kleine Hütte von Palmblättern. Hier quälten ihn die Moskiten auf eine ſchreckliche Weiſe, aber nicht minder beunruhigte ihn die gegründete Beſorgniß vor den Wilden und vor Raubthieren, um ſo mehr, da er aus Mangel an nöthigen Geräthſchaften kein Feuer anzünden konnte, um ſie abzuhalten. So war er darauf gefaßt, den wiederkehrenden Tag zu erwarten, der ihm jedoch wenig tröſtliche Ausſichten eröffnen konnte, da er die Richtung des Weges nur durch einen glücklichen Zufall wieder zu finden hoffen durfte, und mit Pulver und Bley ſo ſchwach verſehen war, daß er nicht lange durch die Jagd ſein Leben hätte friſten können. In dieſer ſchrecklichen Lage hörte er endlich — und wer vermag ſeine Freude zu ſchildern? — unſere Schüſſe zu Ponte do Gentio. Von Hoffnung neu belebt, ſprang er auf, und feuerte ein Paar ſtarke Schüſſe zur Antwort ab, die bey der Aufmerkſamkeit, womit wir in der Stille der Nacht lauſchten, auch glücklicher Weiſe von uns gehört wurden. Wäre er etwas entfernter oder zufällig hinter einer Höhe geweſen, ſo hätte er eben ſo wenig unſere Schüſſe, als wir die ſeinigen hören können; es wäre uns unmöglich geweſen, ihn aufzufinden, und ſein Schickſal in der furchtbaren Wildniß würde höchſt traurig geworden ſeyn; denn er hatte die Ab-

ſicht gehabt, am folgenden Morgen ganz in der entgegengeſetzten Richtung von der Fazenda den Rückweg zu ſuchen. Dieſer Vorfall mag als Beweis gelten, wie nöthig die größte Vorſicht iſt, wenn man in dieſen weiten Wildniſſen allein jagen will, ohne mit denſelben einiger Maßen bekannt zu ſeyn, oder den ausgezeichneten Ortsſinn der Indier zu beſitzen. Auch der Feitor von Ponte do Gentio, ein der Jagd und dieſer Gegend kundiger Portugieſe, hatte einſt bey einem ſolchen Gange den Weg verloren, und war ſieben Tage im Walde umher geirrt; da er aber mit Feuerzeug, Pulver und Bley hinlänglich verſehen war, um ſich die dringendſten Bedürfniſſe verſchaffen zu können, ſo glückte es ihm endlich, auf einer Pflanzung am Alcobaça anzukommen; zwey Indier, welche der Ouvidor abgeſchickt hatte, um ſeiner Spur zu folgen, und ihn aufzuſuchen, kamen bald nach ihm an. Man irrt, wenn man denkt, daß in dieſen Wäldern überall Lebensmittel ſich finden müßten. Ungeachtet der Menge wilder Thierarten, die in denſelben leben, geht man doch oft mehrere Tage, ohne ein lebendes Weſen zu ſehen, und es beſtätiget ſich auch hier, daß in der Nähe der menſchlichen Wohnungen ſich immer mehrere Thiere aufhalten, als im Innern der großen Wälder.

Unſere Sammlungen hatten einigen intereſſanten Zuwachs erhalten; allein unſere Inſecten, beſonders die Schmetterlinge, waren durch die kleinen rothen Ameiſen ſtark beſchädiget worden; wir retteten ſie bloß dadurch, daß wir ſie dick mit Schnupftabak überſtreuten. Am 25. Jänner verließen wir Ponte do Gentio, und kehrten nach der Wohnung der Senhora Iſabella zurück. Da fanden wir die Bewohner mit der Bereitung des Mandiocca-Mehles beſchäftiget. Ein zahm erzogener Tucan (Ramphastos dicolorus, *Linn.*) zog hier unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Seine poſſierlichen Bewegungen bey der ungeſchickten Geſtalt und dem ſonderbaren großen Schnabel beluſtigten uns ſehr. Äußerſt gefräßig verſchluckte er alles Eßbare, das ihm vorkam, ſelbſt auch Fleiſch. Man both ihn uns zum Geſchenke an; allein da dieſer Vogel unſer Clima nicht verträgt, ſo trugen wir Bedenken ihn anzunehmen. Man zieht hier viel Honig von ſtachelloſen gelben Bienen. Zu dieſem Ende hängt man Abſchnitte von ausgehöhlten Baumäſten unter dem Dache auf, die an den Enden mit Lehm zugeſtrichen ſind, und in deren Mitte ſich ein kleines rundes Flugloch befindet. Dieſer Honig iſt ſehr aromatiſch; allein nicht ganz ſo ſüß als unſer Europäiſcher. Aus Honig mit Waſſer vermiſcht bereitet man hier ein ſehr angenehmes kühlendes Getränk.

Am folgenden Tage ritten wir nach Pindoba zurück, und langten am Abende in Caravellas wieder an. Nach einem Auf-

enthalte von zwey Tagen waren auch hier unſere Geſchäfte abgethan, und wir ſchifften uns wieder nach Viçoza ein. Eine ſchöne, mondhelle Nacht begünſtigte dieſe Fahrt. An den Gebüſchen der Ufer flogen tauſend leuchtende Fünkchen (Lampyris, Elater und vielleicht noch andere leuchtende Inſecten) umher. Als wir in Viçoza in das Haus der Camara eintraten, hauſeten hier noch die ſämmtlichen Botocudos des Ouvidors. Noch beſchwerlicher als dieſe unangenehme Geſellſchaft, wurde uns das ununterbrochene Geheul eines Hundes, der von einer giftigen Schlange gebiſſen worden war. Man gab ihm den ausgepreßten Saft des Cardo Santo (Argenome mexicana) einer gelbblühenden Diſtel, die überall gemein iſt *); allein er ſtarb. Man hält gewöhnlich irriger Weiſe die Zahl der Braſilianiſchen Giftſchlangen für größer als ſie wirklich iſt. Selbſt die Bewohner des Landes geben die meiſten Schlangenarten für ſchädlich aus; nur von einigen wenigen, und nahmentlich von den großen Arten der Boa, wiſſen ſie das Gegentheil. Es gibt indeſſen allerdings einige ſchädliche Arten, zum Beyſpiel die grüne Viper **) und die Jararacca, beyde

*) Dieſer Pflanze gedenkt ohne Zweifel Azara, wenn er in ſeinen Voyages etc. Vol. I. p. 132 von Heilung des Fiebers redet.

**) Cophias bilineatus; eine neue ſchöne bis jetzt noch unbeſchriebene Art. Das Exemplar, welches ich erhielt, iſt 22 Zoll 8 Linien lang, wovon der Schwanz 3 Zoll 3 Linien wegnimmt, alſo etwa 1/4 der ganzen Länge des Thieres. Bauchſchilde: 210, Schwanzſchuppen-Paare: 66. Geſtalt ſchlank, Kopf herzförmig mit zwey großen Augenbraunſchildern, übrigens wie der Körper mit kleinen, ſchmalen, länglich zugeſpitzten, gekielten Schuppen bedeckt. Zunächſt an der Seite der Bauchſchilde läuft eine Reihe von größeren rhomboidalen Schuppen; dieſe ſind beynahe glatt, und zeigen nur an ihrem oberen Rande eine kleine Vertiefung; After einfach, mit einer halbmondförmigen ungetheilten Schuppe bedeckt; Schwanz am Ende mit einer 1 Linie langen rothbraunen Hornſpitze. Alle oberen Theile ſanft bläulich-hellgrün, in jeder Seite mit einer blaß ſtrohgelben Linie bezeichnet, welche von der Reihe der größeren Randſchuppen des Bauches gebildet wird; auf der Höhe des Rückens ſtehen in zwey Reihen abwechſelnd kleine roſtgelbe oft gepaarte Fleckchen, welche ſtets fein ſchwarz eingefaßt ſind. Vom Auge, deſſen Stern eine ſenkrechte Längsſpalte iſt, zieht längs der Seite des Kopfes ein roſtgelber ſchwarz eingefaßter und gefleckter Streif; zwey ähnliche Striche ſtehen auf dem Hinterkopfe; Kieferränder mit lebhaft grüngelben Tafeln belegt, deren Ränder ſchwarz ſind; Untertheile des Kopfes und Kehle lebhaft hellgelb; Unterhals hell-grüngelb; Bauch und Unterſeite des Schwanzes weißgelblich, an der Wurzel der Bauchſchilde etwas blaugrünlich; Kopf und Vorderkörper auf der Oberſeite auf dem grünen

aus dem Geſchlechte Trigonocephalus, allein bey weitem die gefährlichſten ſiud die Klapperſchlange (Crotalus horridus) und der Curucucú Lachesis mutus, *Daudin*), oder Crotalus mutus, *Linn.*); beſonders die letztere, welche 7 bis 8 Fuß lang wird, iſt überall in Braſilien zu Hauſe. Die Klapperſchlange, welche die Portugieſen Cocrá Cascavella nennen, hält ſich nur in den hohen trockenen Gegenden auf; in Minas Geraës zum Beyſpiel und im Innern der Capitania von Bahia iſt ſie ziemlich häufig.

Wir kehrten von Viçoza nach dem Mucuri zurück, hielten uns aber in der Villa nicht lange auf, da der Ouvidor ſich ſchon auf der Stelle befand, wo man ſich mit Anlegung der neuen Fazenda zu Morro d'Arara beſchäftigte. Herr Freyreiß hatte beſchloſſen, von hier nach Capitania zu unſerer Tropa zurück zu reiſen; ich zog es vor, den Mucuri hinauf zu der Arbeit im Walde zu ſchiffen, um dort in jenen Wäldern einige Monathe zuzubringen. Wir richteten unſer Gepäck ein, und brachten noch ein Paar Tage in Mucuri zu. Von hier aus unternahmen wir gemeinſchaftlich noch einige Spazierritte, und beſichtigten unter andern den Anfang der neuen Straße, welche Capitam Bento Lourenzo mit ſeinen Mineiros und andern Arbeitern ſchon begonnen und etwa drey Legoas weit fortgeſetzt hatte. Dieſe Straße fängt unmittelbar hinter den Häuſern von Port' Alegre an, und durchſchneidet anfangs ſumpfige Wieſen und offene Gegenden (Campos) mit hartem rohrartigem Graſe, in welchen man von Zweigen Knüttelbrücken erbaut hatte; weiter hin hatte man ſich ſchon durch Gebüſche und dichte Waldung durchgearbeitet. Sie war bis jetzt noch roh, nur eine Picade und nicht beſonders breit; auch lagen hier und da noch ungeheure Stämme. Man hatte mit einer Linie die Entfernung der Legoas gemeſſen, und ſie an Baumſtämmen, die an ihrer Vorderſeite angehauen, geſchält und geebnet waren, angeſchrieben. An verſchiedenen Stellen fanden wir im Walde noch die Hütten, wo die Truppe der Mineiros übernachtet hatte.

Bey der letzten Pflanzung am Fluſſe Mucuri, welche dem Herrn Joâo Antonio gehört, näherte ſich die Straße der Mineiros dem Ufer und den daran erbauten Wohnungen. Wir kamen daſelbſt in Begleitung des Herrn Padre Vigario Mendes und des Escrivam von Mucuri an, und fanden da den Capitam Bento Lourenzo, der uns auf einer Höhe, wo das Wohn-

---

Grunde ſehr fein ſchwarz punctirt und marmorirt; über den Schwanz läuft ein bläulich-blaſſer Streif. In Braſilien Cobra verde oder Curucucú de Pattioba genannt.

haus ſich befindet, mit allen ſeinen Leuten ein Ehrenfeuer zum Empfange brachte. Es iſt nähmlich in Braſilien die Gewohnheit bewaffneter Trupps, oder der Soldaten, in den innern Wildniſſen, beſonders auf den Militär-Quartelen, wenn Fremde ſie beſuchen, ein Freudenfeuer zu machen, wozu man die Gewehre ſehr ſtark ladet. Wir brachten bey dem biedern Capitam und dem ebenfalls wohlwollenden Beſitzer der Fazenda, Herrn João Antonio, einige Stunden recht vergnügt hin, und kehrten dann auf dem Fluſſe zur Villa zurück. Am 3. Februar Morgens reiſeten wir nach unſeren verſchiedenen Beſtimmungsorten ab. Herr Freyreiß ließ ſich über den Mucuri ſetzen, um nach Capitania zurück zu kehren, und ich ſchiffte mit zwey andern Canoen den Fluß hinauf. Wir begrüßten uns wechſelſeitig durch ein Gewehr- und Piſtolenfeuer noch ein Mahl aus der Ferne, und verſchwanden einander ſchnell aus den Augen.

Die für die Fazenda und das Holzſägewerk des Miniſters Conde da Barca ausgewählte Stelle liegt etwa anderthalb Tagereiſen aufwärts am Mucuri, und führt von den vielen daſelbſt vorgefundenen Araras (Psittacus Macao, *Linn.*) den Nahmen Morro d'Arara (Arara-Berg). Dahin begab ich mich jetzt in Geſellſchaft des Escrivam von Belmonte, Capitam Simplicio da Silveira, eines Mannes, der beſonders mit gebraucht worden war, als man am Belmonte mit den Botocudos einen Vertrag zu ſchließen ſuchte. Er und ein junger Menián-Indier *), der ihn begleitete, redeten die Sprache jener Wilden.

Die Ufer des Mucuri, überall von dichtem Walde eingefaßt, biethen bey den wiederhohlten Krümmungen des im Ganzen ſchmalen Fluſſes mannigfaltige, mahleriſche Waldanſichten dar. Wir mußten unſer Canoe gegen den jetzt hohen, reißenden Strom mühſam aufwärts ſchieben; eine Arbeit, die uns um ſo beſchwerlicher wurde, da die Mittagsſonne glühende Strahlen auf unſere Scheitel herab ſendete, und das Holz des Canoes ſo erhitzte, daß man es kaum anzufaſſen vermochte. Der grüne roſtbauchige Eisvogel (Alcedo bicolor, *Lath.*) und die ſchöne weißgrüne Schwalbe (Hirundo leucoptera) waren hier ſehr häufig; die letztere ſitzt auf niedern Äſten und dürren Bäumen im Waſſer, oder ſchwebt über demſelben umher; auf dem Lande trifft man ſie nur in der Nähe der Flußufer an. An alten über das Waſſer hinaus hängenden Stämmen und an Felſen ſahen wir in Menge eine Art graufarbiger Fleder-

*) Die Menián's, welche in Belmonte wohnen, ſind ein ausgearteter Überreſt der Camacan-Indier. Es wird weiter unten mehr von ihnen geſprochen werden.

mäuſe *) ſitzen, die hier in der Kühlung den Tag hinbringen; ſie zeichnen ſich durch ihre hervortretende Naſe aus. Von einem am Ufer ſtehenden Baume ſchoſſen wir die ſchöne Taube herab, welche an einem Theile der Oſtküſte den Nahmen Pomba Trocaës trägt, und bey Bahia Pomba verdadeira genannt wird; ſie iſt die Columba speciosa **) der Naturforſcher. Nachmittags kamen wir bey der dem Herrn João Antonio zugehörigen letzten Pflanzung vorbey, wo uns vor wenigen Tagen Capitam Bento Lourenzo mit einem Gewehrfeuer begrüßt hatte; jetzt befand er ſich mit ſeinen Leuten ſchon weiter vorwärts in den Wäldern. Als die Abenddämmerung eintrat, ſtiegen wir im finſtern Walde an's Land, und zündeten unſere Feuer an. Die Nacht war ſehr warm und ſchön, aber wie es in heißen Ländern gewöhnlich iſt, äußerſt feucht. Viele Stimmen von Vögeln, die des Caburé, der Choralua, des Bacuran (Caprimulgus) und der Capueira (Perdix guianensis), laſſen ſich nur in der Dämmerung hören, und beleben alsdann dieſe ſchauerlichen weiten Wildniſſe. Das Caburé beſonders kam uns ſehr nahe; ſeine ſchwirrende Stimme ſchallte vom nächſten Baume am Feuer herab, welches der Vogel aus Neugierde zu betrachten ſchien. Unſere abgehärteten halbnackten Canoeführer, die Indier, legten ſich ohne Bedeckung, und zum Theile entfernt vom Feuer, ſogleich auf die feuchte Erde nieder, und ſchliefen ſehr ſanft; wir hingegen verbargen uns unter ſtarken wollenen Decken auf einem aus Zweigen und Cocosblättern gebildeten Lager.

Während am kommenden Morgen das Frühſtück zubereitet wurde, ließ ſich nahe bey uns ein Schwarm Araras mit lautem Geſchreye nieder. Einer unſerer Leute, Mariano, ſprang ſogleich auf, ergriff die Flinte, und ſchlich ſich an die Vögel hin; der Schuß ſchallte majeſtätiſch durch die einſame Wildniß, und der Jäger kehrte frohlockend mit dem erſten jener prachtvollen Thiere zurück, das wir auf dieſer Reiſe erlegt hatten.

Nach der Mittags-Mahlzeit ſchifften wir weiter, und landeten Abends an einer Sandbank, auf welcher wir Feuer anzündeten.

*) Vespertilio Naso, eine neue Art, mit ſtark verlängerter, beynahe rüſſelartiger Naſe, welche um eine ſtarke Linie über den Oberkiefer vortritt. Ganze Länge des Thieres 2 Zoll 4 Linien; Flughaut ſtark behaart; äußeres Ohr ſchmal und ſtark zugeſpitzt; Haar am Oberleibe dunkelgelblich-graubraun, an den Untertheilen bläſſer gelblich-grau.

**) Siehe *Temminck* histoire naturelle des Pigeons et des Gallinacées. Vol. I. p. 208.

Digitized by Google

Als wir hier beſchäftiget waren, unſern Arara für die Sammlung zu präpariren, ſahen wir ein groſses Canoe voll Menſchen zu uns heraufrudern. Es war der Engländer Charles Frazer mit ſeiner Begleitung, der zu Comechatibá an der Küſte unweit Porto Seguro eine Niederlaſſung beſaß; er hatte jetzt mit uns gleichen Reiſeplan; wir übernachteten hier, und brachen am folgenden Morgen mit einander auf. Gegen Mittag erreichten wir am nördlichen Ufer des Mucuri den Eingang eines engen, ſchattenreichen Canals von etwa 10 bis 12 Schritt Breite. Dieſer natürliche, früherhin dicht verwachſene Canal war vor einigen Tagen auf Befehl des Ouvidors aufgeräumt und die überhängenden Gebüſche weggehauen worden; er iſt der Eingang in einen ſchönen, ziemlich anſehnlichen See, die Lagoa d'Arara, welche rundum von Waldbergen eingeſchloſſen iſt. Etwa eine Viertelſtunde an der Lagoa hinauf hatte der Ouvidor jetzt die Niederlaſſung des Miniſters zu Morro d'Arara zu gründen angefangen; man hatte daſelbſt ſchon Holz ausgehauen und einige Hütten erbaut. Der Ouvidor empfing uns höflich, und ich machte ſogleich meine Einrichtung, mich ein Paar Monathe in dieſer einſamen Wildniß aufzuhalten.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Einleitung 3

I. Reiſe von England nach Rio de Janeiro in Braſilien . . 9

II. Aufenthalt in Rio de Janeiro.
Die Stadt und ihre Umgebungen. Die Indier zu St. Lourenzo. Anſtalten zur Reiſe in's Land 24

III. Reiſe von Rio de Janeiro nach Cabo-Frio.
Praya Grande. St. Gonzalves. Fluß Guajintibo. Serra de Inuá. See und Freguesia de Marica. Gurapina. Ponta negra. Sagoarema. Lagoa de Araruama. St. Pedro dos Indios. Cabo-Frio 33

IV. Reiſe von Cabo-Frio bis Villa de S. Salvador dos Campos dos Goaytacaſes.
Campos Novas. Fluß und Villa de S. João. Rio dos Oſtras. Fazenda von Tapebucú. Fluß und Villa zu Macahé. Pauliſta. Coral de Battuba. Barra do Furado. Fluß Barganza. Abtey S. Bento. Villa de S. Salvador am Fluſſe Paraïba 75

V. Aufenthalt zu Villa de S. Salvador und Beſuch bey den Puris zu S. Fidelis.
Villa de S. Salvador. Ritt nach S. Fidelis. Die Coroados-Indier. Die Puris 99

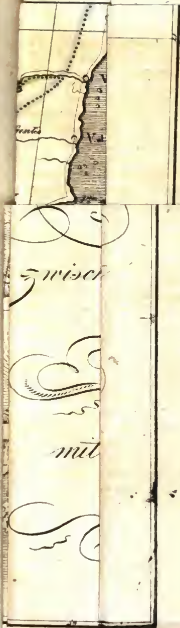
VI. Reiſe von Villa de S. Salvador zum Fluſſe Eſpirito-Santo.
Muribecca. Die Feindſeligkeiten der Puris. Quartel dos Barreiras. Itapemirim. Villa-Nova de Benevente am Iritiba. Goaraparim 125

Seite

VII. Aufenthalt zu Capitania und Reiſe zum Rio Doçe. Villa Velho do Eſpirito-Santo. Cidade de Victoria. Barra de Jucú. Araçatiba. Coroaba. Villa-Nova de Almeida. Quartel do Riacho. Rio Doçe. Linhares. Die Botocudos als erbitterte Feinde 150

VIII. Reiſe vom Rio Doçe nach Caravellas, zum Fluſſe Alcobaça und nach Morro d'Arara am Mucuri zurück. Quartel de Juparanán da Praya. Fluß und Barra von S. Matthaeus. Mucuri. Villa Viçoza. Caravellas. Ponte do Gentio am Fluſſe Alcobaça. Aufenthalt daſelbſt . . 177

Digitized by Google



Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06220 8833

1817
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

A 407416

Digitized by Google